Z (40)
1393

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

340a
2

Mit 22 Lithographien

163

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tutti Frutti

der

neuesten

Litteratur des Auslandes.

1839. Juli. August. September.

Mit 12 artistischen Beilagen.

Berlin,
Verlag von Carl J. Klemann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Z 1393 (4°)
750

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

57. 3087

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Musik in Spanien.

Ich weiß nicht, ob es irgend etwas auf der Welt gibt, was besser als die Musik den Character und den Genius eines Volks bezeichnet. Fremd allen Unterscheidungen, allen Subtilitäten des Worts, ist das, was eine wirklich treffliche Musik reproducirt, das allgemeine Gefühl und so zu sagen das Innerste der Seele; auch ist sie eine Sprache, die, wie Gebehrde und Bewegung, sich mehr an das Gefühl als an die Intelligenz richtet, eine Sprache, die der andern weit überlegen ist, eine synthetische Sprache, die mit einem Schlage zwei Seelen verschmilzt und zwei Herzen für einander schlagen macht, ohne die unzureichende Vermittlung der Erklärung der gesprochenen Sprache. Auch verräth nichts besser den Character einer Person als ihre musikalische Richtung und die Art, wie sie ihre Gefühle ausdruckt. Das geht so weit, daß ich überzeugt bin, daß eine für Musik wohl organisirte und außerdem verständige Person fast immer, auf das bloße Hören und nach dem musikalischem Ausdruck, auf eine ziemlich sichere Art von dem Grade der moralischen Erhebung eines Sängers wird urtheilen können. Wenn die Diagnostik, wie die Aerzte es nennen, auf Individuen anwendbar ist, mit wie viel größerer Gewißheit wird sie nicht auf Nationen angewendet werden können? Wer kann in der deutschen Musik das Gefühl des inneren Ideals, die Kraft des Nachdenkens und die dem geduldigen und beharrlichen deutschen Genius eigene Fähigkeit der Combination verkennen? Wer betet, wer seufzt, wer drückt die Schmerzen der Seele besser aus, als Beethoven; wer versteht es besser als er uns von Accord zu Accord bis zum Throne des Ewigen zu erheben? Das nachdenkende Deutschland excellirt in der Symphonie, wie das leidenschaftliche Italien im dramatischen Gesange excellirt; die Italiener vertrauen ihre Inspirationen nicht der unbeseelten Stimme der Instrumente an, sie ziehen die Stimme des Menschen vor und wissen für sie gefühlvolle und rührende Melodien zu setzen. Zu träge, um sich den beharrlichen Combinationen der deutschen Wissenschaft anzuschließen, verweisen sie das Orchester in den zweiten Rang und concentriren alle ihre Kraft in klaren und, wie in der Sonne glühenden Cantilenen. Man höre Almaviva, wie er, an einem schönen Frühlingsmorgen, unter Rosinens Fenster singt:

Ecco ridente il cielo
Spunta la bella aurora.

Niemals haben die romantischen und träumerischen Leidenschaften der Helden Schillers diese Sprache geredet; aber der ganze Süden, mit seiner entgegenkommenden Liebe, seinen brennenden Wünschen, seinem glänzenden Himmel und seiner dufterfüllten Atmosphäre — athmet er nicht in dieser wonnevollen Morgenstunde?

Wenn man ein wenig den Character der Musik studiren will und die Stelle, die sie in dem Leben der Spanier einnimmt, so wird man zuvörderst von einem sonderbaren Contrast überrascht. Es giebt vielleicht kein Land, wo die Musik populairer ist. In Spanien singt Jedermann, Jedermann klimpert mindestens ein wenig auf der Guitarre. So wie der Abend kommt, und man geht durch die Straßen von Madrid, so hört man die Leute, theils vor der Thür sitzend, theils hinter dem Vorhang ihrer Bude halb verborgen, die Guitarre spielen, bald mit den Fingern, bald mit einem Kammzahne, was dem Ton etwas Schärferes und dem kurzen und durchdringenden Tone einer Mandoline Aehnliches gibt. Oft bildet sich, während sie spielen, eine improvisirte Quadrille, wozu die Tanzlustigen dies dürftige Orchester schnell benutzen. Der Maulthiertreiber reist nicht ohne Guitarre; bei der Armee giebt es kein Corps, das nicht mindestens einige Guitarren besäße, und wenn man nach einem etwas langen Marsche Halt macht, so wird geschwind zur Guitarre gegriffen, y vamos a tocar un repiquete! Aber alles das ist noch wenig und die Journale der Grenze haben, während ich noch in Spanien war, eine so merkwürdige und characteristische Thatsache erzählt, daß ich glaube, sie hier anführen zu müssen.

Ich weiß nicht an welchem Tage im Frühling 1837 standen die Carlisten und Christinos nicht weit von St. Sebastian einander gegenüber. Die beiden feindlichen Corps campirten auf zwei

Hügeln; nur ein Thal trennte sie. In dem Thale lag ein Dorf und auf diesen Tag fiel gerade das Fest des Schutzheiligen. Sei es, daß die an den Krieg gewöhnten Bauern keine große Aufmerksamkeit darauf richteten, sei es, daß sie wußten, daß die beiden feindlichen Corps an diesem Tage sich nicht angreifen würden, genug die ganze Bevölkerung des Dorfes versammelte sich auf dem öffentlichen Platze und die Mädchen und jungen Burschen begannen die **Jota aragonesa**, die **Cachucha** ꝛc. kurz alle die glorreichen Tänze des unerschöpflichen spanischen Repertoirs. Inzwischen sahen die Carlisten und Christinos, von ihren Hügeln aus, Gewehr im Arm, dem Tanze zu, und der Wind trug die Töne der Guitarren und das Geräusch der Castagnetten bis zu ihnen. Anfangs blieben sie ruhig, aber der Tanz wurde immer animirter, die Castagnetten verdoppelten sich, der **majo** machte seine Luftsprünge und die **maja** suchte schalkhaft ihm zu entrinnen; er ergiff sie und hielt sie in der Luft empor. Das war eine zu starke Versuchung. Eine gewisse Unruhe fing allmählig an, sich in den carlistischen Reihen zu regen und endlich, nach einigen Minuten, warfen die Soldaten den Torniſter ab, setzten die Flinten zusammen, stiegen Truppweise in das Thal hinab und lösten die ermüdeten Tänzer ab. Inzwischen hatten die Christinos, nach einigem Bedenken sich entschlossen, dasselbe zu thun, und so entsagten Carlisten und Christinos, die Constitution und der Despotismus, gezähmt wie einst die Tiger durch Orpheus Leier für den Augenblick ihrem Hasse und ihrer Rache, und tanzten friedlich und vergnügt mit einander, nach der Musik einiger schlechten Dorf-Guitarren.

Es konnte scheinen, daß, nach einer so allgemeinen und so ausgesprochenen Neigung, die musikalische Inspiration in Spanien zahlreiche und verschiedenartige Formen hätte annehmen müssen; denn wenn ein Geschmack populair ist, so ist es selten, daß die geistreicheren und talentvolleren Menschen, die aus der Masse des Volkes hervorgehen, nicht die Kunst auf einen hohen Glanzpunkt erheben. So fand in Griechenland die Zeichnenkunst Dollmetscher in Phidias, Polyklet und Apelles, so hat in unsern Tagen die in Deutschland und Italien populair gewordene Musik eine Menge unsterblicher Künstler aller Gattungen, vom Trinklied und Chor ohne Begleitung an bis zur Oper, zur Symphonie und zum Oratorium erzeugt. Durch eine sonderbare Ausnahme hat Spanien, wo der Geschmack für Musik allgemein verbreitet ist, nur reizende Chansonnetten und etwas Kirchenmusik hervorgebracht, die, so viel ich urtheilen kann, keinen eigenthümlichen Character hat: übrigens nicht eine Oper, nicht eine Symphonie, nicht einen großen Tonsetzer. Der Spanier liebt die Musik, aber er ist mit sehr wenigem zufrieden; er hat nicht das feurige und erfinderische Genie, das keine Form befriedigen kann, und das, immer wißbegierig, von Entdeckung zu Entdeckung fortschreitet. Die Musik ist für ihn nur eine Erholung. Er singt lieber das Lied, das sein Vater oder selbst schon sein Großvater sang, als daß er sich abmüht, irgend ein Hauptwerk zu componiren, das ihm mehr Beschwerde als Vergnügen machen würde. Der Spanier hat fast in keiner Sache den Genius des Fortschreitens und der Vervollkommnung. Die Vergangenheit beschäftigt ihn mehr als die Zukunft, und er beschränkt sich darauf, die Tradition fortzupflanzen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, sie zu vergrößern und zu bereichern. Die musikalische Nüchternheit dieses Volks ist etwas Unbegreifliches; man möchte sagen, daß es eine Eigenschaft sei, die ihm in allen Dingen anklebt und die der unterscheidende Zug seines Lebens ist. Eben so, wie es sich mit einer Knoblauchzwiebel auf Brod begnügt, ist es, in der Musik mit einigen Accorden zufrieden. Oft habe ich in Madrid einen Obsthändler, meinen Nachbar, gehört, der keinen Abend vorübergehen ließ, ohne seine Guitarre zur Hand zu nehmen. Er spielte zuweilen zwei und drei Stunden lang, aber sein ganzes Glück beschränkte sich auf drei Accorde: **ut mi sol, ré fa la, si re fa etc.** Er hatte die Geduld, zwei Stunden lang, diese drei Accorde anzuschlagen und ich kann ihm das Zeugniß geben, daß er, mehr als sechs Wochen lang, nicht einen Abend ausgesetzt hat.

Darin allen Völkern des Südens und namentlich den Orientalen ähnlich, denen sie durch die Araber so nah verwandt sind, begreifen die Spanier weit besser die Melodie als die Harmonie. Der Ton oder Klang ihrer Stimme hat nicht das Weiche der italienischen Kehle; es ist ein schärferer, durchdringenderer Ton, welcher mehr Heiterkeit oder Leidenschaft als Zärtlichkeit ausdruckt, und der Styl ihrer Lieder hat im Allgemeinen etwas Lebendiges oder Accentuirtes, das mit dem Ausdruck ihres Gesanges ganz übereinstimmend ist. —

Viele dieser Musikstücke, wie die **Cachucha**, die **Jota** und **Pajarita nuero**, dienen zugleich zum Gesange oder zum Tanze. Sie haben im Allgemeinen einen originellen Character, welcher nicht erlaubt, sie mit irgend einer andern Musik zu verwechseln. Uebrigens würde es unnütz sein, noch länger dabei zu verweilen. Alles, was ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sagen könnte, würde doch denen, die die spanische Musik nicht kennen, keinen Begriff davon geben und denen, welche sie kennen, sehr überflüssig scheinen. Ich will daher mit einer einzigen Bemerkung schließen.

Wenn man zum ersten Male eine spanische Dame oder Fräulein in einem Salon die Nationallieder singen hört, so wird man überrascht und ergriffen von dem anziehenden und leidenschaftlichen Ausdruck, den sie hineinlegen. Kaum, daß unsere Theatersängerinnen so viel thun. Sie singen, wie sie fühlen, und die Zuhörer, die im Einklang sind, finden keinen Grund, sich zu verwundern; die Fremden nur sind ein wenig erstaunt. Das kommt ohne Zweifel daher, daß der kalte Spott, der alles mit seinem krittelnden Blicke zu Eis macht, auf der andern Seite der Pyrenäen ohne Kraft ist. Die Spanier haben außerdem Stolz und viel, aber sie haben fast keine Eitelkeit und diese Stimmung gibt ihnen in der Welt einen Halt und eine Zuversicht, welche die Freiheit und Originalität der Manieren sehr erhöht. Sie sind weit naiver als wir. Ich erinnere mich, daß einst ein junger Andalusier, dessen Bekanntschaft ich in Madrid machte, mich zu seinen Schwestern führte. Eine von ihnen spielte die Guitarre mit seltenem Talent und sang sehr hübsch. Ihr Bruder hatte mir das gesagt. Nachdem mein Besuch etwa eine Viertelstunde gedauert hatte, bat ich sie zu singen, was sie sogleich that, ohne Weigerung, ohne Ziererei, ohne Schnupfen oder Vergessenheit vorzuschützen. Sie sang in der That vortrefflich. Auch bezeugte ich ihr lebhaft das Vergnügen, das sie mir gemacht, ohne doch, aus Furcht vor Indiscretion, die Bitte zu wagen, fortzufahren. Sie aber, da sie sah, wie viel Geschmack ich daran fand, sang mir von selbst ihr ganzes kleines Repertoir vor mit einer Naivität reizender Koketterie. Es war, als hätte sie mir gesagt: „Mein Gesang gefällt Ihnen; nun! das freut mich, und ich will Ihnen so viele Freude machen als ich kann." Gutes und liebenswürdiges Mädchen! Wenn die sogenannten feinen Manieren in ihr Land gedrungen sein werden, so wird sie begreifen, daß man sich in einem solchen Falle bitten, anflehen, beschwören lassen und als eine unschätzbare Gunst das kleine Vergnügen gewähren muß, das man sich eigentlich nur selbst macht, in dem man sich bewundern läßt.

Es wäre ohne Zweifel noch vieles andere über spanische Musik zu sagen, aber ich weiß nichts davon.

A. Gueroult.
(Précurseur.)

Die fünf Schwestern von York.

von

Boz (Dickens).

Vor vielen, vielen Jahren — denn das funfzehnte Jahrhundert war zu der Zeit kaum zwei Jahre alt und König Heinrich IV saß auf dem englischen Thron — wohnten in der alten Stadt York fünf jungfräuliche Schwestern von außerordentlicher Schönheit. Die älteste war drei und zwanzig Jahre alt, die zweite war ein, die dritte wieder ein, und die vierte abermals ein Jahr jünger. Alle vier waren majestätische Gestalten mit dunklen, blitzenden Augen und kohlschwarzem Haare; in allen ihren Bewegungen lag ebenso viel Würde, als Anmuth, und der Ruf ihrer großen Schönheit war im ganzen Lande verbreitet.

Waren aber die vier älteren Schwestern schön, wie reizend war die jüngste, das lieblichste Kind von sechzehn Jahren! Die weichste Röthe der feinsten Frucht, die zarteste Färbung des schönsten Blumenkelchs können nicht reizender sein, als die Rosen und Lilien ihres edel gebildeten Antlitzes, oder das dunkle Blau ihrer Augen waren. Das zierlichste, üppigste Rebengehänge läßt sich nicht anmuthiger denken, als ihr braunes Haar, das in vollen dichten Locken ihre Stirn umspielte.

Hätten wir Alle Herzen, wie sie in den Busen derer, die jung und schön sind, schlagen, welch ein Paradies würde die Erde sein! Könnten nur unsere Herzen die jugendliche Frische bewahren, während die Körper alt und welk werden, wie wenig würden unsere Leiden und Sorgen bedeuten; doch ach! das schwache Abbild Edens, das wir in der Kindheit und Jugend an uns tragen, erbleicht und wird gar bald verwischt bei den rauhen Berührungen und herben Kämpfen mit der Welt, um nur zu oft nichts zurückzulassen, als eine traurige Leere.

Das Herz dieses lieblichen Mädchens, war ganz erfüllt von Lust und Heiterkeit. Eine hingebende Zärtlichkeit gegen die Schwestern und eine glühende Liebe für alles Schöne in der Natur waren Alicen's reine Neigungen und Gefühle. Ihre melodische Stimme und ihr fröhliches Lachen waren die süßeste Musik im Hause der Schwestern, dessen eigentliches Licht und Leben sie war. Sie pflegte die schönsten Blumen im Garten; die Vögel in den Käfigen sangen vergnügt, wenn sie ihre Stimme hörten und verstummten betrübt, wenn sie ferne weilte. O Alice, süße Alice! welches lebende Wesen in deinem beglükkenden Zauberkreise hätte dich nicht lieben müssen!

Man würde jetzt vergeblich die Stätte suchen,

wo die Wohnung der Schwestern stand, deren Namen schon aus der Erinnerung der Menschen entschwunden sind, und von deren Dasein im Moder wühlende Alterthumsforscher als von einer Fabel reden. Doch sie wohnten in einem alten — selbst in jenen Tagen schon alten hölzernen Hause mit vorstehenden eichenen, durch rohes Schnitzwerk verzierten Giebeln und Söllern. Das Haus stand in einem artigen Obstgärtchen, und das Ganze war von einer kunstlos aufgeführten steinernen Mauer umschlossen, von welcher ein tüchtiger Bogenschütze einen Pfeil nach dem heiligen Marienkloster hätte entsenden können. — Das alte Kloster war damals in seiner Blüthezeit, und, die fünf unter seinem Krummstabe wohnenden Schwestern zahlten jährliche Pflichten an die schwarzen Benedictiner-Mönche, deren Orden es angehörte.

Einst, an einem köstlichen, sonnigen Sommermorgen, trat einer jener schwarzen Mönche aus dem Klosterthore und richtete seine Schritte nach dem Hause der fünf Schwestern. Oben der Himmel war blau und unten die Erde grün; der Strom glänzte und blitzte im Sonnenscheine gleich einem Diamantgürtel, die Vögel sangen in den Zweigen der schattigen Bäume, die Lerche wirbelte ihr Lied hoch über den wogenden Kornfeldern, und das Gesumm zahlloser Insecten erfüllte die Luft. Alles athmete Freude und bot den lachendsten Anblick dar; aber der heilige Mann wanderte düster und die Augen zu Boden gekehrt seines Wegs. Die Schönheit der Erde ist nur ein Hauch und die Menschen Schatten. Wie hätten sich Gefühle für sie regen sollen in einem heiligen, weltverachtenden Büßer!

Endlich stand er vor dem kleinen Pförtchen der Gartenmauer der Schwestern. Er trat hinein, verschloß es hinter sich und war nur wenige Schritte gegangen, als die Laute wohlklingender Stimmen und fröhlichen Gelächters sein Ohr trafen, und als er die Augen emporhob, erblickte er in geringer Entfernung die fünf Schwestern. Sie saßen auf dem Rasen, Alice in der Mitte, und waren wie gewöhnlich emsig mit Stickereien beschäftigt.

„Gott grüß' Euch, schöne Töchter!" sagte der Mönch. Und sie waren in der That so schön, daß selbst ein Mönch sie hätte lieben können als erlesene Meisterwerke der Hände seines Schöpfers.

Die Schwestern erwiederten den Gruß des heiligen Mannes mit gebührender Ehrerbietung, und die älteste ladete ihn ein, auf einer Moosbank neben ihnen Platz zu nehmen. Allein der gute Mönch schüttelte den Kopf und warf sich auf einen sehr harten Stein nieder — worüber bei den Engeln im Himmel ohne Zweifel große Freude war.

„Ihr waret fröhlich, Töchter," sagte der Mönch.

„Ihr kennt, Vater, unserer lieben Alice fröhlichen Sinn," erwiederte die älteste Schwester, und ließ die Locken des lächelnden Mädchens durch ihre Finger gleiten.

„Und es erweckt in uns so selige Lust, Alles um uns her so schön und sonnig zu schauen, Vater," fügte Alice erröthend hinzu, denn der Einsiedler heftete finstere Blicke auf sie, antwortete auch nur durch eine feierliche Kopfneigung, und die Schwestern setzten schweigend ihre Beschäftigung fort.

„Noch immer also," hub der Mönch endlich zu der ältesten Schwester gewendet an, „noch immer also vergeudet ihr die kostbaren Stunden mit diesen irdischen Eitelkeiten. Ach, ach! daß die wenigen Bläschen auf dem Spiegel der Ewigkeit — Alles, was uns der Himmel von dem dunklen, tiefen Strome zu schauen vergönnt — so leichtsinnig zerschlagen werden!"

„Vater," wendete das Mädchen ein, gleich den andern Schwestern in ihrer Arbeit inne haltend, „wir haben in der Frühmesse unsere Andacht verrichtet, unsere täglichen Almosen an der Hausschwelle ausgetheilt, und die kranken Landleute besucht und verpflegt, — unser Tagewerk vor Mittag ist gethan. Ich denke, unsere Beschäftigung verdient keinen Tadel?"

„Schau," erwiederte der Mönch, ihr den Rahmen aus der Hand nehmend, „da laufen buntfarbige Fäden verworren durch einander, ohne Absicht, ohne Zweck, es sei denn der, daß das nichtige Werk Deiner Hände bestimmt ist, als ein eitler Schmuck der Hoffahrt Deines schwachen, gebrechlichen Geschlechts zu fröhnen. Wie viele schöne Tage sind auf die nutzlose Arbeit verwendet, und sie ist noch nicht halb zu Ende gebracht. Der Schatten eines jeglichen verschwendeten Tages fällt auf unsere Gräber, und die Würmer jubeln, ihn zu sehn und zu wissen, daß wir gar bald hineinsinken und ihnen zum Raube werden. Gibt es denn keine bessere Weise, Töchter, die flüchtigen Stunden hinzubringen?"

Die vier ältesten Schwestern schlugen wie beschämt die Augen nieder, Alice aber erhob die ihrigen und richtete sie sanft auf den heiligen Mann.

„Unsere theure Mutter", sagte sie — „der Himmel schenke ihrer Seele Ruhe!"

„Amen!" fiel der Mönch mit feierlicher Stimme ein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Unsere theure Mutter," fuhr Alice stockend fort, „war noch am Leben, als wir diese mühsamen Arbeiten begannen, und hieß sie uns, wenn sie selbst nicht mehr sein würde, in unsern weislich und fröhlich zu verwendenden Mußestunden fortsetzen. Sie sagte, wenn wir in unschuldiger Fröhlichkeit und bei jungfräulichen Beschäftigungen diese Stunden mit einander verlebten, so würden sie die glücklichsten und friedreichsten in unserem Leben sein; und wenn wir später in die Welt hinausgingen und ihre Sorgen und Mühen theilten — wenn wir, durch ihre Versuchungen verlockt und durch ihren falschen Glanz geblendet, je der Liebe oder der Pflichten vergäßen, die stets mit heiligen Banden die Kinder einer guten Mutter verbinden sollten — dann würde ein Blick auf die alte gemeinschaftliche Arbeit unserer Mädchenjahre gute Gedanken vergangener Tage in uns erwecken, und unsere Herzen der Zärtlichkeit und Liebe wieder öffnen."

„Alice redet die Wahrheit, Vater," fiel die älteste Schwester mit einigem Stolze ein, und setzte gleich den andern ihre Arbeit wieder fort.

Sie stickten, eine Jede, eine Art Modelltuch nach einem und demselben verwickelten Muster. Der Mönch stützte schweigend das Kinn auf die Hand, und seine Blicke schweiften von der einen zur andern.

„Wie viel besser, wäre es," sagte er endlich, „wenn Ihr allen Gedanken und Ungewißheiten solcher Art zu entgehen suchtet, und unter dem friedlichen Schirme der Kirche Euer Leben dem Himmel weihet! die Kindheit, und die Jugend, das männliche und das Greisen-Alter vergehen so schnell, als sie auf einander folgen. Gedenkt, wie rasch der menschliche Staub dem Grabe entgegeneilt, richtet die Blicke unablässig nach diesem Endziele der Erdenpilgerschaft, und entflieht der Gewitterwolke, die inmitten der Freuden dieser Welt aufsteigt und die Sinne der Knechte der irdischen Lust verwirrt. Nehmt den Schleier, Töchter, den Schleier!"

„Nein Schwestern, nimmermehr!" rief Alice aus. „Laßt uns des Himmels Licht und Luft, und die grüne Erde und was Schönes auf ihr zu schauen ist, und lebt und webt, nicht mit dem dumpfen Kloster oder der finsteren Zelle vertauschen. Die Segnungen und Gaben der Natur sind die wahren Güter des Lebens, und wir können sie ohne Sünde mit einander genießen. Zu sterben ist unser bitteres Loos, doch laßt uns dem Tode entgegen gehen, während der fröhliche Lebensstrom uns umrauscht; mögen warme Herzen an unserer Seite pochen, wenn unsere erkalteten aufhören zu schlagen; möge unser Scheideblick haften auf den Grenzen, die Gott seinem hellen, weiten Himmel gesetzt hat, und nicht auf steinernen Mauern und Eisengittern! O liebe Schwestern, wenn Ihr auf mich hören mögt, laßt uns im Frieden dieses grünen Gartens leben und sterben, und das finstere traurige Kloster meiden, und wir werden glücklich sein!"

Aus ihren Augen perlten helle Thränen, als sie die glühende Rede schloß, und sie verbarg ihr Antlitz am Busen einer der Schwestern.

„Sei ohne Furcht, Alice," sagte die älteste und küßte ihr die schöne Stirn. „Der Schleier soll nie seinen Schatten auf Dein junges Antlitz werfen. Was sagt Ihr, Schwestern? Sprecht für Euch selber, und nicht für Alice oder mich!"

Die Schwestern riefen aus einem Munde, sie würden eine Jede das Schicksal Aller theilen, und es gäbe Wohnungen des Friedens und der Tugend auch außerhalb der Klostermauer.

Die älteste erhob sich darauf mit Würde und sprach: —

„Vater, Ihr habt unsern Entschluß vernommen. Derselbe fromme Wille, der das Kloster der heiligen Jungfrau bereichert und uns als Waisen unter seinen ehrwürdigen Schutz gewiesen, hat zugleich gewollt, daß unsern Neigungen kein Zwang aufgelegt werde, sondern daß wir nach unserer eigenen freien Wahl leben sollten. Wir bitten Euch also, wollet uns nicht mehr davon hören lassen. Schwestern, es ist sogleich Mittag; laßt uns bis zum Abend hineingehen!"

Sie verneigte sich vor dem Mönche, ging Hand in Hand mit Alice dem Hause zu, und die andern Schwestern folgten.

Der heilige Mann, der schon oft mit derselben Aufforderungen in sie gedrungen war, aber noch nie eine so bestimmte Weigerung von ihnen vernommen hatte, ging ihnen, die Augen zur Erde niedergebeugt und die Lippen wie im Gebet bewegend, einige Schritte nach. Als sie die Thür erreicht hatten, rief er ihnen zu, noch zu verweilen. Er hob die rechte Hand empor, blickte bald Alice, bald die älteste Schwester zürnend an und sprach: —

„Hört von mir, was die Erinnerungen sind, die Ihr statt der Ewigkeit festhalten und durch eitlen Tand erwecken wollt, wenn sie durch des Himmels Gnade schlummern. Bittere Täuschungen, schwere Betrübniß und der Tod begleiten im spätern Leben das Gedächtniß irdischer Dinge. Die Zeit wird kommen, wo ein Blick auf Euer nichtiges Spielwerk tiefe Wunden Eurer Herzen wieder aufreißt, also daß ein Schwert durch Eure

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seele geht. Ist die Stunde da, und merkt wohl, sie kommt — dann wendet Euch von der Welt, an der Eure Herzen hängen, zu der Friedensstätte, die Ihr verschmäht. Die Klosterzelle ist mit nichten öder und trauriger, als die durch Schmerz und Grämen heimgesuchte Menschenbrust. Sucht sie auf und beweint in ihr die Träume Eurer Jugend. Doch das Alles ist des Himmels Wille, nicht der meinige," sagte er mit leiserer Stimme und nach den betenden Mädchen sich umschauend. „Die heilige Jungfrau behüte Euch und sei mit Euch, Töchter!"

Also redend enteilte er durch das Gartenpförtchen, und die Schwestern verschlossen ihr Haus und ließen sich an dem Tage nicht wieder sehen.

Doch die Natur hört nicht auf zu lächeln, wenn Priester auch noch so finster blicken; die Sonne schien hell am andern Tage, und am zweiten und dritten abermals, und die Schwestern fuhren fort, im hellen Morgenglanze und beim sanften Abendscheine in ihrem stillen Gärtchen zu lustwandeln, zu arbeiten, oder die Stunden durch munteres Gespräch zu kürzen.

Die Zeit verging gleich einer Mähr, die da erzählt wird; verging noch rascher als viele Geschichten, die erzählt sind oder werden, und deren Zahl, wie ich fürchte, die meinige angehören mag, das Haus der fünf Schwestern stand an seiner alten Stelle, und dieselben Bäume warfen ihren erquickenden Schatten auf den Rasen. Auch die Schwestern weilten noch an ihrer alten Wohnstätte und waren noch immer holde Frauenbilder, doch aber war eine Veränderung eingetreten. Das Haus ertönte bisweilen vom Geklirr eiserner Rüstungen, die Strahlen des Mondes fielen auf Stahlhauben, ein athemloser Reiter sprengte vor die Thür, und eine Mädchengestalt schwebte eilends hervor, begierig Kunde zu erfragen von dem Sendboten. Einst übernachtete eine stattliche Schaar von Rittern und Edelfrauen innerhalb der Klostermauern und ritt am anderen Tage, zwei der schönen Schwestern in seiner Mitte, davon. Die Reiter erschienen seltener und brachten, wenn sie kamen, böse Zeitung; sie ließen sich endlich gar nicht mehr blicken, und wegmüde Landleute schlichen nach Sonnenuntergang durch das Pförtchen und richteten ihre Botschaft heimlich aus. Einst ward ein Dienstmann um Mitternacht in Hast nach dem Kloster entsendet, und als der Morgen kam, ertönte Wehklagen im Hause der Schwestern, in welchem darauf ein trauriges Schweigen zu herrschen begann, und weder Ritter noch Knappe mehr gesehen wurde.

Der Himmel war grau und düster, die Sonne war zürnend untergegangen und hatte die schwarzen Wolken mit den letzten Spuren ihres Zornes gefärbt, als der Mönch auf eines Steinwurfs Weite vom Kloster daherschritt. Die Bäume und Sträucher ließen die Blätter und Blüthen hängen, und als der Wind endlich die unnatürliche Stille unterbrach, seufzte er schwer von Zeit zu Zeit, gleichsam wehmüthig die Verwüstungen des heranziehenden Ungewitters vorher verkündigend. Die Fledermaus schwebte wie ein Traum durch die schwüle Luft dahin, und die Erde war lebendig von kriechendem Gewürm, das der Naturtrieb schon hervorrief, in der bald eintretenden Feuchtigkeit zu schwelgen.

Der Mönch richtete die Blicke jetzt aber nicht zu Boden, sondern ließ sie unruhig umherschweifen, bald hier, bald dorthin, wie wenn die Schrekken des heranziehenden Wetters, der Graus um ihn her Anklang fände in seiner Brust. Er war unweit des Hauses der Schwestern angelangt, stand still und trat abermals durch das Pförtchen in den Garten.

Doch nicht mehr trafen die Laute fröhlichen Gelächters sein Ohr, noch ruheten seine Blicke auf den lieblichen Gestalten der fünf Schwestern. Alles war stumm, öde und verlassen. Die Zweige der Bäume waren niedergebeugt, und das Gras lang und wild empor geschossen. Seit vielen, vielen Tagen hatte kein leichter Fuß das Gärtchen betreten.

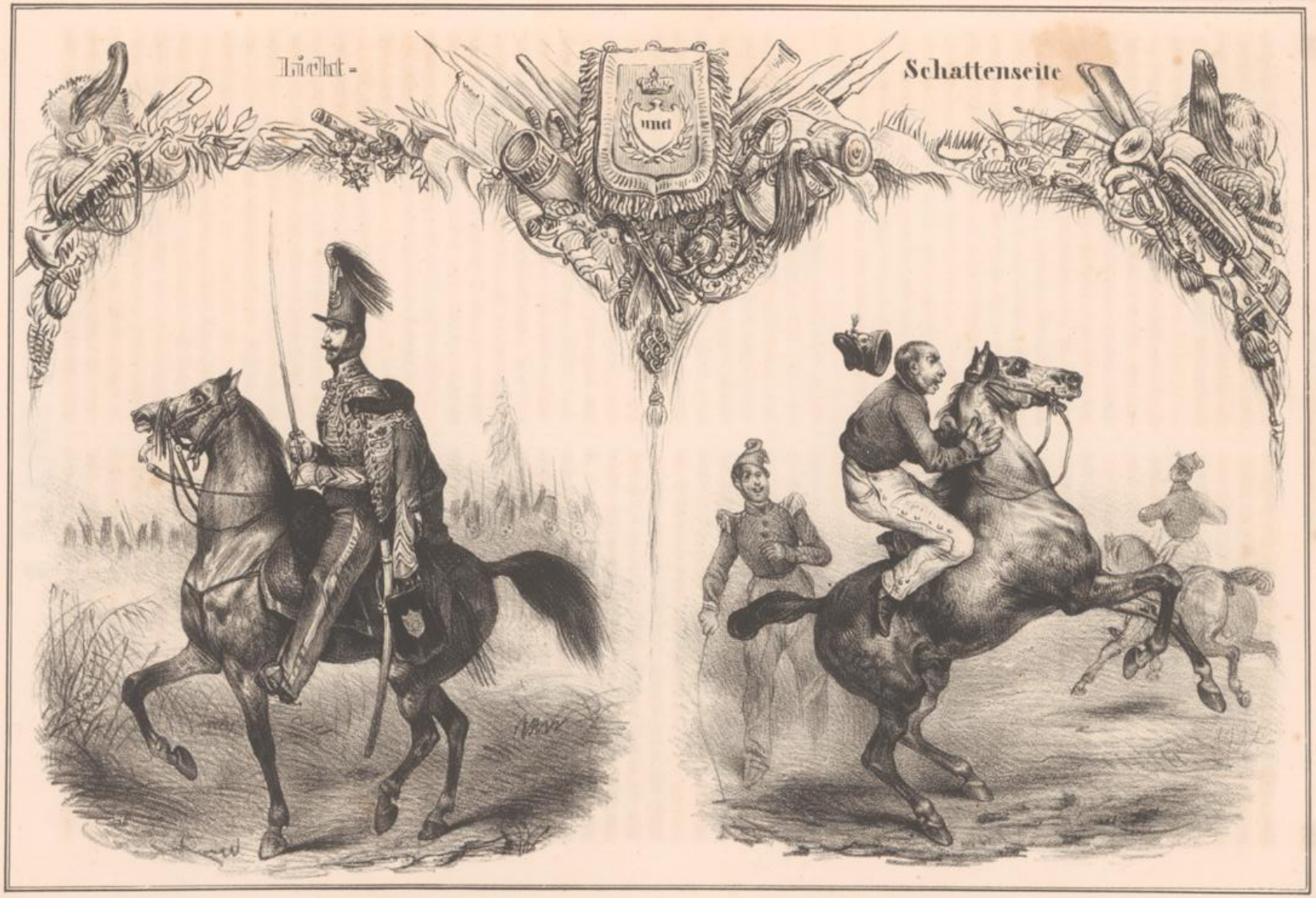
Der Mönch ging mit geräuschlosem Tritt und achtlos, als wenn die vorgegangene Veränderung ihm längst bekannt gewesen, in das Haus, und trat in ein niedriges, dunkles Zimmer ein, in welchem vier Schwestern bei einander saßen. Ihre schwarzen Gewänder ließen ihre bleichen Gesichter noch weißer erscheinen, in welche Zeit und Kummer die Spuren ihrer Verwüstungen tief eingegraben hatten. Die Schwestern waren noch immer hohe, stattliche Gestalten, doch die Blüthe und der Stolz ihrer Jugendschöne waren nicht mehr zu schauen.

Und Alice — wo war Alice? Im Himmel!

Der Mönch — sogar der Mönch — sah in diesem Fall irdischem Schmerz langmüthig nach; denn die Schwestern hatten einander lange nicht gesehen, und ihre gebleichten Wangen zeigten Furchen, wie die Jahre sie nimmermehr hätten ziehen können. Er ließ sich schweigend nieder und winkte ihnen, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Sie sind noch hier, Schwestern," sagte die älteste mit bebender Stimme. „Ich habe sie noch nicht wieder ansehen können, schäme mich aber

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meiner Schwachheit. Warum sollten wir auch die Erinnerungen an die theure Schwester fürchten? Und die alten Zeiten vor die Seele zurückrufen, muß uns auch heute noch eine wehmüthige Freude sein."

Sie blickte den Mönch an, während sie so sprach, öffnete den Schrank und nahm die fünf Rahmen heraus. Die Stickereien waren längst vollendet gewesen. Der Schritt der Jungfrau war fest, aber ihre Hand zitterte, als sie den letzten Rahmen herausnahm; und als die Schwestern bei dem Anblick plötzlich zu weinen begannen, brachen auch aus ihren Augen die zurückgepreßten Thränen hervor, und sie schluchzte: „Der Friede Gottes sei mit ihr!"

Der Mönch erhob sich und trat zu den Schwestern. „Es war wohl das Letzte, was sie in gesunden Tagen berührt," sagte er.

„Ja, so ist es," rief die älteste Schwester in Thränen aus:

Der Mönch wendete sich zu der Zweiten.

„Der ritterliche Jüngling, der in Deine Augen schaute, als wenn er in Liebe und Lust hätte vergehen wollen, als er Dich mit diesem Tand beschäftigt sah, liegt begraben unter Rasen von Blut geröthet. Rostige Stücke seines einst glänzenden Waffenschmucks liegen zerstreut umher, und sind so wenig erkennbar, als es seine zu Staub zerfallenen Gebeine sind!"

Das Mädchen rang ächzend die Hände.

„Der Höfe List," fuhr er zu den zwei anderen Schwestern sich wendend, fort, „lockte Euch aus Eurer friedlichen Wohnung fort in den Taumel glänzender Feste und Lustbarkeiten. Dieselbe Täuschung und der stolze Ehrgeiz übermüthiger, hochfahrender Männer haben Euch als verwittwete Jungfrauen, verstoßen und entehrt, hierher zurückgesendet. Sprech ich die Wahrheit?"

Das Schluchzen der beiden Schwestern war ihre einzige Antwort.

„Wozu," sagte der Mönch mit einem bedeutsamen Blicke, „wozu die Zeit mit eitlem Spielwerk vergeuden, das nur die bleichen Gestalten entschwundener Jugendhoffnungen heraufbeschwört! vergrabt es tief und bemühet Euch, es unter Büßung und Kasteiungen im Kloster zu vergessen."

Die Schwestern baten um drei Tage Bedenkzeit, und es war ihnen als wenn der Schleier in Wahrheit das paßliche Leichentuch ihrer abgestorbenen Freuden wäre. Doch es kam der Morgen, und so verwildert das Gärtchen war, hatte es doch nicht aufgehört, dasselbe Gärtchen zu sein, und noch immer war darin der Rasensitz, auf welchem sie so oft bei einander gesessen, als Schmerz und Wechsel nur Worte für sie waren, deren Bedeutung sie nicht kannten; und kein Pfad, keines der Plätzchen war verschwunden, die Alice zu Stätten heiterer Lust gemacht hatte, und im Münster-Schiffe lag ein glatter Stein, unter welchem die holde Blume im Frieden schlummerte.

Und wenn sie gedachten, wie in der Schwester das junge Herz bei dem Gedanken an Klostermauern gezagt hatte, durften sie auf ihr Grab in Gewändern herniederblicken, welche die in Staub zerfallende Gestalt darin kalt durchschauern mußten? Konnten sie sich niederbeugen im Gebet, und wenn der ganze Himmel sich ihnen zuneigte, sie zu hören, eines Engels Antlitz durch den düsteren Schatten des Grabes verdunkeln? — Nein.

Sie sandten Boten an Künstler, in jenen Zeiten hochberühmt, erwirkten der Kirche Erlaubniß zu ihrem frommen Vorhaben, und ließen eine treue Kopie ihrer Stickerei-Rahmen in fünf großen Feldern nachbilden zu einer prachtvollen Fensterzier. Und wenn die Sonne schien, die sie so gern geschaut, dann glänzte hell die bunte Schilderei, und der strahlende Schein warf den Namen Alice in glühenden Farben zurück auf die Fußplatten des Kirchenchors.

Gar manche Stunden gingen die Schwestern Tag für Tag in der Klosterkirche auf und ab und knieten nieder neben dem platten, breiten Steine. Nach einer Reihe von Jahren sah man ihrer nur noch drei, dann nur noch zwei, und endlich nur noch eine einzige vor Alter Gebeugte; und endlich erschien auch sie nicht mehr, und der Stein trug einfach fünf Taufnamen. —

Der Stein ist hinweggenommen und durch andere ersetzt, und viele Geschlechter sind seit jener Zeit gekommen und wieder entschwunden. Die Zeit hat die Farben gebleicht, doch noch immer fällt derselbe Lichtstrom auf das vergessene Grab, von welchem keine Spur mehr übrig ist, und bis auf diesen Tag wird dem Fremden in der Kathedrale von York ein Fenster gezeigt, und genannt: Die fünf Schwestern.

Hylas.

(Nach dem Englischen.)

„Schöner Strom, o dürft' ich liegen
Schlummernd hier am Ufersaum!
Ach, auf dir mich hinzuwiegen
Lebenlang — ein süßer Traum!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Blumen stehn berauscht in Düften,
Nie von Seufzerhauch erschreckt,
Harfen athmen in den Lüften,
Nie von Menschenhand geweckt.

„Und Gestalten um mich schweben,
Menschenaugen viel zu schön,
Und Gedanken in mir weben
Lieblich wär's so zu vergehn."

Wo die Wasser sich erwühlen
Sonnig aus krystall'nem Schacht,
Nymphen dort auf Rosenpfühlen
Hatten ihres Zaubers Acht.

„Hylas, horch! der Fahrwind sauset,
Dem dein Segel schwellen muß;
Hylas, horch! die Brandung brauset,
Horch! des Schiffers Scheidegruß.

„Doch ein edler Schicksal fand dich,
Als je Tapferkeit gewann,
Und ein tiefrer Zauber band dich.
Als gelöst hat je ein Mann."

Und er neigt sich zu den Wellen,
Taucht die Marmorurne ein;
Heimweh; dunkle Angst gesellen
Sich zu glüh'nder Träume Reih'n.

Eng und enger wird die Kette,
Geisterschönheit spielt um ihn,
Schwindelnd nach dem Flutenbette
Blickt er, sinkt, und — ist dahin.

Ruht am Busen der Najade,
Und du suchst mit eitlem Fleiß
Nun im Hain, nun am Gestade
Deinen Liebling, Sohn des Zeus!

Die Vendeer-Hochzeit.

Von

J. Janin.

Baudelot von Dairval war der Enkel des Cäsar Baudelot, der in den Memoiren der Herzogin von Orleans, der Mutter des Regenten, erwähnt wird. Diese Fürstin, welche mit den ersten Namen Frankreichs so verächtlich umgegangen ist und welche weder ihren Sohn noch ihre Enkelinnen geschont hat, spricht von Cäsar Baudelot mit allem Lobe, und Saint-Simon, dieser skeptische und spöttische Edelmann, läßt ihm ebenfalls alle Gerechtigkeit wiederfahren. Es ist also sehr natürlich, daß der junge Heinrich es einem solchen Namen schuldig zu seyn glaubte, sich in die Vendee zu begeben, um dort mit den Waffen in der Hand Protest gegen die Ausschweifungen der Revolution einzulegen. Baudelot zog in die Vendee aus keinem anderen Grunde, als weil damals einem Manne von seinem Namen und seiner Stellung nichts Anderes übrig blieb; er schlug sich, wie man sich dort schlug, weder mehr noch weniger; er war der Freund Cathelineau's und aller Anderen; er kämpfte Riesenschlachten mit und lachte und sang, wenn er sich gut geschlagen hatte und das Aechzen der Verwundeten nicht mehr vernahm. Welch' ein Krieg war das! Aber es ist nicht meine Sache, eine schon so oft und mit so verschiedenen Farben entworfene Schilderung noch einmal vorzunehmen. Es ist weder meine noch Eure Sache, die Heldenthaten Baudelot von Dairval's zu erzählen oder zu hören.

Ich will Euch bloß sagen, daß er, als er eines Tages mit zwölf seiner Kampfgefährten von einer Abtheilung der Blauen überfallen wurde, sein Häuflein rasch versammelte. „Meine Freunde," sagte er, „das Haus ist umzingelt; fliehet Alle; suchet unseren Führer Cathelineau zu erreichen. Ich bleibe und vertheidige die Thür; zehn Minuten werde ich mich allein schon halten können. Sie sind Dreihundert und würden uns Alle erwürgen. Lebt wohl, meine Braven! Denket an mich. Heute ist die Reihe an mir; Euch trifft sie morgen."

In diesen wunderbaren Zeiten und in diesem wunderbaren Kriege wunderte man sich über nichts. Die heroischen Kämpfe, welche in den eleganten Kriegen so häufig sind, kamen den Menschen gar nicht in den Sinn. In einem Vertilgungskriege, wie dieser es war, hatte man keine Zeit zu Seelengröße, und man hüllte sich in kein heroisches Gewand; der Heroismus erschien ganz nackt und roh. Da also die Soldaten Baudelot's ihren Führer so sprechen hörten, so dachten sie, daß er ganz Recht habe, und gehorchten ihm ohne Weiteres, wie er es ihnen geheißen hatte. Sie zogen sich über das Dach zurück und nahmen die Frauen und Kinder mit sich. Baudelot, der an der Thür geblieben war, machte einen Lärm wie ein ganzes Bataillon, kommandirte, schrie, klirrte mit seiner Flinte. Die Blauen waren auf ihrer Hut, und Baudelot hielt sich in der Defensive, so lange ihm noch ein Laut zu Gebote stand.

Als ihm aber die Stimme versagte und als er seine Mannschaft in Sicherheit glaubte, wurde

der unschuldige Jüngling dieser Finte müde; es wurde ihm unheimlich, einen Trupp zu kommandiren, der nicht da war, und ohne einen Laut weiter von sich zu geben, verrammelte er jetzt die Thür. Nachdem er wie Zehn geschrieen hatte, verrichtete er nun die Arbeit von Zehnen. Das dauerte einige Minuten. Bald fing indeß die Thür an zu krachen, und die Blauen feuerten durch die Fugen. Baudelot wurde nicht verwundet, und da er in seiner Mahlzeit unterbrochen worden war, so setzte er sich wieder an den Tisch, verspeiste ruhig ein Stück Brod und Käse und leerte dazu einen Krug Gesindewein, in der Ueberzeugung, daß dies seine letzte Mahlzeit sei.

Endlich war die Thür gesprengt; die Blauen drangen ein. Sie brauchten einige Minuten, um die Thür von allen Hindernissen zu befreien und um im Pulverdampfe die Gegenstände zu erkennen. Die Soldaten der Republik spähten blutdürstig nach dem bewaffneten Haufen, der ihnen so lange Widerstand geleistet hatte. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie statt der Männer, deren Stimmen sie deutlich gehört zu haben glaubten, nur einen schönen Jüngling von schlankem Wuchse mit ruhigem Gesichtsausdrucke am Tische sitzen und ein Stück Brod essen sahen! Die Sieger blieben stehen, stumm vor Erstaunen, und Baudelot hatte Zeit, sein letztes Glas zu leeren und seinen letzten Bissen zu essen. „Ihre Gesundheit, meine Herren!" sagte er, indem er das Glas an seine Lippen führte. „Die Garnison dankt Ihnen für die Frist, die Sie ihr gelassen haben." Er stand auf, und gerade auf den Capitain zugehend, fuhr er fort: „Mein Herr, ich bin allein im Hause und augenblicklich bereit, mich hinter den Busch dort zu begeben." Das war Alles, was er sagte. Zu seinem großen Erstaunen wurde er nicht auf der Stelle erschossen. Vielleicht war er in die Hände von Rekruten gefallen, die noch zu sehr Neulinge waren, als daß sie nicht hätten vierunzwanzig Stunden warten sollen; vielleicht imponirte ihnen auch sein keckes Auftreten, seine Kaltblütigkeit, und sie ließen sich auch durch eine Anwandlung von Scham abhalten, einen einzelnen Menschen zu würgen, sie, die dreihundert Mann stark waren.

Man begnügte sich also, dem Gefangenen die Hände zu binden und ihn geknebelt nach einem Wohnsitz in der Umgegend von Nantes zu führen, der einst ein elegantes Herrenhaus gewesen war, den aber der Krieg in eine Festung umgeschaffen hatte. Der Besitzer des Hauses war Niemand anders, als der Führer der Blauen, der Baudelot gefangen und gebunden hatte. Derselbe, ein Edelmann der Bretagne, hatte sich gleich anfangs der Revolution angeschlossen. Baudelot von Dairval wurde in das Verließ des Schlosses, d. h. in den Taubenschlag des Edelhofes, eingesperrt. Die durch den Krieg verscheuchten Tauben hatten den gefangenen Chouans Platz gemacht. Das Gefängniß hatte indeß einen friedlichen und gemüthlichen Anstrich bewahrt, und noch war es mit glänzendem Schiefer gedeckt, noch schwebte die schwirrende Wetterfahne auf demselben; die Oeffnungen, durch welche die Tauben ausflogen, mit Eisenstangen zu verwahren, hatte man gar für überflüssig erachtet. Hier wurde Baudelot verwahrt.

Im ersten Augenblick schien es ihm originell, im Taubenschlag eines ländlichen Wohnsitzes eingekerkert zu seyn. Er wollte, sobald es anginge, eine Romanze mit Guitarrenbegleitung daraus machen. Während er darüber nachsann, hörte er den Ton einer Violine. Es war ein fröhlicher Marsch. Baudelot stützte sich auf seinen Arm, und indem er mit seiner Schulter das Stroh an der Mauer aufhäufte, gelang es ihm, eines der Löcher des Taubenschlages zu erreichen. Nun sah er ein vollständiges Fest, einen langen Zug junger Leute und schöner Damen in weißen Kleidern, vor denen die Dorf-Musikanten herzogen. Der Zug war munter; Jeder gab sich der Freude hin. Die Scene des Festes war der Fuß des Taubenschlages oder, wenn man lieber will, der Fuß des Thurmes. Im Vorbeigehen schaute ein junges Mädchen aufmerksam empor; sie war weiß und schlank; ihre Miene hatte etwas Träumerisches. Baudelot sah jetzt, daß man wohl wußte, daß ein Gefangener da sey, und während der Zug sich entfernte, fing er an, die Arie aus Richard: „In einem finstern Thurme u. s. w." oder etwas Aehnliches zu pfeifen; denn er war ein junger Mann, der in allen Uebungen und Romanzen wohl bewandet war, der eben so gut mit einem Schwerte wie mit einer Guitarre umzugehen wußte.

Der Hochzeitszug ging vorüber, oder vielmehr, es war nicht ganz eine Hochzeit, sondern erst die Verlobung. Baudelot fuhr in seinem Gesange fort. Plötzlich hörte er ein Geräusch an seiner Thür; sie wurde geöffnet. Es war der Herr des Hauses. Unter Hugo Capet war er Marquis gewesen; jetzt nannte er sich Hamelin schlechtweg. Er war ein Blauer und sonst ein ehrenwerther Mann, nur daß er der Republik mit Leib und Seele angehörte. Ihr hatte er seinen Degen, sein Schloß geliehen; weiter nichts. Er war nicht niederträchtig und grausam gewor-

den. Am Morgen des Tages, der sich zu Ende neigte, war der Capitain Hamelin, denn die Republik hatte ihn dazu gemacht, benachrichtigt worden, daß in seinem Pachthofe sich Chouans gezeigt hätten. Diese Nachricht hatte ihn veranlaßt, sich an die Spitze einer Truppen-Abtheilung zu stellen und seine Verlobung um einige Stunden aufzuschieben. Als nun der Chouan Baudelot in Sicherheit gebracht worden war, kehrte der Capitain Hamelin zu seinem Verlobungsfeste zurück.

Der Capitain Hamelin war nicht so sehr Capitain der Blauen, daß er ganz und gar die alten gastfreundlichen Sitten der Bretagne vergessen hätte; er glaubte sich also verpflichtet, seinem Gefangenen einen Besuch abzustatten, während die Gäste zu Tische gingen. „Was kann ich thun, um Sie zu verbinden?" fragte er. — Gestatten Sie mir den Gebrauch einer meiner Hände, wenn es Ihnen beliebt." — „Ihre beiden Hände sollen losgebunden werden," sagte Hamelin, „wenn Sie mir versprechen wollen, keinen Versuch zur Flucht zu machen. Bevor Sie aber dies Versprechen abgeben, bedenken Sie wohl, daß Sie morgen um sechs Uhr unfehlbar nach Nantes abgeführt werden." — „Und unfehlbar um acht Uhr erschossen werde," fragte Baudelot. Der Capitain schwieg. „Wohlan!" sagte Baudelot, „lassen Sie mir die Hände frei, und wenn ich nicht anders befreit werde, so gebe ich Ihnen mein Wort als Edelmann und Christ, wie eine Taube, welcher die Flügel beschnitten sind, hier zu bleiben." Der Capitain mußte lächeln und ließ seinem Gefangenen die Hände losbinden. Hierauf fragte er denselben noch, ob er vielleicht im Fall des Todes noch Verfügungen treffen oder ein Testament machen wollte, und er konnte diese Frage nicht ohne eine gewisse Rührung thun.

Baudelot, der die Erschütterung seines Gastfreundes sah, faßte dessen Hand und sagte: „Das Wort Testament macht auf mich einen schmerzlicheren Eindruck, als das andere Wort: der Tod zu Nantes; das Wort: „„Machen Sie Ihr Testament,"" hat mir den Tod aller der Meinigen wieder ins Gedächtniß zurückgebracht. Ich habe Niemand, dem ich meinen Namen, mein Schwert, meine Liebe und meinen Haß vermachen kann, denn weiter besitze ich nichts. Dennoch muß es wohl der Mühe werth seyn, über sein Vermögen zu verfügen, über das Grab hinaus großmüthig zu seyn, sich während des Schreibens seine letzten Wohlthaten, die Thränen der Freude und des Schmerzes, die man nach seinem Tode fließen lassen wird, vorzustellen. Das ist ehrenvoll und süß, nicht wahr Capitain? Doch sprechen wir nicht davon." — „Ich werde Ihnen zu essen schicken," sagte Hamelin. „Es ist gerade mein Verlobungsfest und mein Tisch etwas besser bestellt als gewöhnlich; meine Braut soll Sie selbst bedienen."

Baudelot bemerkte an einem der obersten Löcher seinnes Gefängnisses ein Tausendschönchen, welches lustig im Winde schwankte. Er pflückte das Blümchen und reichte es dem Capitain. „Bei uns," sagte er, „ist es üblich, der Braut ein Verlobungsgeschenk zu machen; übergeben Sie ihr dies auf meinem Gebiet aufgeblühte Blümchen. Und jetzt guten Abend. Schicken Sie mir zu essen, denn ich habe Hunger und sehne mich nach Ruhe."

Man brachte dem jungen Vendeer zu essen. Das junge Mädchen, welches ihn bediente, war eine niedliche Bretagnerin mit weißen Zähnen, rosigen Lippen, träumerischer Miene; sie bediente Baudelot mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und ließ ihm nicht Rast und nicht Ruhe, bis er von dieser Schüssel gekostet, von jenem Weine getrunken hatte. Das Mahl war prächtig. Es war fast wie in der alten Zeit, als die geflügelten Bewohner des Thürmchens die Brosamen auflasen, die vom Festmahle abfielen. Als das junge Mädchen ihm Champagner einschenkte, fragte Baudelot: „Wie heißt Du, mein Kind?" — „Marie," antwortete sie. — „Gerade wie meine Cousine," sagte Baudelot. Hier hätte ihn denn doch beinahe sein Herz in Stich gelassen, als er an seine schöne hingeschlachtete Anverwandte dachte, aber er schämte sich, in Gegenwart eines Kindes zu weinen, dem die Thränen in den Augen standen. Da er nichts Anderes sagen konnte, so reichte er ihr das Glas.

Das Glas war voll, und in dem Glase perlte der Champagner, und auf dasselbe fiel der letzte Strahl der Sonne. Wir dürfen unsere Enkel nicht täuschen, denn nichts ist wahrer, als daß der Champagner immer geschäumt hat und der Frühling immer gekommen ist, auch während der Schreckenszeit. Als Baudelot sein Glas voll sah, sagte er zu Marie: „Du hast kein Glas, Marie." — „Ich habe keinen Durst," sagte sie. — „O!" erwiederte Baudelot, „dieser perlende Wein kann nicht von einem Menschen allein getrunken werden; seiner Natur nach ist er gesellig und weilt gern unter frohen Gästen. Thue mir also den Gefallen, meine niedliche Bretagnerin, das Glas mit deinen Lippen zu benetzen, wenn Du willst, daß ich vor meinem Tode noch Champagner trinken soll." Bei diesen Worten reichte er ihr das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glas, und sie neigte sich schon demselben entgegen, als das Wort Tod alle ihre niedergehaltenen Gefühle zum Ausbruch brachte; reiche Thränen flossen in das Glas. „Auf Deine Gesundheit, Marie!" sagte Baudelot und trank den Wein und die Thränen auf Mariens Gesundheit.

Jetzt fielen das Waldhorn, die Hoboe und die Violinen ein. „Was ist das?" fragte der Jüngling, indem er sein Glas niedersetzte und plötzlich vom Enthusiasmus zum Lächeln überging. „Gott verzeihe mir's," sagte er, „es ist ein Ball." — „Ach!" seufzte Marie, „es ist ein Ball; meine junge Herrin wollte nicht tanzen, aber ihr Mann und ihr Vater haben darauf bestanden. — Sie wird diesen Abend sehr unglücklich seyn." — Hier rief der junge Vendeer aus: „O, meine gute Marie, wenn Du gut bist, so thue mir das zu Liebe; geh, laufe, fliege, sage Deiner Herrin, daß der Baudelot von Dairval, Oberst der **Cheveaux-legers**, um die Erlaubniß bittet, ihr seine Huldigungen darzubringen. Oder sage das lieber nicht, wende Dich lieber an meinen Wirth und sage ihm, daß sein Gast sich langweilt, daß das Getöse des Balls ihn im Schlafe stört, daß die Nacht lang und kalt ist, daß er Barmherzigkeit üben wird, wenn er einen jungen Mann den traurigen Betrachtungen seiner letzten Nacht entreißt; daß ich ihn im Namen des Himmels bitte, mich zu seinem Balle zuzulassen, daß ich ihm mein Ehrenwort verpfändet habe, keinen Versuch zur Flucht zu wagen. Sage ihm das Alles, Marie, sage ihm, was Dir in den Sinn und in das Herz kommen wird. Sprich etwas laut, damit Dich Deine Gebieterin hört. Wenn ich dann die Einladung zum Ball erhalte, dann schicke mir den Kammerdiener Deines Herrn, sage ihm, daß er mir weiße Wäsche und Puder bringt. In dem Schlosse muß noch etwas Puder sein. Sage ihm auch, daß er mir einen Anzug seines Herrn bringt und einen Degen, um mich für diesen Abend zu schmücken; ich werde ihn nicht aus der Scheide ziehen. Aber geh, Marie, geh, mein Kind!"

Einige Augenblicke später erschien der Kammerdiener des Capitain's Hamelin im Taubenschlage. Dieser Kammerdiener war eine alte biedere Seele, die dem Puder und der alten Sitte treu geblieben war und sich nach der Aristokratie zurücksehnte. Mit der französischen Revolution hatte er viel von seiner Wichtigkeit verloren. Zwar war er Mitglied des Munizipal-Raths geworden, aber in dieser hohen Stellung vermißte er gar sehr den vertrauten Umgang mit den hohen Personen, die er in seiner Jugend angekleidet hatte. Daher hatte er auch dem Puder, den Handkrausen und den gestickten Westen, trotzdem daß er zum Munizipal-Rathe gehörte, ewige Treue geschworen. Er brachte dem Gefangenen einen vollständigen Anzug seines Herrn, den dieser sich hatte machen lassen, als er noch Marquis war, um an den Hof zu gehen, zu einer Zeit, wo es noch einen König und einen Hof gab. Das war ein schöner und prächtiger Anzug, weiße Wäsche und feine Schuhe. Baudelot's Wirth hatte nichts vergessen, nicht einmal die Parfums und Essenzen. Baudelot vertraute seinen Kopf dem Kammerdiener, der ihn mit aller Sorgfalt schmückte, nicht ohne tiefe Seufzer auszustoßen. Baudelot war jung und schön, aber er hatte sich schon lange nicht geschmückt, und als er sich frisirt und mit sorgfältig gestutztem Barte sah, konnte er sich eines Lächelns nicht enthalten, und er mußte an die schönen Nächte, die er auf den Opernbällen in Gesellschaft des Grafen Mirabeau verbracht hatte, zurückdenken. Auch der Degen wurde ihm übergeben, als er seine Haft verließ; zugleich wurde ihm sein Versprechen, denselben nicht zu ziehen, in Erinnerung gebracht. Es war Nacht, als er durch den Garten auf den Ballsal zuschritt.

Zu dem Balle waren die schönsten revolutionairen Damen der Provinz eingeladen. Aber bekanntlich sind die Damen nicht in dem Grade revolutionair, daß sie nicht einiges aristokratisches Mitgefühl für einen jungen, braven, eleganten Kavalier, der am folgenden Tag hingerichtet werden soll, bewahrten. Der Verlobungsball begann eben. Die Verlobte war Fräulein von Mailly, die Nichte jener Mailly, welche so hoch in der Gunst der Frau von Maintenon stand. Sie war ein junges blondes Mädchen, die, allem Anschein nach, nur sehr ungern in dieser Zeit der Aechtung an dem Tanze Theil nahm. Sie war traurig und niedergeschlagen, und ihre Jugendgefährtinnen theilten ihre Traurigkeit und ihre Niedergeschlagenheit. Niemals hatte man in der Bretagne ein so düsteres Fest gesehen; es herrschte eine allgemeine Verstimmung. Sogar die jungen Leute bemühten sich nicht, den schönen Damen zu gefallen, und kaum hatte der Ball begonnen, als auch schon allgemein das Ende desselben herbeigewünscht wurde.

Da öffnete sich plötzlich langsam die Saalthür, und alle Blicke richteten sich aus einem unbekannten Grunde dorthin. Nun sah man durch die halbgeöffnete Thür, wie eine Geister-Erscheinung, einen jungen Edelmann, eine untergegangene Gestalt der Gesellschaft, einen schönen, lachenden, geschmückten Offizier eintreten. Diese Erscheinung bildete einen wunderbaren Kontrast

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit der Verdrossenheit der Gesellschaft und der langsam und feierlich sich öffnenden Thür. Männer und Frauen, wie eingefleischte Blaue sie auch im Grunde ihres Herzens sein mochten, wurden von dem liebenswürdigen Benehmen eines der Ueberbleibsel der alten französischen Gesellschaft überrascht. Und in der That, dieser geächtete Jüngling, welchen der Tod morgen erwartete, welcher sich in ein republikanisches Fest stürzte, um den Tanz und die gesellschaftliche Freude zu beleben, welcher diesen Abend nur daran dachte, liebenswürdig zu sein und den Frauen zu gefallen, getreu seinem Berufe als französischer Edelmann, — er war eine liebenswürdige Erscheinung.

Kaum war Baudelot in den Saal getreten, als er auch nur daran dachte, sich den Freuden des Balls hinzugeben. Er forderte also gleich die Frau auf, welche man zuerst auffordert, wenn man in der Stimmung, zu lieben, ist. Es war das junge blonde, zarte Mädchen, welches er schon im Garten bemerkt hatte. Sie nahm die Aufforderung des Jünglings ohne Zögern und mit zuvorkommender Freundlichkeit an, denn sie wußte ja, daß der republikanische Tod, der unbezähmbarste von allen, hinter ihm stand und die Hand nach ihm ausstreckte. Als die Männer sahen, daß er an der Schwelle des Todes tanzte, da errötheten sie über ihre Verdrossenheit; alle Frauen wurden aufgefordert. Diese nahmen wieder die Hände der Tänzer an, weil sie Baudelot tanzen sehen, ihm näher sein wollten. So erhielt der noch vor kurzem so traurige und freudenleere Ball plötzlich einen festlichen Anstrich. Baudelot seinerseits ging ganz in dieses konvulsivische Vergnügen auf; er war der Einzige in der Gesellschaft, der sich auf eine ungezwungene Weise ergötzte, dessen Lächeln nicht erkünstelt war. Er war der eigentliche König des Festes, nicht der Bräutigam, nicht die Braut, sondern er, der Bräutigam des Schaffots. Ueberall war er, die alten Damen ehrfurchtsvoll, die jungen bewunderungsvoll uud freundlich grüßend, mit den Männern die tolle Sprache der Jugend führend; sogar den Violinen gab er neue Melodieen an, und er spielte selbst eine Sarabande von Lully.

Je mehr Baudelot sich der unbefangenen und herzlichen Freude hingab, desto mehr vergaß er die Nacht, die immer weiter vorrückte, und je später es wurde, desto mehr schauderten die Frauen zusammen, denn Baudelot's Gegenwart allein entfernte schon jede Aussicht auf Rettung. Man wußte, daß ihn sein Wort stärker fesselte, als es Ketten vermocht hätten. Und übrigens that ja auch Jeder seine Schuldigkeit, Baudelot und Hamelin. Hamelin, indem er Baudelot zum Feste zog, that dem Wohlfahrts-Ausschuß keinen Schaden, und der Wohlfahrts-Ausschuß verlor kein Haar von Baudelot's Haupt. Dieser war nie so leidenschaftlich und liebeglühend gewesen. Als er zum dritten Male mit der Königin des Festes, mit der blonden Braut, tanzte, fühlte er ihre kleine Hand in der seinigen erzittern, und auch er bebte; denn als er einen Blick auf das Mädchen warf, sah er sie bleich und ersterbend. „Was fehlt Ihnen, Eleonore?" fragte er; „was fehlt Ihnen? Aus Barmherzigkeit für Ihren Tänzer, zittern Sie nicht und werden Sie nicht bleich." — Sie wendete sich zu den Fenstern, deren Vorhänge leise schwankten, und zeigte ihm den ersten Schein des Tages. „Was thut's?" sagte Baudelot; „der Tag bricht herein. Ich habe die schönste Nacht meines Lebens genossen. Ich habe Sie gesehen und Sie geliebt, und ich kann es Ihnen sagen, denn Sie wissen wohl, die Todten lügen nicht. Nun leben Sie wohl, Eleonore. Seien Sie glücklich und empfangen Sie den Segen des Chouans." — In der Bretagne war es Sitte, seine Tänzerin beim letzten Contre-Tanz auf die Stirn zu küssen. Baudelot that es, und Eleonore wurde ohnmächtig. Aber sie war so leicht gebaut, daß ihr Körper unbeweglich in seiner Lage blieb, und ihre Stirn auf Baudelot's Lippen haftete.

Als Eleonore wieder zu sich kam, geleitete sie Baudelot an ihren Platz. Nun hieß sie diesen, sich an ihre Seite zu setzen, und sagte zu ihm: „Es ist Alles zum Aufbruch bereit; schon schirrt man die Pferde an. In zwei Stunden bist Du todt: also fliehe! Wenn Du willst, gehe ich mit Dir. Man wird dann nicht sagen, daß Dich die Furcht wegtreibt. Wenn Du nicht allein oder mit mir entfliehst, so lege ich mich unter die Räder des Wagens, und Du wirst über meinen entseelten Leichnam hinwegfahren." Das sprach sie leise, fast lächelnd, ohne Baudelot anzusehen. Baudelot hörte nicht darauf, aber er betrachtete sie mit einer unaussprechlichen Freude. Als sie geendet hatte, erwiederte er: „Sie wissen wohl, daß das nicht geht. Wenn ich frei wäre, sollten Sie keinen anderen Gatten als mich haben; aber ich gehöre Niemand, weder mir, noch Ihnen. Also lebe wohl, mein lieber Engel, und wenn Du mich liebst, so gieb mir diese Blume, die ich Dir aus meiner Haft geschickt habe; gieb sie mir wieder, Eleonore! das Blümchen hat Deinen Busen geschmückt; es wird mir im Tode nahe seyn."

Plötzlich ertönte draußen ein lautes Geräusch von Reitern und Pferden. Fast instinktartig deck-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten alle Frauen Baudelot mit ihrem Körper; aber es waren Baudelot's eigene Soldaten, die ihren Führer befreien wollten. Sie waren im Garten und riefen: „Baudelot! Baudelot!" Das Erstaunen der Chouans war groß, als sie ihren Führer, den sie mit Ketten belastet glaubten, in der Mitte schöner Frauen, festlich aufgeputzt sahen. Baudelot's erste Frage war: „Waret Ihr im Taubenschlage?" — „Ja," lautete die Antwort; „mit dem haben wir angefangen. Jetzt giebt's weder Taubenschlag noch Tauben." — „Wenn es sich so verhält," sagte Baudelot, „so bin ich meines Worts entledigt und frei. Dank, meine Braven." — Hierauf zog er seinen Hut ab und sagte mit sanfter Stimme: „Madame, empfangen Sie die Danksagungen Ihres Gefangenen." Baudelot forderte einen Wagen. Man sagte ihm, daß draußen einer angespannt stehe. Jetzt bemerkte auch Baudelot seinen Wirth, der mit seinen eigenen Stricken gebunden war. „Capitain Hamelin," sagte er, „Dienst für Dienst; nur erlauben Sie mir, Ihre Bande zu zerschneiden, statt sie zu lösen. Sie sollen Niemand mehr dienen." Als Eleonore sich von ihrer Ueberraschung erholt hatte, fuhr Baudelot fort: „Capitain Hamelin, wir leben in einer traurigen Zeit, welche besonders für Verlöbnisse sehr ungünstig ist. Man weiß niemals, ob man nicht am Morgen durch einen Feind, den man bewachen soll, oder am Abend durch eindringende Feinde gestört wird. Schieben Sie also gefälligst Ihre Hochzeit auf. Ihre Braut bittet Sie selbst darum. Mein edles Fräulein, erlauben Sie uns armen Chouans, Sie nach Ihrem Schlosse zurückzugeleiten?"

Bald jagten die jungen Chouans im Galopp davon. Die armen Kinder, sie sollten die Sonne nicht lange mehr sehen! Sie alle wurden an demselben Tage und in derselben Schlacht, in welcher Cathelineau, der Vater, fiel, getödtet. Es giebt indeß Menschen, denen der Tod nichts anhaben kann. Baudelot von Dairval wurde nicht getödtet, obgleich er die Vendee nicht einen Augenblick verließ. Als sein Vaterland nicht mehr mit Blut überschwemmt war, heirathete er Eleonore von Mailly, und der Capitain Hamelin unterzeichnete den Kontrakt als Munizipalitäts-Adjunktus. (Mag.)

Die Tröster.

Die Kunst, Trost zuzusprechen, würde als leicht und angenehm erscheinen, dürfte man sich seine Ansicht darüber nach der großen Zahl der sie Ausübenden und nach dem Vergnügen bilden, welches sie an der Ausübung zu empfinden scheinen. Und doch erfordert vielleicht nichts so viel Tact und Zartheit oder ist zugleich für die Gefühle des aufrichtigen und gewissenhaften Trösters peinlicher. Aber um nicht in Verdacht zu kommen, daß ich eine moralische Abhandlung beabsichtige, erkläre ich sogleich, daß ich es nicht mit den aufrichtigen und gewissenhaften Trösten zu thun haben, die mit Aufopferung ihres Vergnügens und ihrer Bequemlichkeit die Betrübten aufsuchen, sondern mit der großen Zahl überlästiger Zudringlinge, die man mit dem Namen: Hiobs-Tröster bezeichnet, die Leiden jeder Art aufsuchen, vom schrecklichsten Unglück bis herab zum geringfügigsten Verdruß, mit einem Gefühl, ähnlich jenem, welches viele Leute zu Hinrichtungen treibt, die, ohne Mitgefühl, aber mit der Anmaßung, trösten zu wollen und mit krankhafter Neugier, unbarmherzig wühlend, die Wunde sondiren.

Zu dieser Klasse gehört Sam Scalpel. Er genießt den Ruf, eines der zartfühlendsten Geschöpfe zu sein, die es gibt. Denn wo immer eine Scene schweren Leidens ist, da findet er, ohne Rücksicht auf den schmerzlichen Eindruck, den der Anblick auf ihn machen kann, gewiß sich ein. Auf die Frage: was trieb ihn denn für eine Grille, sich in solche Angelegenheiten zu mischen, und dazu noch oft in Fällen, wo man seine Anwesenheit weder erwartete, noch wünschte? war Scalpel gleich mit der Antwort bereit: „Grille! Einmischen — in dieser Welt der Noth und des Jammers, wo man mit einem Worte des Trostes oder Zuspruchs so viel ausrichten kann, muß man Etiquettenpunkte, so wie das eigene Gefühl opfern, um seine Pflicht zu thun als Mensch und Christ." — Diese Frage war ihm von einem Bekannten vorgelegt worden, welchem er auf dem Wege zum Major Waghals begegnete, zu dem er sich, treu seiner Pflicht als Mensch und Christ, begab, um einige Worte des Trostes und der Ermuthigung ihm zuzusprechen — denn zufällig hatte Scalpel erfahren, daß dem Major an diesem Morgen das rechte Bein amputirt werden sollte. Der Major war ein Mann von anerkanntem Muth, der dem Tod in mancherlei Gestalten ins Auge geschaut und Wunden aufzuweisen hatte.

Mit Verdruß bemerkte Scalpel, beim Hause des Majors angelangt, daß an dem Thürhammer kein Dämpfer war; „so ist wohl alles schon vorüber!" sagte er; „er ist todt, und ich komme zu spät!" Er pochte an, und die Thür ward ihm geöffnet von dem Diener des Majors, einem alten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Soldaten, der mit ihm auf der Halbinsel gedient hatte. „Steht's gut?" fragte Scalpel ganz schmerzlich. „Gut, Sir!" antwortete der Diener. „So ist Alles vorüber?" fuhr Scalpel fort. „Was, Sir?" fragte der Diener. Scalpel antwortete nicht, sondern zog ein langes, trauriges Gesicht und schüttelte den Kopf; zugleich fuhr er mit dem Finger um den Schenkel. „O — das, Sir: nein, Sir; morgen um elf Uhr!" sagte der Diener in festem, doch nicht gefühllosem Tone. — So kam also Scalpel nicht zu spät und sein Antlitz erheiterte sich einen Augenblick. Aber es nahm wieder seinen betrübten Ausdruck an, als er sagte: „Unter diesen Umständen kann ich wohl Euren Herrn nicht sprechen?" — „O ja wohl, Sir, wenn Sie ein Freund von ihm sind, oder Geschäfte mit ihm haben; er liegt auf dem Sopha im Besuch-Zimmer." — „Nun so tragt meine Karte hinein." Der Diener kehrte sogleich zurück: Der Major erinnere sich zwar des Namens nicht, bitte aber Herrn Scalpel einzutreten. Dieser zog, eintretend, ein feines weißes Taschentuch hervor und machte ein ellenlanges Gesicht. Er fand den Major seitwärts auf einem Sopha sitzend, auf dem das verurtheilte Bein ruhte, während das andere auf einem Stuhl lag. Der Major las, und zu Scalpels großem Erstaunen, lachte herzlich. „Wahrhaftig," rief er dem Eintretenden entgegen, „Herr Scalpel! bitte um Verzeihung, daß ich mich nicht gleich auf Ihren Namen besonnen; aber jetzt erinnere ich mich, ich glaube vor einem Jahr, beim Essen, bei unserem Freund Sir Hum Drum hatte ich das Vergnügen. Bitte, setzen Sie sich." Alles dies sagte der Major ganz munter, zum Erstaunen und vielleicht zum Verdruß seines Besuchs. „Welchem Umstande verdanke ich die Ehre dieses Besuchs, Herr Scalpel? Geschäfte?" — „Nein, Major, ich — Hm!" er schüttelte betrübt den Kopf. „Danke, danke! um so mehr verbunden. Ein freundschaftlicher Besuch ist wohl angebracht bei einem alten Invaliden, der nicht ausgehen kann!" Das Wort Invalide war ein guter Anknüpfungspunkt; Scalpel hielt sein Taschentuch vor den Mund und wollte seinen Spruch anfangen, als ihn die Frage des Majors unterbrach: „Haben Sie auch dies Buch schon gelesen? O natürlich! wer hätte es nicht! Don Quixote. Ha, ha, ha, ha! ich lache zum hundertsten Male, darüber, das ist ein Werk, Herr, Einem die Unlust zu verscheuchen." — „Unlust!" dachte Scalpel, „das ist wieder ein Stichwort für mich," und mit einem neuen Seufzer und die Mundwinkel tief herabziehend stönte er: „Unlust! freilich! wenn irgend Jemand Grund hat zur Unlust, wie Sie es nennen, Major, in dieser schlimmen Lage, der muß" — „denn zu welch großem Dank sind wir dem Verfasser eines angenehmen Buches verpflichtet, Herr Scalpel, das, wie der Stab eines Zauberers uns gleichsam aus der Wirklichkeit heraus versetzt, den Druck der Gegenwart erleichtert und unsern Sinn auch von künftigen Leiden und Sorgen ablenkt." — Diese letzten Worte waren wieder ein Anknüpfungspunkt für den Tröster. „Ach, Major!" sagte er und seufzte, „wir sollten wahrhaftig dankbar sein für Trost und Zuspruch in jeder Gestalt, für Alles, was, wie Sie sagen, darauf hinzielt, unsern Sinn abzulenken von — Ach ja! — elf Uhr Morgen ist die festgesetzte Zeit glaub' ich?" diese Frage war begleitet von einem traurigen Kopfschütteln. „Ja," versetzte der Major. „Beiläufig, sahen Sie seit kurzem unseren Freund, Sir Hum?" Herr Scalpel war zu sehr mit Seufzen und Kopfschütteln beschäftigt, um auf die Frage zu achten, und der Major fuhr fort: „Mich wundert, daß er mich noch nicht besucht hat, denn sicherlich muß er wissen, daß ich das Haus hüte!" — „Auch mich wundert's!" rief Scalpel; „ach Major! solche Veranlassungen müssen wohl Ihre Freunde zu Ihnen führen; denn wenn man bedenkt, was Sie morgen werden durchzumachen haben." — „Es wird nicht sehr angenehm sein, darf ich wohl sagen," sagte der Major, „aber," fuhr er in einem Tone fort, welcher einige Ungeduld verrieth, „aber es ist noch immer Zeit genug, Sir, an solche Sachen zu denken, wenn die Stunde schlägt." — „Angenehm!" rief Scalpel aus; „angenehm! Können Sie, lieber Major, mich für so, so ganz sinn- und gefühllos halten, daß ich glauben sollte, es wäre angenehm? Ich weiß im Gegentheil, es ist gräßlich, fürchterlich! In dem Augenblick, wo ich erfuhr, es sollte ihnen der Fuß abgenommen werden und zwar am Dickbein dazu — aber vielleicht bin ich hierin nicht recht unterrichtet — der Himmel weiß, ich hoffe das ist der Fall — nicht?" Der Major gab keine Antwort, sondern biß die Zähne übereinander und durchblätterte hastig den Don Quixote, indeß Scalpel fortfuhr: „Ach, so ist es denn wirklich wahr, und ich empfinde ganz mit Ihnen, lieber Major, denn sobald ich die fürchterliche Kunde vernahm, schlug ich den Artikel Amputation in der Encyklopädie auf und las ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Es war mir peinlich, muß ich gestehen, denn ich schauderte bei jeder Zeile zusammen, wenn ich an Sie dachte; aber weil ich hoffte, doch vielleicht etwas Tröstliches für Sie herauszufinden, sah ich es doch als Menschen- und Christenpflicht an,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das eigene Gefühl zum Opfer zu bringen, der Aussicht zu lieb, einen Freund zu trösten." Hier seufzte der Sprecher wieder und schüttelte den Kopf. Eine minutenlange Pause trat ein, während welcher der Major Waghals in ziemlich bedeutsamer Weise seine Uhr drei- oder viermal vom Tische aufnahm und darauf sah. Endlich unterbrach Scalpel das Schweigen: „Sie, Major, haben den Artikel natürlich gelesen?" „Nein, Sir; nein Sir!" versetzte der Major, „ich kann wohl sagen, ich werde noch genug daran bekommen, auch ohne die Mühe, darüber zu lesen, und ohne den Verdruß, davon reden hören zu müssen. Und jetzt Herr — Herr — verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit, ach recht! Herr Scalpel, haben Sie mir noch etwas zu sagen?" und wieder sah er auf seine Uhr. „Nichts, Major," versetzte Scalpel, „als Sie zu ermahnen, all Ihre Seelenstärke aufzubieten, um es durchzumachen. Ach, Sie werden sie nöthig haben. Hm — Hm. — Darf ich den Namen des Wundarztes wissen, der die Operation vollziehen wird?" „Sir Donald Slash," antwortete der Major, das Gesicht mit der Hand bedeckend. „Slash, das freut mich! ein trefflicher Operateur, so sagt man, obgleich er so gefühllos ist, wie ein Kesselflicker, und ein Bein durchsägen wird mit so viel Gleichgültigkeit als ein Zimmermann eine Diele. Wahrhaftig die Meisten haben kein Gefühl; ob sie Morgens ein Bein zersägen oder Abends ein Huhn zerlegen, gilt ihnen ganz gleich." — Der Major ward leichenblaß und schüttete ein Glas Wasser hinunter. „Ich fürchte, Ihnen wird unwohl, Major," sagte Scalpel; „kann ich Ihnen in etwas dienen? Wenn ich's kann, so sehe ich es als Pflicht an in Ihrer peinlichen Lage." — O ja, Sir, sein Sie so gut die Glocke zu ziehen!" Scalpel zog die Glocke, und des Majors Diener trat ein. „Samson," sagte der Major, „der Herr will gehen. Guten Morgen, Herr Scalpel!" — „Nun, mein lieber Major," sagte Scalpel, was Sie durchzumachen haben, das werden Sie ertragen wie ein Mann! daran zweifle ich nicht; aber ich möchte Sie bitten, es sich aus dem Sinn zu schlagen, bis die Stunde kommt. Dann wird es noch Zeit genug sein, daran zu denken. Ich hoffe alles wird vorbei sein um zwölf oder ha b ein Uhr – das ist ein Trost, und ich will mich dann erkundigen, wie Sie es überstanden haben. In wenigen Monaten werden Sie so wohl auf sein, als je, vorausgesetzt, daß Sir Donald Sorge trägt für ein gutes hölzernes Bein — und obgleich ein solches nicht so gut ist, als ein eigenes, so ist es doch besser als keines, und das ist wieder ein Trost für Sie. Leben Sie wohl! der Himmel behüte Sie, lieber Major! bieten Sie Ihre Kraft auf, denn ich bin überzeugt, Sie bedürfen derselben." Damit ging er weg. „Samson," sagte der Major zu seinem Diener: „laß mich nie wieder das Gesicht dieses höllischen Kerls sehen. Ich bin auf Sir Donald Slash gefaßt; aber das weiß ich: eine zweite Dosis von dieses Burschen verdammtem Trost würde mich um alle Fassung bringen."

Ein anderer dieser Klasse ist Peter Fester. Er befaßt sich nicht mit den ernsten und schweren Unglücksfällen, sondern beschränkt die Ausübung seiner Tröstungstalente auf Fälle leichteren Verdrusses und geringfügiger Kränkung. Er sucht etwa einen Freund auf, der glücklich ist in der harmlosen Unwissenheit über irgend etwas, das ihn beunruhigen könnte, und verläßt ihn nach einer Viertelstunde mit einem unbestimmten Gefühle von Beleidigung und Unrecht, oder einer allgemeinen Besorgniß von möglichen Widerwärtigkeiten.

Zum Beispiel. Demosthenes Gabble, ein Rechtsgelehrter wünscht, weil er als Advokat wenig zu thun hat, eine politische Carriere als Radicaler zu machen und hat deswegen in Swineford, wo er bei einer bevorstehenden Erledigung zum Parlamentsmitglied gewählt zu werden wünscht, bei einem Festmahl eine Rede gehalten, durch die er sich nicht wenig zu empfehlen glaubte.

Drei Tage nachher besuchte ihn Fester. Er fand den gelehrten Juristen die Flöte blasend und ganz glücklich. „So," sagte Fester, einen leeren Stuhl einnehmend, „so mein guter Junge, Sie haben dieser Tage in Swineford eine schöne Rede gehalten?" — „Pah!" erwiederte Gabble mit erkünstelter Gleichgültigkeit; „pah! es war nichts daran." — „Ei, ei!" sagte Fester, „es war eine schöne Rede, eine gar schöne Rede — das wissen Sie wohl!" — „Nun," sagte Gabble, „es gebührt mir nicht, darüber meine Meinung auszusprechen; indeß glaube ich — ich denke, sie machte Eindruck. Und Eitelkeit beiseite, ich behaupte, es war die beste Rede, die ich in meinem Leben hielt. Ich wußte aber auch, daß man an einem gewissen Orte, keine hundert Meilen von Downing-Street, nicht wenig davon erwartete." — „Sie haben Recht," sagte Fester, „Politik muß Ihr Augenmerk sein. In Ihrem Fache werden Sie doch wahrscheinlich nicht viel thun." — „Bitte um Verzeihung, lieber Freund, ich schmeichle mir, daß" — „Mißverstehen Sie mich nicht, Gabble! ich habe nicht gesagt nichts — lediglich nichts, ich sage nur nicht viel. Nein! nein! ich sage, Sie müssen auf Politik sich werfen und Sie wis-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sen selbst, daß Sie das müssen. Aber damit Ihre Rede von wirklichem Nutzen für Sie sei, sollte sie nicht in den Londoner Zeitungen erscheinen?" — „Ha, die Conservativen, natürlich, werden nichts davon wissen wollen; ich nahm sie zu arg mit; aber ohne Zweifel unsere Partei." — „Hier sind Sie ganz falsch daran. Die Conservativen gerade und nur diese, werden davon Notiz nehmen." Gabble sah ihn ganz verdutzt an und nach einer Pause fuhr Fester fort: „Also die Leute in Downing-Street hatten ein Interesse an Ihrer Rede in Swineford? Sie sollte als Proberede gelten — als Pfand dessen, was von Ihnen zu erwarten?" — „Ei — freilich — ja!" stotterte Gabble. „Sie blieben also nicht stecken?" fragte Fester. „Stecken geblieben?" rief Demosthenes aus; „ha! ich redete über zwei Stunden fort ohne eines Augenblicks Pause." — „So blieben Sie also nicht stecken? Hol ihn der T—!" — „Ei, wer zum Henker sagt mir das nach?" fragte Gabble ungeduldig und einigermaßen beunruhigt. „Lassen Sie sich von einer solchen Kleinigkeit nicht anfechten, lieber Freund," sagte Fester mit sanftem, beschwichtigendem Ton; „Wer fragt darnach, was ein solch obscures Provinzialblatt wie der Dictator sagt? Niemand liest ihn — das heißt nicht Viele — nicht so sehr Viele lesen ihn — in London, meine ich, und das ist ein Trost für Sie. Aber Gabble, ich besorge, in seiner Grafschaft ist er doch sehr verbreitet? He? bleiben Sie kalt, Lieber!" fuhr er fort, als der Andere in immer heftigeren Zorn gerieth; „nichts, was in einem solchen Blatte steht, kann Ihnen schaden; und das ist ein Trost für Sie. Aber das Verdrießliche an der Sache ist, daß die Londoner conservative Presse sich daran hängen wird, und wenn Sie Ihr Mißgeschick erfahren" — „Mißgeschick!" rief Gabble, „die Pest über Sie! was meinen Sie denn damit, wenn ich Ihnen doch sage" — — „Ich weiß, ich weiß," sagte Fester begütigend, „wenn aber der Standard, und die Times und der Herald und die Post und dann alle die heillosen Sonntagsblätter es bringen — sie werden Ihnen die Seele herauszwicken. Aber vielleicht bleibt die Sache unbemerkt, und das ist ein Trost für Sie. Doch auch im schlimmsten Fall, Sie haben ja immer noch Ihr Fach, an das Sie sich halten können." — „So eben sagten Sie ja," rief Gabble ungeduldig, ich würde nie darin viel thun." — „Vergleichungsweise, meinte ich, vergleichungsweise, Freundchen," sagte Fester. „Und zudem, was können Sie Anderes thun? Wenn es Ihnen mit der Politik mißglückt — und ist eine verzweifelt schwere Bahn — so müssen Sie wohl auf die Jurisprudenz zurückkommen. Es ist ein schöner Beruf, sehr schön! übersetzt, freilich, sehr übersetzt, neunundneunzig Advocaten kommen auf einen Prozeß! Eine schlechte Aussicht freilich; aber der Eine und der Andere gelangt doch auf die Bank oder den Wollsack, und das bleibt ein Trost für Sie." Damit nahm Peter Fester, der seinen Freund in ein Zornfieber hinein getröstet, seinen Abschied.

Ein dritter von dieser Klasse ist Tom Zugut. Er ist ein Wittwer von 45 Jahren und hat eine jährliche Einnahme von reinen 2000 Pfund. Da er keine Verwandte hat und seine Ausgaben für seine eigene Person gering sind, hat man ihn im Verdacht, sehr wohlthätig zu sein. Es heißt von ihm: „Er übt Gutes im Stillen!" aber weniger ist er darauf bedacht, seinen Trost und seinen guten Rath geheim zu halten. Eine Wittwe, die ein kleines Putzwaarengeschäft trieb und so sich und ihre fünf Kinder ehrlich fortzubringen suchte, hatte von Zugut ein kleines Haus gemiethet. Das Haus brannte ab und all ihr nicht versicherter Kram wurde ein Raub der Flammen. Sobald Zugut von dem Unglück hörte, eilte er in die Wohnung, wo das arme Weib ein Unterkommen gefunden. Er selbst hatte sein Haus zum vollen Werth versichert, so daß er ganz frei von Schaden ausging. „Das ist ein betrübter und harter Zufall, Frau Werkmann." — „Fürchterlich, fürchterlich, Sir!" sagte die arme Wittwe weinend und die Hände ringend. „Alles hin — alles hin — Einrichtung, Kleider, Kram — Alles!" „Aber wie unvorsichtig von Ihnen, nicht zu versichern! hätten Sie meinen Rath befolgt und Ihre Habe versichert, so stände Alles gut." — „Ich that's, ich that's, aber ich vergaß, die Sicherheit zu erneuern." — „Das war sehr nachlässig, meine gute Frau! Wie oft habe ich Ihnen gerathen, damit recht achtsam zu sein. Für wie viel hatten Sie versichert?" — „Für 200 Pfund, Sir!" — „Ei, wahrhaftig! Jetzt sehen Sie die Folgen Ihrer Nachlässigkeit. Hätten Sie erneuert, so konnten Sie jetzt mit 200 Pfund frisch anfangen. Doch, sehen wir, was für Sie geschehen kann. Ich bin in diesem abscheulichen Regenwetter gekommen, um mit Ihnen zu sprechen." „Ach, Sir, Sie sind ein Engel des Himmels, Sie sind zu gut für diese Welt!" und ein Hoffnungsstrahl ging in ihrem Angesichte auf. „In dieser Welt des Jammers müssen wir für einander thun, was wir können. Aber sagen Sie mir, was haben Sie jetzt vor?" — „Das weiß Gott, Sir, wenn nicht ein Freund mir beisteht." — „Hätten Sie

nur die Versicherung erneuert, so brauchten Sie keinen Freund, Sie Arme!" sagte Zugut im Tone des innigsten Mitleids. „Aber haben Sie keinen Plan?" — „Nun, Sir, ich dachte mit 20 Pfund könnte ich eine Bude im Bazar miethen." — „Recht, recht, ich will gehen und fragen, ob eine zu haben ist; man darf in solchen Fällen keine Mühe scheuen." — „Aber ich habe die 20 Pfund nicht, und" — das arme Weib stockte. „Aber doch gewiß einen Freund, der sie Ihnen leiht? Eine arme Wittwe mit fünf Kindern hat, Gott weiß, allen Anspruch auf solchen Beistand!" — „Ich habe keinen Freund, Sir, der Geld übrig hätte; aber ich habe gedacht — daß — ich meine Sie, daß — da ich neun Jahre Ihre Miethsfrau gewesen und Sie ein so reicher Mann sind, Herr Zugut" — „Ach, Frau Werkmann," fiel ihr der gutherzige Mann ins Wort, „gewiß, wenn es in meinem Vermögen stände, Ihnen hierin zu dienen, ich thäte es gern; aber Sie haben keinen Begriff von den Ansprüchen, die an mich gemacht werden — von dem Geld, das ich ausgeben muß. Aber besinnen Sie sich; haben Sie denn gar keinen Freund?" Die arme Frau schüttelte trostlos den Kopf. „Nun, sehen Sie, wie es geht, meine gute Frau! Hätten Sie nur meinen Rath befolgt und die Versicherung erneuert. Aber brauchen Sie denn unumgänglich 20 Pfund?" — „Nun freilich sollte ich so viel haben, aber vielleicht könnte ich auch zur Noth mit 15 oder 10 anfangen." — „Gut denn, Frau Werkmann, so können Sie die Sache als ins Reine gebracht ansehen. Gewiß finden Sie einen Freund, der Ihnen 10 Pfund leiht?" „O nein! nein! nein!" rief die Wittwe in Thränen. „Ach, Frau Werkmann," sagte Zugut, „ich wollte, es stände in meiner Macht, Ihnen das Geld zu leihen; denn wahrlich das Herz blutet mir um Sie; aber ich will thun, was ich kann; besinnen Sie sich noch, wer etwa Ihnen das Geld borgen könnte. Ich will zu ihm gehen und Himmel und Erde bewegen, daß er Ihnen hilft. Gott behüte Sie; halten Sie Ihren Muth aufrecht; Sie bedürfen seiner; ach, wenn Sie nur Ihre Versicherung erneuert hätten!" damit verließ er das Haus.

Wäre die Bühne und die dramatische Poesie in England recht im Flor, so würden gewiß solche Characterzeichnungen der Komödie einverleibt, noch mehr Wirkung hervorbringen, als diese abgerissenen und unzusammenhängenden Skizzen. Aber die Zeiten eines Sheridan sind vorüber.

United Service Journal.

Scenen aus Afrika.

(Aus einem Schreiben aus Constantineh.)

Wir haben hier ein starkes Gewitter erlebt; Achmeds Pallast wurde in seinen Grundfesten erschüttert, und es könnte sich schon ereignen, daß er einmal zusammenbräche, denn er ist nur schlecht gebaut. Der Stoß hat mehrere Minuten gewährt. Unter solchen Umständen eilt jeder Muselmann, sein Glaubensbekenntniß abzulegen.

An den Heerstraßen wird überall aufs thätigste gearbeitet. Bei Anlaß der Beschneidung eines seiner Kinder, hat Braham Chauch jüngst ein Fest gegeben, das drei Tage und drei Nächte währte. Diese Lustbarkeiten machten zu Constantineh Aufsehen und zogen eine Menge Menschen herbei; Franzosen und Muselmänner beachteten sie mit gleichem Interesse, mit gleichem Eifer. — Aber, wer ist denn dieser Braham-Chauch? höre ich fragen. Es ist ein Türke, von ruhiger, fast regungsloser Physiognomie, den man gern zur Personificirung des Geschickes der Alten wählen würde. Sein Gesicht ist knöchern und seine Züge sind stark markirt; sein Blick ist meistens unbeweglich und ohne Ausdruck. Sollte dies daher kommen, daß er in tiefem Nachdenken versunken ist, oder auch, weil er eben an gar nichts denkt? Ich weiß es nicht. Man sieht ihn übrigens täglich unter den Arabern sitzen, welche in dem Palaste, den der Ober-Commandant bewohnt, die Wache haben. Sein Costum ist einfach und von einer tadellosen Sauberkeit; oft geht er ernst und in sich gekehrt, auf seinen langen Chauch-Stock gestützt und die linke Hand an einem ungeheuren Yatagan haltend, den er in seinem Gürtel trägt, spazieren. Er ist den Bewohnern des Palastes wegen der Vortrefflichkeit seines rosenduftenden Tabacks, den er mit großer Bereitwilligkeit mittheilt, wohlbekannt. Braham-Chauch steht seit sechs Jahren im Dienste Frankreichs; er war Brigadier bei den Spahis von Bona; aber nach der Einnahme von Constantineh hat man ihn in diesem Platze Behufs gewisser Polizei-Verrichtungen (so lautet der Ausdruck in dem Status der geheimen Ausgaben der Provinz), wofür er jedesmal 11 Fr. 50 Cent. bekommt, zurückbehalten. Braham-Chauch ist, um mich kategorischer auszudrücken, der Scharfrichter der Stadt.

Die Details dieses Festes haben meine Neugier aufs lebhafteste gereizt, und ich habe bei demselben eine seltene und werthvolle Gelegenheit gefunden, die vielen Gegensätze des arabischen Charakters zu dem Charakter der europäischen Nationen aus einem neuen Gesichtspunkte zu be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

achten. Braham-Chauch steht in einem zu ehrenwerthen Rufe, als daß ich mich einen Augenblick hätte bedenken sollen, seine Einladung anzunehmen. Er ist ein sehr ehrlicher Mann, ein treuer Beobachter seiner religiösen Pflichten, wird von allen Franzosen, die ihn täglich sehen, geschätzt, und steht in hohem Ansehn unter den Arabern.

Ich traf gegen 8 Uhr Abends in dem Hause ein, wo das Fest gefeiert wurde. Einige Araber saßen auf ihren Fersen gekauert der Thür gegenüber. Die wirren und gedämpften Laute der Musik drangen bis nach Außen und verriethen allein in dem sonst sehr ruhigen Stadtviertel eine ungewöhnliche Lustbarkeit. Die Vorhallen der arabischen Häuser sind sämmtlich in einem rechten Winkel abgetheilt, damit man von der Schwelle der Thür nicht in den innern Hof sehen kann. In dieser Vorhalle hatte ein Caffeeschenk seinen Heerd aufgeschlagen. Neben einer ungeheuren Caffeekanne stehend, unter welcher ein tüchtiges Feuer loderte, sah ein alter Türke mit weißem Barte, der sich über seinem weiten Pantalon ein kleines gelbes Taschentuch gebunden hatte, das Schürzenstelle vertrat, nach den eintretenden Gästen. So wie ein solcher sein Laboratorium passirte, fuhr er mit einer kleinen Caffeekanne, die einen langen Stiel hatte, in die größere, und stand bald hinter dem neuen Ankömmling, um ihm die gastliche Tasse anzubieten. Der Herr vom Hause trat mir entgegen, um mich zu empfangen, und führte mich nach dem Hofe, wo das Fest gegeben wurde. Er war ernst, kalt, wie wenn er die Amtsverrichtung gehabt hätte. Das Pflaster des Hofes war mit Teppichen belegt; große und hohe Bänke standen rings umher; eine aus mehreren mit Oel gefüllten Gläsern gebildete Lampe hing in der Mitte. Einige große gelbe arabische Wachslichte vervollständigten die nicht brillante Beleuchtung. Alles dieses war einfach und selbst etwas ärmlich. In einem Winkel saßen sechs oder acht Musici; es war dies eine merkwürdige Gruppe: höchst charakteristische Typen, ächt arabische Musiker, mit untergeschlagenen Beinen, hagerem Körper, gesenktem Haupte, düstrem Blick, ihr Labsal von Anisette und Rum erwartend, um sich bis zum Wahnwitz zu begeistern. Es war mehr als eine Physiognomie darunter, von der man hätte glauben mögen, man habe sie schon auf holländischen Bildern, welche Spielleute darstellten, gesehen. Zwei von ihnen spielten die europäische Violine, aber in umgekehrter Haltung, den Griff nach oben, wie ein Contrabaß; zwei andere hatten türkische Mandolinen, den alten spanischen Guitarren ziemlich ähnlich; ein Jude schlug metallische Saiten an, die wie bei einem Fortepiano octavenartig abgetheilt waren; außerdem war das Tambourin der Zigeuner dabei und die arabische, über einen irdenen Topf gespannte, daher viel dumpfer klingende Trommel. In der Mitte dieses wunderlichen Kreises befanden sich zwei Sänger.

Das Fest begann; es war noch lau. Ich bemerkte eine Art von Kälte und Vertieftsein in Gedanken unter den Anwesenden, die auf den Bänken kauerten. Ich blickte zufällig aufwärts, und da sah ich, daß wir uns unter freiem Himmel befanden; die Sterne funkelten aufs Beste; aber ich sah auch, wie auf den oberen Gallerien des Hauses Frauen über das Geländer schauten, und aus ihren schwarzen Augen Blitze auf uns niederschossen. Man konnte es an dem Feuer ihrer Blicke schon erkennen, daß eine jede von ihnen einen Anbeter unter den Zuschauern hatte. Man muß den Männern aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alle diese Blitze ruhig auf ihre Häupter fallen ließen, ohne eine Miene zu verziehen, oder in einer anderen Weise darauf zu antworten. Die Muselmänner halten vor allem auf die Geheimhaltung ihrer Liebschaften, und man findet gegenwärtig nicht mehr als zur Zeit von Tausend und Einer Nacht Liebhaber, die Tag und Nacht der Geliebten nachspähen, um durch die Fenstergitter einen Blick zu wechseln. Sie suchen nach gefügigeren Leidenschaften und verlassen sich in der Regel hinsichtlich der Wahl ihrer Leidenschaften auf das Urtheil einer in solchen Dingen erfahrenen alten Frau. Es kommt häufig vor, daß der Muselmann die Sklavin, die er im Bazar gekauft hat, seiner gesetzmäßigen Frau vorzieht. Im Punkt der Liebe kennen sie weder Antecedenzen noch Präliminarien.

Es scheint mir gerathen, mich über meine Ansicht von der arabischen Musik nicht völlig auszusprechen, denn ich habe nur wenig Individuen gefunden, die darin mit mir übereinstimmten. Im Allgemeinen finden die Europäer die arabische Musik mißtönend, monoton, kurz wie Kesselmusik, vor der man hundert Meilen weit laufen möchte. Nur wenige wollen hin und wieder, mitten unter den Mißlauten, einige Phrasen von lieblicher Originalität wahrnehmen, zuweilen voller Schwermuth, zuweilen voll Feuers und Lebens, capriciös und ausgelassen. Dem sei nun wie ihm wolle, genug, die Musiker spielten und der Sänger sang mit einem scharfen Falsett eine Arie, deren Worte zu unterscheiden und zu verstehen mir nicht möglich war, alles dieses tönte ziemlich stark und ging bald in einen wilden Lärm über. Bei diesen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Klängen, bei diesen durchdringenden Lauten, schienen die Zuschauer sich zu ermuntern und aus ihrer Apathie heraus zu treten; es war als ob sie in diesem Tumulte ein neues Leben fänden; fast alle nehmen eine andere, ihnen bequemere Stellung an. Auch entstand eine allgemeine Bewegung, um sich Kaffee geben und die Pfeifen füllen zu lassen. Diesen Augenblick des Erwachens geschickt benutzend, ließ der Geber des Festes Schüsseln mit Backwerk, Früchten, Eingemachtem und ein fast vollständiges Souper auftragen. Alle wollten von dem Souper kosten, um der Gastfreiheit des Amphitryon ihr Kompliment zu machen.

Da trat plötzlich ein großer, magerer Mann, schon ziemlich bei Jahren, in mehrere Bornusen eingehüllt, ein, und stellte sich mitten unter die Versammelten hin. Er warf sich seine Bornuse über die rechte Schulter, zeigte, die Hand hochhaltend, ein Stück Geld, und rief aus: „Der hohe Herr Mustapha, der Vater der Freigebigkeit, hat diesen Duro (Speciesthaler) dem Kinde, das beschnitten werden soll, und dessen Vater bestimmt. Man preise seine Großmuth!" Nun brachen die Frauen auf der oberen Gallerie in einen lauten Jubel aus. Der Herold warf dann seinen Duro in ein Becken, das mitten unter den Musikern stand, und eilte zu den Zuschauern, die ihn riefen. Der Eine wollte, daß die Frauen auf der Gallerie, und alle diejenigen, die schwarze Augen hätten, den Duro haben sollten; ein Anderer theilte ihn seiner Freundin, seiner einzigen Freundin zu. Alle Namen, alle weiblichen Tugenden wurden herausgestrichen. Der Eine gab nun einen, der Andere zwei Duros, und Letzterer wurde von dem Herold als der Besitzer der offnen Hand proclamirt. Jetzt erhob sich ein ununterbrochener Jubel, die Musik verdoppelte ihren Eifer, das Fest wurde betäubend. Die Luft erscholl von Lust und Freude, und doch war jeder Zuschauer, einzeln genommen, ruhig, ohne Anderes zu thun, als Geld aus seinem Beutel zu nehmen. Er genoß, aber es war so ein Genießen von Innen heraus.

Inzwischen verstummte der Herold bei einer gewissen Arie, welche die Musik nun anführte. Er hob voll Inbrunst die Hände gen Himmel, warf einen flehenden Blick zu den Frauen empor, und fuhr mit der Hand übers Gesicht, wie wenn er sich eine Thräne trocknen wollte. Zugleich wurde der Liebesgesang immer zärtlicher; man hörte seufzen und schluchzen, und es klang als wenn die Violinen weinten. Da reichte die Hand nicht mehr aus, die Thränen zu trocknen; der Herold nahm dazu einen Zipfel seiner Bornusen, den er dann ausrang, um seinen Grausamen zu zeigen, wie stark sie geflossen. Hiernach appellirte er an die schwarzen Augen seiner Angebeteten, die, so sagte er, so groß seien, daß er hineinspringen könnte; an ihr Haar, länger als das Haar der Nacht, und in welchem Diamanten blitzten, schöner als die Sterne; an ihre schönen Arme, an ihren üppigen Hüften, und an alle ihre sichtbaren und unsichtbaren Schönheiten. Indem man ihn so anhörte, wußte man nicht, ob man über ihn lachen, oder an seiner Liebespein Theil nehmen sollte. — Nun zog dieser Märtyrer der Leidenschaft aber seine Bornusen und seinen Haik in die Höhe, band sich ein Taschentuch um die Hüfte, und begann nach dem Takte der Musik einen Tanz, der bald so ausartete, daß ein Europäer den Blick davon abwenden mußte. Die Araber aber blieben kalt bei diesem Schauspiel, sie lachten höchstens mit den Augen.

Inmitten dieses Festes ereignete sich ein Vorfall, der den Unterschied des europäischen und des muselmännischen Frohseins noch heller ins Licht setzte. Einige junge Leute, die wohl eben von Tisch kommen mochten, drängten sich uneingeladen zum Feste. Es waren Europäer, angelockt durch den Lärm und die Musik. Während die Araber wie in ihrem Glücke versunken da saßen, in geheimer Conferenz mit ihren Pfeifen, die sie unverwandten Blickes im Auge behielten, machten unsere Europäer sich an alle Schüsseln, spukten auf die Teppiche und stimmten bachantische Lieder an, daß einem Hören und Sehen verging. Obgleich die Araber nicht wußten, was dieser Unsinn bedeuten sollte, so scandalisirte es sie doch, als jene ohne Scheu nach den Frauen hinaufschauten und diese apostrophirten; dessen ungeachtet schwiegen sie, und boten den Eingedrungenen selbst noch Wein an. Als unsere Landsleute Lärm genug gemacht hatten, entfernten sie sich endlich wieder, ärgerlich, daß sie die ernsten Muselmänner, die einem Feste beiwohnen, wie einer Betstunde, nicht hatten außer Fassung bringen können. So wie sie weg waren, nahm das Fest seine vorherige Haltung wieder an.

Gegen 2 Uhr Morgens kamen einige Frauen, die keckſten, wohl aber auch die zweideutigſten, herab in den Hof und begannen unbedeckten Gesichts zu tanzen. Wahr ist es, daß nur noch eine kleine Anzahl discreter Gäste zugegen war. Aber ach! es waren dies nicht die Bajaderen, die man zu Paris gesehn hat, selbst nicht die ägyptischen Almeen, diese Priesterinnen der Wollust. Nach

den Exemplaren, die ich an diesem Abend gesehen, zu urtheilen, möchte ich behaupten, daß die Frauen von Constantineh nicht hübsch sind; auch tanzen sie sehr schlecht. Sie hielten beim Tanze in jeder Hand ein Tuch, das sie nach allen Richtungen schwenkten, und drehten unter schwerfälligen Sprüngen und gesenktem Haupte ihren Körper rechts und links. Ich kann noch jetzt nicht begreifen, wie diese Tänze ein Ausdruck der Freude und der Lust sein können: Sie sind so angreifend, daß eine Frau sie nicht länger aushalten kann, als eine Viertelstunde, wonach sie athemlos zu Boden sinkt und eine andere für sie eintritt. Es sind mir dabei die Tänze der Derwische zu Constantinopel eingefallen; aber diese treiben den Tanz ja auch als eine Kasteiung.

Die Araber gingen mit Sonnenaufgang zu Hause, ohne selbst in kleineren Kreisen ein recht lebhaftes Zeichen der Zufriedenheit gegeben zu haben. An den Lustbarkeiten des zweiten Tages nahmen nur die Frauen Theil; ich kann demnach nichts darüber sagen. Wenn es dabei ähnliche Tänze gegeben hat, wie Abends zuvor, so wußte ich nicht, daß ich etwas verloren hatte, dabei nicht zugegen gewesen zu sein.

Am dritten Tage, gegen 3 Uhr Nachmittags, sollte die Beschneidung vor sich gehn. Der Knabe, dem es galt, hatte bis dahin den Lustbarkeiten sorglos zugesehen. Während der Barbier beschäftigt war, dem Kleinen den Kopf zu scheeren, sangen die Musici, und die Anwesenden warfen Geld in ein Becken. Die Araber sind bei solchen Anlässen sehr freigebig; sie setzen eine Ehre darein. Manche von ihnen unterwerfen sich mancher Entbehrung, um sich an einem solchen Abend als Besitzer der offenen Hand ausrufen zu hören. Das Geld wird unter dem Herrn vom Hause und den Musikern getheilt. Zu Algier ist die Summe festgesetzt, die für Musik entrichtet werden muß, und man behält dort zum öftern noch Geld übrig, wenn man eine Fete giebt. Die Araber finden jedoch, daß die Europäer nur spärlich beisteuern. An dem Tage einer Beschneidung geht der Barbier mit den Musikern zu gleichen Theilen.

Als der Knabe geschoren worden war, wurde er nach einem Gemache im ersten Stock geführt. Wir sahen, wie ein alter arabischer Marabut, der wegen seiner Geschicklichkeit in dergleichen Operationen bekannt war, ihm dahin folgte. Bald darauf vernahmen wir einen Schrei und in demselben Augenblick warf eine der Frauen eine Vase mit Wasser über das Geländer hinab in den Hofraum; was dies bedeuten sollte, habe ich nicht ausfindig machen können. Die Beschneidung war nun vollzogen, und ein Jeder ging nach einigen Augenblicken fort.

Die Beschneidung, die im Allgemeinen als die Taufe des Islamismus angesehen wird, ist übrigens nicht obligatorisch: es ist ein Herkommen, aber keine religiöse Vorschrift. Sie kommt in Anwendung, sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hat, seine Gebete herzusagen weiß, und die Hauptnotizen der Religion inne hat. Von da ab bis zum vierzehnten Jahre muß er die Schulen besuchen, wonach er in die Welt eintritt und seine Ausbildung beendigt. Erst mit dem einundzwanzigsten Jahre gilt er als Mann. Es ist ein seltener Fall, daß ein Muselmann in diesem Alter nicht schon das Feuer der Jugend verloren hat; er ist ruhig, ernst, besonnen, wie ein Mann von vierzig Jahren. Die Juden beschneiden ihre Kinder einige Monate nach der Geburt, und die auf solchen Anlaß im Morgenlande gegebenen Feste sind ungleich glänzender.

Schließlich erlaube ich mir noch einige Worte über die Toleranz der Muselmänner in manchen Stücken zu sagen. Wer bei uns, in Europa, würde es wohl wagen, dem Feste eines Scharfrichters beizuwohnen? Hier ist das ein wichtiger Beamter, der vielmehr als der Vollstrecker der providentiellen Beschlüsse, denn vielmehr als ein Werkzeug der menschlichen Justiz angesehen wird. Wenn so ein Scharfrichter hundert Köpfe abgeschlagen hat, so begräbt er einen Yatagan auf dem Kirchhofe und ruft Gottes Barmherzigkeit für sich und die Opfer an. Da, wo wir im Namen der sociellen Interessen handeln, fügt der Muselmann sich dem Beschlusse seines Gottes, ein Beschluß, den Niemand vorhersehen, den Niemand ausweichen kann. Ich erinnere mich, zu Cairo einen Scharfrichter gesehen zu haben, der Administrator eines Hospitals geworden war. Welch eine Veränderung! Ibrahim, der vormalige Bey von Mostaganem, hat zwei Yatagans begraben, d. h. zweihundert Köpfe und darüber abgeschlagen. Es fällt bei den Muselmännern Niemandem ein, den Scharfrichter zu verachten, oder ihm aus dem Wege zu gehen.

(L'Afrique française.)

Sir Walter Raleigh.

Bekanntlich wurde Sir Walter Raleigh, einst der Liebling Elisabeths, von Jacob I., der talent- und kraftvolle Männer ebenso fürchtete, wie einen blanken Degen, als Hochverräther in den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Tower geworfen und nach zwölfjähriger Haft nur daraus entlassen, um von neuem eingekerkert und endlich hingerichtet zu werden. Es ist bisher bestritten worden, daß er während der langen und schmachvollen Haft den Versuch gemacht habe, sich das Leben zu nehmen; folgendes Abschiedsschreiben an seine Frau, das wir einem so eben erschienenen Werke: „The court of king James the First; by Dr. Godfrey Goodman, bishop of Gloucester (dem Zeitgenossen Jakob's I., Karl's I. und der Revolution), with letters now first published, by John S. Brewer" (2 Bde.), entlehnen, wird jenen Punkt außer Zweifel stellen und zugleich auf den Character Raleigh's ein milderndes Licht werfen. Es lautet: „Empfange, geliebtes Weib, von Deinem unglücklichen Manne, diese letzten Zeilen, diese letzten Worte, die er je an Dich richten wird. Ich kann nicht leben mit dem Gedanken, daß ich Dich und mein Kind nicht wiedersehen werde; kann nicht leben mit dem Gedanken, wie ihr beide dem Hohn meiner Feinde preisgegeben sein werdet, wie mein Name meinem Lande zur Schmach gereichen wird. Ich kann, ich kann diesen Gedanken nicht ertragen. Unglückliches Weib, unglückliches Kind! Beruhigt, faßt euch, vertraut auf Gott und seid zufrieden mit eurem traurigen Loose; ich würde es gebessert haben, hätte ich nur ein paar Jahre noch leben können. Du bist noch jung, heirathe daher wieder; heirathe wieder, nicht um der Sinne willen, sondern um der Dürftigkeit zu entgehen und um Dein Kind zu erhalten. Ich, der ich so Vielen Gutes gethan habe, bin jetzt von Allen verlassen. Alle meine Dienste sind vergessen; meine Wagnisse und Ausgaben für mein Vaterland, Entdeckungen, Pflanzungen, Gefahren, Siege, Rathschläge, Alles ist vergessen; nur meine Fehler sind alle wieder aufgedeckt und in das grellste Licht gesetzt. Das Wort eines Elenden stempelt mich zum Verräther und Landesfeinde, während mein ganzes Leben Beweis für das Gegentheil ist, wie auch mein Tod es sein wird. Wehe, wehe über ihn, dessen Niederträchtigkeit uns zu Grunde gerichtet, der meine Ehre und unser Aller Lebensglück zerstört hat! Gott vergebe dem Lord Harry (Cobham), denn er war mein bitterer Feind. Und von Lord Cecil dachte ich, er würde mich in der äußersten Noth nicht verlassen; Gott ist mein Zeuge, daß ich ihm das nicht gethan haben würde. Aber laß Du ihm nichts davon merken; denn er mag sich vielleicht Deines Kindes noch annehmen. Laß Dich den Gedanken nicht quälen, daß ich an Gottes Gnade verzweifelnd starb: Gott hat mich nicht verlassen und Satan mich nicht versucht. Ich weiß, es ist verboten, uns selbst zu vernichten; aber ich glaube auch, es ist mit dem Verbote nur gemeint, daß wir uns nicht aus Verzweiflung an Gottes Gnade umbringen sollen. Die Gnade Gottes ist unermeßlich; Menschengedanken fassen sie nicht. Auf Gott habe ich immer vertraut und weiß, daß mein Erlöser lebt; ich bin entfernt davon, mich vom Satan versuchen zu lassen, aber Gram versucht mich und sein scharfer Zahn zernagt mein Herz. Denn mit meinen Gütern sind Andere belohnt, Vetter Brett u. A. Mir ist nur Weniges geblieben. Mein Silberzeug ist in Lombard-Street verpfändet, meiner Schulden sind viele. Sorge zuerst, daß Die befriedigt werden, welche die gerechtesten Ansprüche haben. (Hier folgt ein Verzeichniß der Schulden, mit speziellen Anweisungen darüber.) O, was werden meine armen Diener denken, wenn sie auf ihrer Rückkehr aus Virginien, wohin ich sie auf meine Kosten zu Pflanzungen und Entdeckungen sandte, hören, daß ich angklagt bin, spanisch gesinnt zu sein! O, unerträgliche Schmach! O, Gott, wie kann ich leben mit dem Gedanken, mich dem Hohne meiner Feinde ausgesetzt zu sehen und verachtet, der gaffenden Menge zum Schauspiel zu dienen! O Tod, eile her zu mir, daß du mich von diesen gräßlichen Vorstellungen befreiest, und mich in die Nacht der Vergessenheit einhüllest! Auch Du vergiß mich, armes Weib, damit Du lebest, um Dein armes Kind aufzubringen. Der Herr kennt den Schmerz, mit dem ich von Dir und meinem armen Kinde scheide; aber scheiden muß ich, scheiden mit Schmach und dem Triumph meiner Verläumder. Ertheile meinem armen Kinde meinen Segen und laß es wissen, daß sein Vater kein Verräther war. Verlaß Dich auf meine Unschuld, denn Gott, dem ich Leben und Seele biete, weiß es. Wem Du auch nach mir deine Hand geben magst, laß ihn nur Deinen conventionellen Gemahl sein; aber meinen Sohn, den behalte lieb, denn er ist ein Theil von mir, ich lebe in ihm und die Verschiedenheit besteht nur in der Zahl der Jahre, nicht im Wesen. Der Herr sei mit euch und gebe euch Trost in beiden Welten." Der Brief enthält außerdem noch spezielle Empfehlungen zu Gunsten einzelner Personen, die dem Herzen des Schreibenden Ehre machen.

Erinnerungen aus Spanien.

Der Schleichhandel zu Saragossa.

Spanien ist vorzugsweise das Land des Schleichhandels. Sein Bedürfniß fremder Waaren und

die Höhe des Tarifs der Douane sind eine natürliche Aufmunterung zur Kontrebande, die außerdem auch noch tausend andere Aufmunterungen und Erleichterungen in den zahlreichen Bergketten findet, die in jedem Sinne die Halbinsel durchschneiden, in den wilden und unwegsamen Schluchten, die dem Schleichhändler fast unwegsame Schlupfwinkel darbieten und endlich in dem entschlossenen Charakter der Spanier und in ihrem von der ältesten Zeit her sich erhaltenen Geschmack für das herumirrende und abenteuerliche Leben. Die Unabhängigkeit von den Gesetzen, worin der Schleichhandel lebt, die Kämpfe, die er gegen die Douaniers besteht, die kühne Offenheit seiner Auflehnung und das Alterthum seiner Berufs-Traditionen haben um seinen Kopf eine Art von populären Heiligenschein gebildet, dessen Reflex dem Charakter und den Gewohnheiten des Schleichhändlers etwas Ritterliches, Starkes und Uneigennütziges anfdrückt, das ihn, bis zu einem gewissen Punkte, zu der Höhe seines Rufes und seiner sociellen Stellung erhebt; denn man fühlt wohl, daß ein Mensch, der starke Mann des Kantons, der der Held aller Romanzen ist, selbst endlich eine hohe Meinung von sich fassen muß und daß diese Meinung allein ein Präservativ gegen die einem Douanier, einem **carabinero de hacienda** erlaubten Niedrigkeiten ist. Ein Mann, der ein Schrecken des Douaniers ist, der, durch den Schleichhandel mit den bedeutendsten Leuten des Landes in Verbindung steht, der immer die feinsten Havanna-Cigarren und die schönsten Mädchen des Landes hat, kann sich halten und hält sich wirklich so gut für einen Edelmann, wie einer in der Welt, **tan caballero como quien lo mas.** Einer meiner Freunde, der von den Gränzen von Portugal in Gesellschaft einer Bande Schleichhändler nach Madrid gekommen war, sagte mir, daß es die liebenswürdigsten Leute und besten Gesellschafter wären, die er in seinem ganzen Leben gefunden habe, und er sprach nie von seiner Expedition, von der guten Laune seiner Schleichhändler, von ihrer Wachsamkeit, von ihrer List und ihrer Kraft, ohne mir den ganzen Reiz fühlbar zu machen, der sich an diese abenteuerliche Existenz knüpfen muß, wo man sein Leben in jeder Minute auf das Spiel setzt, aber wo man zur Entschädigung in acht Tagen gewinnt, wovon man einen Monat im Ueberflusse leben und den Herrn spielen kann. Unsere Schelme der großen Städte, unsere Taschendiebe sind die Hefe des Menschengeschlechts; unsere Mörder, unsere entkommenen oder entlassenen Galeeren-Sclaven sind Ungeheuer der Wildheit und der Verdorbenheit; aber der spanische Schleichhändler, der mit gewaffneter Hand, bei hellem Tage sein Handels-Gewerbe treibt, ist eine Art von Eroberer, ein Alexander im verjüngten Maaßstabe, der heiter sein Leben, für eine Opulenz von vierzehn Tagen wagt, er ist naher Verwandter vom Araber der Wüste, dessen Gastfreiheit, Freigebigkeit und Offenheit er erhalten hat.

Der Typus des Schleichhändlers variirt von einer Provinz zur andern. Der poetischste, eleganteste, galanteste von allen ist der andalusische Schleichhändler. Dieser zieht niemals aus, ohne von seiner treuen Guitarre begleitet zu sein; und um ihn für seine Thaten zu belohnen, wird er bei seiner Rückkehr stets von seiner schönen Maja mit offenen Armen empfangen. Im Norden nimmt der Schleichhandel einen roheren Charakter an, mehr commerziel und militairisch, der aber die Achtung für das gegebene Wort und die treue Erfüllung eingegangener Verpflichtungen bis auf einen unbegreiflichen Grad treibt.

Saragossa ist ohne Zweifel eine der nördlichen Städte, wo der Schleichhandel am meisten in Thätigkeit ist. Vor Allem seitdem die baskischen Provinzen vom Bürgerkriege verheert worden, hat sich der nicht carlistische Schleichhandel von Bayonne nach Oleron gewendet, und da Saragossa die erste wichtige Stadt Spaniens ist, die man findet, wenn man es durch den **Puerto d'Undos** betritt, so ist sie aus diesem Grunde die Niederlage aller Kontrebande geworden, die von Frankreich nach Madrid geht. Auch ist der Schleichhandel zu Saragossa auf die bestimmteste Weise organisirt. Die Association besteht aus Kaufleuten, die ihn anordnen und leiten, und aus Menschen die ihn ausführen. Ueberdieß muß ich sagen, ehe ich weiter gehe, daß die nachstehenden Details nicht die Frucht meiner persönlichen Beobachtungen sind; ich habe sie von einem französischen Kaufmann von Madrid, der selbst bei den Operationen von Saragossa interessirt ist und dessen Zeugniß mir des vollsten Vertrauens würdig geschienen hat.

Die natürliche Lage von Saragossa legt dem Schleichhandel ein Hinderniß in den Weg, das nur durch die äußerste Kühnheit beseitigt werden kann. In den Gebirgen, bei unterbrochenem Terrain, findet der Betrug tausend Hülfsmittel: da ist es bald ein Graben, worin er sich verbirgt, bald ein Hügel, der ihn bedeckt und den Blicken entzieht, bald ein dichter Wald in welchen er sich zurückzieht, um die Nacht und die gelegene Stunde zu erwarten. Wenn es aber eine Stadt auf der Welt giebt, welcher man sich schwer nähern kann,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Licht- und Schattenseite.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ohne gesehen zu werden, so ist es Saragossa. Am Ufer des Ebro gelegen, der sie in zwei Theile theilt, mitten in einer unermeßlichen Ebene, muß der, welcher von den Pyrenäen nach Saragossa kommt, einen ganzen Tag, von Ayerbe an, durch ein plattes, steiniges Land reisen, wo man, statt aller Vegetation, nichts als einige kümmerliche und verbrannte Rosmarin findet. Im Süden von Saragossa erhebt sich zwar ein Hügel, Torero genannt, wo ausnahmsweise einige Olivenbäume wachsen und, wenn ich mich recht erinnere, einige Platanen; aber von dieser Seite, wie von allen andern, ist die Stadt von einer achtzehn bis zwanzig Fuß hohen Mauer umschlossen und überdieß ist diese Seite der Stadt, welcher der Berg Torero nah liegt, eben der leichteren Annäherung wegen, einer thätigeren und strengeren Wachsamkeit unterworfen. Ueberall anderwärts muß der, der seine Annäherung maskiren will, sechs Stunden Weges zurücklegen, ohne Bergketten benutzen zu können, deren bläuliche Umrisse in den Wolken des Horizonts verschwinden.

Solchen Local-Schwierigkeiten gegenüber hat sich der Schleichhandel von Saragossa auf folgende Weise organisirt.

Ungefähr dreißig Menschen aus den robustesten und unerschrockensten Classen der gigantischen Bevölkerung von Aragonien gewählt, Fleischer, Speckhändler, Schuster, alles Handwerker, die mit dem Messer arbeiten, haben sich vereinigt. Diese entschlossene Cohorte, die mit der höchsten Vollkommenheit den Trombloh und die Navaja handhaben, hat in der Stadt, deren Schrecken sie ist, den Beinamen **los matones** (die Tödter) erhalten. Wenn nun eine Expedition zu machen, einige Ballen Leinwand oder Seide einzuführen sind, so benachrichtigt man die **matones**, die, fünf, zehn oder zwanzig an der Zahl, je nach der Wichtigkeit der Sache, abgehen. Auf folgende Weise verfahren sie im Allgemeinen. Sie bringen die Waare auf Mauleseln bis zwei oder drei Stunden vor der Stadt. Da machen sie Halt, ruhen aus und erwarten die Nacht. So wie die Sonne untergegangen ist, machen sie sich wieder auf den Weg und kommen in tiefster Stille bis an die Mauer. Wenn die Ladung beträchtlich und werth ist, daß die Douaniers sie ihnen streitig machen, so suchen sie gewöhnlich die Aufmerksamkeit der Douane auf eine andere Seite zu lenken, um unter Begünstigung dieses falschen Angriffs in die Stadt zu kommen. Sobald sie sich nämlich sicher glauben, nicht mehr beunruhigt zu werden, stellen sie zwei oder drei Wachen aus, dann lehnt sich einer der stärksten an die Mauer, ein anderer steigt auf die Schultern des zweiten, und so kommen die Ballen von Hand zu Hand an den dritten, der auf der Mauer sitzt und sie auf die andere Seite hinabwirft. Wenn die Operation vollendet ist, benutzt der Rest der Truppe, die kurze Leiter, und nimmt denselben Weg wie die Ballen. Sie gelangen auf diese Weise in die Stadt, und jeder nimmt einen Ballen auf die Schulter, den er mit der linken Hand hält, und trägt ihn an den Bestimmungsort. Wenn sie unterwegs eine Patrouille antreffen, die ihnen Wer da? zuruft, so antworten sie keck die **cuadrille** (die Bande), und bei diesem gefürchteten Namen hat die Patrouille nichts Eiligeres, als in die erste Seitenstraße, die sich darbietet, einzubiegen.

Die Abneigung der Patrouille, sich mit den **matones** zu messen, ist nicht, wie man glauben könnte, die Wirkung einer gemeinen Feigheit; sie ist vor Allem der unabänderlichen und bekannten Entschlossenheit der **matones** zuzuschreiben, niemals ihre Waaren zu verlassen und aufzugeben. Das ist ihre eigenthümliche Ehrlichkeit, ihr Ehrenpunkt, ihre Ritterlichkeit; sie haben den Handel mit einem Kaufmann abgeschlossen, sie haben sein Geld unter der Bedingung empfangen, ihm die Waare abzuliefern, und sie halten ihr Wort, oder lassen sich lieber tödten. Auch ist der Widerwille leicht zu begreifen, den die Nationalgarde oder selbst das Linien-Militair hat, sich in einen Kampf auf Leben und Tod mit entschlossenen gewandten und wohl bewaffneten Menschen einzulassen, die fast alle, ohne Ausnahme, eine herkulische Kraft haben.

Sie haben sich überdies das Monopol des Schleichhandels zuerkannt und dulden keine Concurrenten. Im Winter von 1836 auf 1837 hatte ein armer Teufel, wenig bekannt mit der draconischen Gesetzgebung der **Matones**, für seine Rechnung einen kleinen Schleichhandel unternommen; überfallen von den **Matones** wurde seine Ladung confiscirt; nur als er seine Unwissenheit betheuerte und über sein Elend jammerte, worein ihn dieses Ereigniß stürzte, ließ ihm der Chef der **Matones** die Hälfte der Ladung wiedergeben, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er in seinem Leben nie wiederkommen wolle.

Derselbe Winter war Zeuge einer blutigen Schlacht zwischen den **Matones** und **Carabineros**. Die **Matones** hatten sich in ziemlich großer Zahl versammelt, um eine starke Ladung Contrebande einzubringen. Am Fuße der Mauer angekommen, waren mehrere beauftragt, mit dem Ballen die Mauer zu erklimmen, während der Rest der Truppe, erschöpft durch einen forcirten Marsch,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausruhte und neue Kräfte sammelte, um das Abenteuer glücklich zu beendigen. Zwei Wachen waren in einem alten verlorenen Schilderhause ausgestellt. Unglücklicherweise hatten diese Schildwachen, ihre Ordre und Pflicht vergessend, angefangen, Karten zu spielen und Branntwein zu trinken, so daß sie halb aus Ermüdung, halb aus Trunkenheit, zuletzt eingeschlafen waren. Inzwischen kam ein starker Trupp Douaniers, welche, wie man sagt, benachrichtigt worden waren, daß eine Unternehmung für den Abend vorbereitet werde, und da sie die beiden Wachen schlafend fanden, so gelang es ihnen, das Haupt-Corps zu überfallen. Mehrere **Matones** wurden auf dem Platze getödtet; andere, durch das feindliche Feuer aufgeschreckt, hielten Stand und schlugen sich wie Verzweifelte; einige wurden gefangen genommen, entwaffnet und ins Gefängniß geführt. Da nun fängt der merkwürdigste Theil der Geschichte an. Gefangen mit den Waffen in der Hand, nachdem sie mehrere Douaniers getödtet, glaubt man vielleicht, daß sie verurtheilt und sofort erschossen werden: keineswegs; sie blieben mehrere Tage im Gefängnisse, aber während ihrer Gefangenschaft blieben ihre Freunde nicht müßig. Die dabei interessirten Kaufleute thaten Schritte zu ihren Gunsten; das Volk, stets den Muth bewundernd, gerieth in Bewegung und die **Matones**, ihre Kameraden, drohten, Feuer in dem Gefängnisse anzulegen, so wie das Haus des General-Capitains und die ganze Stadt in Brand zu stecken, wenn man ihnen ihre Genossen nicht wiedergäbe. Kurz, man setzte Alles für sie in Bewegung, so daß sie nach einigen Tagen in Freiheit gesetzt wurden, und in voller Sicherheit zu ihrem Berufe zurückkehren konnten.

Einige Tage nachher befahl die Behörde, entmuthigt durch den schlechten Ausgang der mit offener Gewalt versuchten Unterdrückung und nichts mehr mit den **Matones** zu thun haben wollend, daß Haussuchungen bei den Kaufleuten, von denen es bekannt war, daß sie Verbindungen mit den **Matones** unterhielten, angestellt und alle eingeschmuggelte Waaren weggenommen und confiscirt werden sollten. Was thaten die bedrohten Kaufleute? Sie verabredeten sich mit den **Matones** und man kam überein, daß der erste Douanier, der den Fuß in das Haus eines Kaufmanns setzen würde, sein Grab da finden solle; nachdem die Nachricht von diesem Beschlusse sich schnell in der Stadt verbreitet hatte, wurde das Decret zurückgenommen, unter dem Vorwande der Illegalität, glaube ich, in der Wirklichkeit aber, weil die Douaniers nicht Lust hatten, sich in einen Kampf mit Gegnern einzulassen, die sie als zu Allem fähig kannten.

Ich wiederhole es, diese Thatsachen sind mir nicht persönlich bekannt, aber sie kommen mir sehr wahrscheinlich vor, nach Allem, was ich sonst von dem öffentlichen und anerkannten Charakter des Schleichhandels und selbst des Diebstahls weiß. Ich will schließlich einige Beispiele anführen, die ich verbürgen kann. Die Thatsachen, die ich erzählen will, sind in der ganzen Provinz Malaga allgemein bekannt.

Es giebt in der Umgegend von Malaga drei Brüder, die man **los Narangos** (die Pomeranzen) nennt, die das Räuberhandwerk ziemlich öffentlich betreiben. Wenn sie ihre Freunde und Bekannte versammeln, so können sie im Nothfalle eine Truppe von fünf und zwanzig bis dreißig Mann stellen. Stark durch diese kleine Armee und ihren alten Ruf, regieren und herrschen sie unbestritten in der ganzen Provinz Malaga. Wenn man eine Tour in den Umgegenden zu machen hat, so muß man von ihnen, und nicht vom General-Capitain ein sicheres Geleit fordern. Kurz vor meiner Ankunft in Malaga bat ein französischer Kaufmann, der seine Familie in die Bäder von Carratraca, sechs oder acht Stunden davon, bringen wollte, einen der Brüder Narango, seinen Wagen zu escortiren und der König der Landstraße kam bei hellem Tage nach Malaga, um seine Bedingungen zu machen und folgte zu Pferde dem Wagen seines Schützlings. Alle Eigenthümer, die Landhäuser in der Gegend haben, sind ihre Freunde. Diejenigen, welche unterlassen, mit ihnen eine Defensiv- und Offensiv-Allianz zu schließen, werden außer dem Gesetze erkärt, d. h. daß die Familie Narango sie einmal überfällt, ohne Umstände ein Frühstück fordert, ihren Wein trinkt, mit ihren Dienstmädchen liebelt, einige tausend Realen von ihnen leiht und fröhlich mit den Worten zurückkehrt: Auf Wiedersehen! Auch senkt jedermann die Fahne vor einem Narangos; zwischen ihnen und den Mächtigen findet ein immerwährender Austausch von Höflichkeiten und Gefälligkeiten statt. Haben die Narangos einen schlechten Handel, ihre Freunde unangenehme Reibungen mit der Justiz, so sind sie gewiß, Hülfe und Unterstützung bei dem Consul einer nordischen Macht zu finden, wogegen der Consul, der nah bei Malaga ein sehr hübsches Landhaus besitzt, sicher ist, niemals beunruhigt zu werden; und weit entfernt, ihn zu tadeln, billigt vielmehr alle Welt sein Betragen und sagt, daß er die beste Partie ergriffen habe. Jedem Herrn die gebührende Ehre! Wenn die Narangos die

Sicherheit der Straßen allein verbürgen können, wenn sie allein wirksame Autorität im Lande haben, warum sollte man sich nicht an sie wenden? Und soll man sich ungestraft berauben lassen, für das große Vergnügen, einen schönen, von dem constitutionellen Alcaden unterzeichneten Paß in der Tasche zu haben, der zu Nichts dient?

Das sind, ich weiß es, wenig parlamentarische Sitten; aber besteht die wahre Philosophie nicht darin, das Leben zu nehmen, wie es ist?

Folgendes ist noch eine denselben Gegenstand betreffende, ziemlich charakteristische Anekdote, die ich aus dem Munde des französischen Consuls von Valencia habe:

Es gibt im ganzen Königreich Valencia ungefähr 600 Franzosen, fast alle Kaufleute. Außer dieser Zahl giebt es noch viele Kupferschmiede, die aus den Departements de la Corrège und du Cantal gekommen sind, um ihr Glück in Valencia zu suchen, wo man, durch ein merkwürdiges Zusammentreffen, gerade das Platt ihres Landes spricht. Einer dieser Kupfer- oder Kesselschmiede, der ein wohleingerichtetes Haus in Segorbe besaß und für ziemlich reich galt, wurde eines Tages durch einen anonymen Brief aufgefordert, eine Summe Geldes an einem bestimmten Orte niederzulegen. Da unser Mann dieser unschicklichen Einladung nicht Folge leisten zu müssen glaubte, so wurde er einige Tage später in seinem Hause gewaltsam und unter ganz besonders gravirenden Umständen, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnern kann, beraubt. Am andern Morgen klagte er und die Untersuchung begann. Aber nach Verlauf einiger Monate wußte die Justiz, die schon viel Geld aus dem Beutel des Kupferschmieds verspeist hatte, denn in Spanien fallen die Kosten der Untersuchung dem Opfer zur Last — nichts. Mehrere im Lande schlecht berufene Menschen waren wohl von der öffentlichen Stimme bezeichnet worden; aber, durch ein seltsames Mißgeschick, wußte die Justiz keins dieser Gerüchte zu benutzen; die abgehörten Zeugen machten nur wenige und unbedeutende Angaben, der Richter drang nicht mit Fragen in sie, die Sache schien, durch Gott weiß welchen Einfluß, paralysirt und der unglückliche Kupferschmied fing schon an, seine kostspieligen Schritte zu bereuen, als der Prozeß, mit einigen charakteristischen Details, dem französischen Consul zu Valencia zu Ohren kam.

Dieser, ein Mann von entschlossenem Charakter und hellem Geiste, außerdem schon lange an den finsteren Schneckengang der spanischen Gerichte gewöhnt, begriff im Augenblicke, daß sein ganzer Einfluß dazu gehören würde, um die Untersuchungen der Justiz zu beschleunigen und zu spornen, und beschloß, sich selbst nach Segorbe zu begeben; aber zu gleicher Zeit begreifend, welcher Feindschaft er sich auszusetzen im Begriff war, suchte er den General-Capitain auf, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, und sagte ihm: Sie wissen, was in Segorbe vorgeht; ich will dahin gehn, um von meiner Seite zu handeln. Aber da ich recht wohl weiß, welche Leidenschaften ich gegen mich aufrege, so komme ich, Sie zu fragen, ob Sie mir nicht einen sicheren Mann mitgeben wollten, der mich im Falle eines Angriffs beschützen, und selbst zugleich bei Einziehung der nothwendigen Erkundigungen unterstützen könnte. — Einen sicheren Mann, sagte der General-Capitain nach einigem Nachdenken, mein Gott, ich kenne keinen. Inzwischen warten Sie; dies Mittel wird Ihnen widerwärtig sein, aber ich weiß kein anderes. Es sitzt in diesem Augenblicke in Valencia ein arger Räuber, der, ich weiß nicht, wie viele Morde auf dem Gewissen hat, und den man am nächsten Morgen hängen will. Fordern Sie von mir seine Begnadigung, ich werde sie Ihnen gewähren und ihm sagen lassen, wem er sein Leben verdankt. Ich kenne diesen Menschen; er wird Ihnen aus Dankbarkeit ergeben sein. Sie können auf ihn im Leben und im Tode rechnen.

Die Bizarrerie des Auskunftsmittels und die furchtbaren Antecedenzien dieses eigenthümlichen Garde du Corps machten, daß sich der Consul ein wenig sträubte oder zu sträuben schien; aber er hatte keine Wahl, und da er außerdem die ritterlichen Inconsequenzen des spanischen Charakters kannte, und deshalb solchen Gefährten als den sichersten und wirksamsten Schutz betrachten mußte, so nahm er den Vorschlag an. Wie gesagt, so geschah es; der Consul forderte seine Begnadigung, der General-Capitain bewilligte sie, obgleich das Begnadigungsrecht nur dem Könige zusteht, und nachdem die nothwendigsten Vorbereitungen vollendet waren, reiste der Consul mit seinem neuen Begleiter nach Segorbe ab. Da fing er seine Untersuchung an, und die Geschicklichkeit und Klugheit seines Mannes in Kriminalsachen war so groß, daß er nach wenigen Tagen die Hauptfäden dieser finsteren Angelegenheit in Händen hatte, und sich von der Nutzlosigkeit aller weiteren Verfolgung überzeugen konnte. Er würde es mit einer starken Partei zu thun gehabt haben. Der bei dem französischen Kupferschmidt begangene Diebstahl war keine isolirte Sache; er war ganz einfach einer der zahlreichen Acte, die seit einigen

Jahren die Existenz einer strafbaren Industrie bewiesen, die aber so mächtig unterstützt wurden, daß bis dahin alle Untersuchungen niedergeschlagen worden waren, und daß der französische Consul, obgleich die Existenz einer regelmäßig organisirten Diebesgesellschaft klar erkennend, doch selbst seinem Landsmanne rathen mußte, von seiner Klage abzustehen, um sich nicht noch größeres Unglück zuzuziehen.

Es existirte, wie es scheint, in der Gegend von Segorbe eine Gesellschaft, bestehend einerseits aus Schleichhändlern, Räubern, entlassenen Sträflingen ꝛc., welche das active Personal bildeten, und anderntheils aus Eigenthümern, hohen Beamten ꝛc., die in der Gesellschaft die Rolle der Associés und Prinzipale spielten. Diese letzteren theilten den Gewinn der Operation unter der Bedingung, im Nothfalle ihr Geld oder ihren Kredit anzuwendrn, wenn irgend ein zu auffallender Streich ihre activen Associés in Gefahr brächte, um selbst den guten Willen der Justiz unnütz zu machen. Dank dieser weisen Organisation herrschte ein wahrhafter Schrecken im Lande; sich bei der Justiz zu beklagen, hieß sein Geld vergebens verschleudern; diese monströse Association öffentlich enthüllen, hieß noch weit größeren Gefahren sich aussetzen.

Der Consul kam mithin nach Valencia zurück, ohne irgend einen andern Nutzen seiner Expedition, als einige merkwürdige Notizen über die Verwaltung der Justiz und über die Moralität des Landes gesammelt zu haben. Doch ich irre mich, er hatte noch in einem hohen Grade die Achtung und die Liebe seines Reisegefährten, des Räubers, erworben. So lange er zu Segorbe verweilte, kam dieser alle Nächte, und hütete mit unermüdlicher Wachsamkeit die Thür seiner Wohnung. Bei der Rückkehr nach Valencia mußten sie sich freilich trennen; aber bis eine Veränderung der Residenz den Consul dieser rührenden Liebe entzog, kam sein Freund, der Räuber, der ein benachbartes Dorf bewohnte, niemals zur Stadt, ohne dem **señor consul** seine Huldigung zu bringen. „Ich habe mich," sagte dieser, „niemals den hartnäckigen Beweisen von Dankbarkeit entziehen können. Er kam zu mir, setzte sich, trank ein Glas Wein, erkundigte sich sogleich nach meiner Gesundheit und verließ mich niemals, ohne mir die Hand zu drücken und mit innigem Gefühl hinzuzufügen: „Erinnern Sie sich, Herr Consul, bei vorkommender Gelegenheit, daß Sie an mir einen wahren Freund haben."

Das ist in der That der Charakter des spanischen Räubers: er tödtet, er raubt, weil das die Pflicht seiner Profession ist, aber er glaubt sich dadurch nicht erniedrigt, wie der Spitzbube unserer civilisirten Gesellschaften; er ist vielmehr ein Banden-Häuptling, wie es deren zur Zeit der Feudalität gab, der Einfälle in ein feindliches Land macht. Auch ist er gewisser ritterlichen Eigenschaften fähig, der Freigebigkeit, der Dankbarkeit, der Uneigennützigkeit, der Tapferkeit und der Galanterie; und man könnte auf ihn den Vers eines Schauspiels anwenden: „Er ist zwar ein Räuber, er tödtet, er plündert; aber er bleibt darum doch der beste Sohn von der Welt."

Was mich betrifft, so bekenne ich, daß er mir immer noch, so wie er ist, mit seinen Verbrechen und Räubereien, lieber ist, als die Richter, als die **escribanos**, die unter dem Deckmantel des Gesetzes mit der größten Unverschämtheit stehlen, eine Abgabe von dem Verbrecher erheben und die nicht einmal, wie der Räuber von Profession, die Aussicht haben, einst durch den Galgen gereinigt zu werden.

A. Guéroult.
(Journal de Débats)

Verbrechen und Reue.

Bruchstück aus Merville's Roman: Etienne ou l'Echelle du mal.

Heinrich Etienne, der Held des Romans, ist ein tugendhafter junger Mann, der, trotz aller seiner Grundsätze der Religion und Rechtschaffenheit, durch die Berührung mit der Welt verdorben wird, so sehr er dieselbe auch zu fliehen sich bemüht hatte. Er ist ein ausgezeichneter Arzt, und Hausfreund des Herrn von Turgy, dessen Gattin er nicht ohne Erwiederung liebt; was aber Vorfälle herbeiführte, welche ihn veranlaßten, Herrn von Turgy's Haus zu meiden.

Da, wo unser Fragment beginnt, ist Herr von Turgy, ein junger ehrgeiziger Deputirter, in der Kammer zum Präsidenten einer Kommission ernannt worden, welche das Ministerium stürzen soll. Plötzlich erkrankt derselbe, und zwar so, daß man ihn für todt hält, was unter den Seinigen eine große Bestürzung hervorbrachte.

Das Zimmer des Herrn von Turgy bot einen traurigen Anblick dar. Die ungewohnte Unordnung, welche darin herrschte, ließ auf einen plötzlichen Krankheitsfall schließen — auf einen jener nicht geahnten Unglücksfälle, welche oft eine Existenz inmitten ausgezeichneter Rüstigkeit bedrohen. Auf verschiedenen Möbeln sah man — da ein Portefeuille voll von Geschäftspapieren, dort einige beschriebene Blätter umherliegen, deren

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

letzte Sätze unvollendet waren, eine Feder, über das Schreibzeug von Bronze gelegt, war von noch feucht scheinender Tinte geschwärzt; mit Einem Worte, man erblickte hier alle Zeichen eines thätigen, feurigen, rastlosen Lebens; daneben lag seit drei Tagen auf einem Bette, dessen Vorhänge gelüftet waren, um der freien Luft Eintritt zu lassen, der junge Deputirte, regungslos, entfärbt, todtenkalt, und wie es schien aller Empfindung und Besinnung beraubt. Dieses Schauspiel schien von der Vorsehung dazu bestimmt, in den Gemüthern einen mächtigen Eindruck von der Nichtigkeit der menschlichen Dinge zurückzulassen; Leben und Tod grenzten hier so nah aneinander, daß Jeden, bei dem Gedanken an eine so schnelle und leichte Zerstörung ein leiser Schauer durchrieselte.

Drei Aerzte umgaben das Krankenbette. Herr Briffaut warf im Vorbeigehen einen besorgten Blick auf den Leichnam seines Tochtermannes, und begab sich in das anstoßende Zimmer, in welchem die vom Concierge angemeldeten Personen sich versammelt hatten. Er nickte bei seinem Eintritt kaum mit dem Kopfe, denn trotz aller Tyrannei der Sitte werden doch in so verhängnißvollen Augenblicken die Formen einer täuschenden Höflichkeit vergessen. Er eilte auf seine Tochter zu, ergriff ihre Hand, drückte sie, stieß einen tiefen Seufzer aus, und blieb stumm. Alle Anwesenden folgten seinem Beispiel.

Seit Heinrich Herrn von Turgy's Haus mied, hatte sich dieser in **Dr.** Bernadet einen andern Askulap ausersehen. Derselbe war alsbald, nachdem bedenkliche Symptome einen gefährlichen Krankheitsanfall verrathen hatten, herbeigerufen worden, und hielt dieselben für wichtig genug, um sich die Beiziehung der Erfahrung und Wissenschaft seines Kollegen Duchemin zu erbitten.

Beide hatten nun Herrn Briffaut bereits erklärt, daß der junge Deputirte nichts anderes mehr, als eine Leiche sei. Da jedoch dem Tode ein lethargischer Zustand vorausging, welcher mit außergewöhnlichen Umständen verbunden war, so machte einer der beiden Aerzte den Vorschlag, noch die Ansicht Heinrich Etienne's zu hören, welcher schon einige Werke über den Scheintod geschrieben, die von Tag zu Tag mehr Anerkennung fanden, und im vorliegenden Falle seiner Ansicht eine besondere Wichtigkeit verliehen.

Muthlosigkeit und heftiger Schmerz kämpften in Heinrich, als Herr Briffaut ihn zu Turgy fordern ließ, indem er ihm die Sachlage in wenigen Worten schilderte. Dieser neuen Probe bedurfte es noch, um ihn völlig außer Fassung zu bringen. Aber mit tiefem Unwillen über die gegen seinen Willen in seinem Herzen aufsteigenden Wünsche entfernte er Juliens Bild, das wilde Gedanken in ihm hervorrief, aus seiner Seele und eilte fort, außer sich, aber rein von verbrecherischen Absichten.

Als er eingetreten war, ging er an der jungen Frau vorüber, ohne es zu wagen, einen Blick auf sie zu werfen, und begab sich unverweilt in das Gemach dessen, den zwei ausgezeichnete Glieder der Fakultät bereits aus der Zahl der Lebendigen gestrichen hatten. Die beiden Kollegen saßen in einer Ecke und flüsterten. Sie erhoben sich bei seinem Eintritt, gingen auf ihn zu, und der Arzt des Hauses machte ihn mit dem Verlauf der Krankheit bekannt.

Nachdem Heinrich vom Doktor Bernadet die nöthigen Aufschlüsse erhalten hatte, näherte er sich dem Bette, ohne irgend eine Einwendung zu machen. In diesem Augenblicke bestand nur ein unmerklicher Unterschied zwischen dem bleichen, erdfahlen und kalten Gesichte des unglücklichen Deputirten, dessen Leben und Tod nur noch ein leiser Zweifel von einander trennte, und dem jungen Arzte. Dieser blieb mehrere Minuten lange am Fuße des Bettes stehen, auf Turgy hinstierend, aber ohne zu sehen, denn seine Augen waren umwölkt, ja ohne zu denken, denn die Sinne waren ihm vergangen. Nach und nach wurde er seiner wieder mächtig. Er untersuchte den Leichnam, und schickte sich an, die Versuche anzustellen, vor welchen, nach seinen Untersuchungen und herrlichen Arbeiten, alle Ungewißheit schwinden sollte.

Indessen besprachen sich die Aerzte in feierlicher Stille. Nach einer halben Stunde, von Belebungsversuchen angefüllt, mit deren näheren Beschreibung wir unsere Leser verschonen, war Heinrich bei Entdeckung eines neuen Symptoms nahe daran, ohnmächtig in einen Lehnstuhl zu sinken.

Seine Kollegen schrieben seine Aufregung der Verbindung zu, in welcher er mit Turgy gelebt hatte, und setzten daher ihre Beobachtungen fort, indem sie Heinrich sich selbst überließen. Indessen schien dieser, obgleich er bedeutet hatte, daß er durchaus keiner Hülfe bedürfe und sich sogleich wieder erholt haben werde, von einer heftigen Unpäßlichkeit befallen. In der That, so sehr er sich bemühte, seinen wahren Zustand zu verbergen, verriethen doch eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende konvulsivische Bewegung seiner Arme, der schreckliche Ausdruck seiner Blicke und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die dumpfen Töne, welche sich aus seiner Brust hervordrängten, eine starke Bewegung der Seele, oder einen gefährlichen Zustand des Körpers.

„Es ist klar," sagte Doctor Bernadet, zu dem, welcher ihm bei Turgy assistirte, „daß dieser Mann todt ist. Wir haben hier nichts mehr zu thun. Kommen Sie! Vier Uhr," fügte er, auf seine Uhr blickend, hinzu. Ich will mir mein Billet in die Oper geben lassen. Was meinen Sie, Duchemin?"

„Ich meine, Sie werden noch zeitig genug kommen."

„Nein, ich wollte Sie nur um Ihre Meinung in Betreff dieses armen Herrn von Turgy befragen."

„Da bin ich ganz mit Ihnen einverstanden."

„Und Sie, mein junger, würdiger Herr Amtsbruder?" — fuhr Bernadet, sich Heinrich nähernd, fort.

Bei dieser von Seiten des Arztes so natürlichen Frage, erbebte nichts desto weniger Heinrich gleich einem Menschen, der von einem elektrischen Schlage getroffen wird. Er erhob sein Angesicht gegen den Fragenden, zögerte lange mit seiner Antwort, dann, einen Blick in das Zimmer werfend, in dem Turgy's Familie versammelt war, ließ er seine Blicke auf Julien ruhen. Einen Augenblick blieb er in ihre Betrachtung verloren, sah aufs Neue Doctor Bernadet an, und mit bewegter Stimme, irren Blicken und krampfhaft zusammengepreßten Fäusten antwortete er: „Er ist todt!"

Ein kalter Schweiß rieselte über sein Gesicht, und eilig durch ein anderes Zimmer, als das, in dem sich Julie befand, hinschreitend, verschwand er aus dem Hause.

Herr Bernadet winkte Herrn von Valliéres zu sich herein. Der Greis näherte sich ihm. „Mein verehrtester Herr," sprach der Arzt zu ihm, „unsere Rolle ist ausgespielt. Mein unglücklicher Klient lebt nicht mehr. Sie müssen diese Damen entfernen, sie allmählig vorbereiten. — Ich bedaure innig, daß unsere Anstrengungen fruchtlos waren. Der Mann hätte länger leben sollen. Leben Sie wohl, mein Herr; ich nehme den lebhaftesten Antheil an dem Schmerze dieser trostlosen Familie."

Bei diesen Worten drehte er sich schnell im Kreise herum, wodurch er wieder seinem Freunde gegenüber stand. „Duchemin," sagte er zu diesem, „Sie begleiten mich doch heute Abend in die Oper. Wir speisen dann bei Bonnival; dort treffen wir Damen, verstehen Sie?"

„Wenn das ist?" antwortete Duchemin.

„Lustiger Bruder!" sagte Bernadet, nahm seinen Kollegen beim Arm und zog ihn mit sich aus Turgy's Zimmer.

Als sie eine Strecke weit gefahren waren, hielt er plötzlich sein Cabriolet an, fuhr mit der Hand über die Stirn und sprach: „Was sagen Sie dazu, Duchemin, daß mir dieser Mann noch immer im Kopfe spukt? Dieser Todesfall ist höchst auffallender Art! Ich muß ihn mir vom Gewissen schaffen. Ich besuche ihn heute noch ein Mal während eines Zwischenaktes. — Meiner Treu, wenn er auf diesen Versuch nicht laut gibt, dann ist er ein für alle Mal in den Wohnungen der heiligen Engel. Ach ja, bei den Engeln fällt mir bei, der niedlichen Fanny muß man es lassen, daß sie die reizendste Huri ist! Aus dem Wege, Tropf!" rief er einem zerlumpten Fußgänger zu, der beinahe unter sein Pferd gekommen wäre; „was hast Du davon, wenn Du Dich zusammen fahren läßt, Einfaltspinsel! wenn ich noch meine Börse bei mir hätte." Der Doctor rasselte nun fort über das Pflaster hin, und hielt bald an der Vorhalle des Opernhauses.

In einem der ersten Gasthöfe von Avranches, in der Normandie, bewohnte seit mehr als einem Jahre ein junger Mann, dessen Gewohnheiten und Lebensweise den Neugierigen der Nachbarschaft nicht wenig Stoff zu Vermuthungen gegeben hatte, ein abgelegenes Zimmer, von dem aus man jedoch die Aussicht auf eines der herrlichen Panoramas genoß, welche die Lage jener Stadt darbietet.

Dieser junge Mann von zarten, aber wie es schien, von Seelenleiden oder einem zehrenden Körperschmerze entstellten Zügen, hatte sich seit seiner Ankunft mit einer Art von Geheimniß umgeben. Er ließ sich Karl nennen, erhielt nie einen Brief und besuchte kein Haus der Stadt. Er hatte sich nur vor der ersten Municipalbehörde gestellt, und zwar ohne Zweifel, um ihr in seinen Papieren einen Nachweis zu geben, daß er das Recht habe, nach Belieben seinen Aufenthalt zu wählen, ohne in irgend einer Beziehung die Aufmerksamkeit der Polizei in Anspruch zu nehmen.

Dieser junge Mann, dessen Kleidung bei seiner Ankunft ein vornehmes Wesen verrieth, beschränkte sich übrigens allmählig auf eine sehr einfache Tracht, und unterzog sich sogar dem strengsten Fasten, während er auf dem Wege reichlich Almosen spendete. Oft verließ er schon bei Tagesanbruch den Gasthof, stieg in das Thal hinab, verlor sich in die Wälder, längs des Meeres, oder ging Tagelang auf den einsamen Sandufern spa-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zieren, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. Abends kehrte er zurück, bleich, mit trüben matten Augen, entzündeten Augenlidern, sichtbar von Hunger und Ermattung angegriffen und doch mußte ihn die Wirthin erinnern, daß ein mäßiges Mahl, das er jedoch immer zu kostbar fand, seiner warte, um ihn nur zu bewegen, wenigstens einige Nahrung zu sich zu nehmen. Wenn auch an einem schönen heiteren Tage, wo die Sonne das Grün magisch beleuchtete und das Meer von tausend Farben schimmerte, seine Gemüthsstimmung weniger düster war, blieb er doch immer träumerisch, zerstreut, tiefsinnig. Er antwortete selten auf die an ihn gerichteten Fragen, die er meist nicht ein Mal zu hören schien. So oft jedoch ein Wort über seine Lippen kam, so war es sanft, Dankbarkeit athmend, und im demüthigsten, liebevollsten Tone ausgesprochen. Unerachtet seiner täglichen Anstrengungen genoß er wenig Nachtruhe. Wenn er sich längst niedergelegt hatte, hielten die auf der Hausflur des Gasthofes beschäftigten Dienstboten vor der Thüre seines Schlafzimmers still, aus dem sie Klagetöne, erstickte Seufzer, unzusammenhängende, verwirrte Worte hervordringen hörten, die Zeichen eines heftigen, tiefen Seelenleidens sein mußten.

An einem der letzten Sommertage verließ der Fremde, seiner Gewohnheit gemäß, mit Sonnenaufgang den Gasthof und begab sich dies Mal der gewöhnlichen, nach der Normandie führenden Straße folgend, in das Thal hinab. Am Fuße des Gebirges angelangt, wandte er sich rasch zur Linken, schritt über die Sandflächen hin, welche das Meer zur Zeit der Ebbe zuweilen bloß legt, und trat in die Wälder ein, die sich an der Seeküste hinziehen. Obgleich die Sonne erst im Aufgehen begriffen war, so war die Hitze doch schon drückend und ermattend. Kein Lüftchen durchströmte die Luft und an dem entflammten Himmel zogen sich mehrere schwarze Punkte mit rothglühenden Reifen hin.

Trotz der Hitze schritt der junge Mann ziemlich rasch voran. Nachdem er auf einem durch den Wald führenden Fußwege etwa eine Meile zurückgelegt haben mochte, befand er sich an einer Art Kreuzwege, den hier mehrere, in rechten Winkeln zusammenlaufende Pfade bildeten. An der Spitze eines dieser Winkel erhob sich ein Kreuz, sehr schlecht aus grauen Steinen zusammengefügt und mit ganz verwitterter Bildhauerarbeit in gothischem Style verziert. In den Fugen der Steine wuchs Moos und andere Wucherpflanzen. Eine ungeheure Ulme breitete ihre Aeste über dem Kreuze aus, die so dicht mit Laub bedeckt waren, daß die Tageshelle sie gar nicht zu durchdringen vermochte; dadurch wurde diese geheiligte Stätte in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, das seine volle Macht über die Einbildungskraft ausübte und die weit hinragenden Aeste schienen das seit alten Zeiten verehrte Symbol des christlichen Glaubens mit Liebe zu schützen und zu bewahren.

Stillschweigend betrachtete der Fremde das Kreuz einige Augenblicke lang, dann trat er näher, entblößte sein Haupt, kniete nieder, faltete seine Hände über der Brust, senkte den Kopf und sprach mit schwacher, leiser Stimme folgende Worte aus der heiligen Schrift:

„Herr, sei mir gnädig, denn ich bin schwach; heile mich Herr, denn meine Gebeine sind erschrocken.

„Und meine Seele ist sehr erschrocken, ach du Herr, wie so lange!

„Wende dich, Herr, und errette meine Seele, hilf mir um deiner Güte willen.

„Ich bin so müde von Seufzen, ich schwemme mein Bette die ganze Nacht und netze mit meinen Thränen mein Lager!"

Seine hohle Stimme versagte ihm allmählig den Dienst, und er fuhr fort leise zu beten, aber je mehr er sich in seine Unterhaltung mit dem Himmel vertiefte, desto blasser wurden seine Gesichtszüge, er zitterte am ganzen Körper; schluchzend schlug er sich von Zeit zu Zeit auf die Brust, blickte verzweifelnd zu dem Kreuze empor, bestreute seine Haare mit Staub, und wälzte sich am Ende im Sande, indem er laut ausrief:

„Vergib mir Herr, vergib mir!"

Ein Blitz leuchtete über dem Kreuze und ein gewaltiger Donnerschlag wiederhallte im ganzen Umkreise.

Der junge Mann fuhr fort:

„Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimme;

„Denn deine Pfeile stecken in mir und deine Hand drücket mich.

„Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor deinem Drohen, und ist kein Friede in meinem Gebirn vor meiner Sünde.

„Denn meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden.

„Verlaß mich nicht, Herr, mein Gott sei nicht fern von mir."

Abermals folgte Blitz und Donner.

„Mein Gott!" fuhr der junge Mann immer noch knieend fort: „gesegnet sei das Zeichen deines Zornes, wenn es der Vorbote deiner Verge-

bung ist. Halte deine Blitze nicht zurück, wenn du glaubst, mich strafen zu müssen; willst du mich aber Gnade vor dir finden lassen, so laß wieder Ruhe in meine Seele zurückkehren."

In diesem Augenblicke fielen große Regentropfen herab und stürzten mit Geräusch auf die Blätter der Bäume und die ausgetrocknete Erde nieder. Ein heftiger Sturm erhob sich und erschütterte die Bäume des Waldes. Eine mächtige Staubwolke wurde von dem Sturme im Wirbelwinde dahin getrieben. Der Himmel verfinsterte sich immer mehr, von der Mittagseite her zog sich eine dichte dunkle Wolkenmasse heran. Der Wind heulte durch die Bäume, daß sie in den Wurzeln erbebten, das Meer begann ebenfalls zu brausen, der Regen goß in Strömen herab, der Donner rollte ohne Unterlaß, und die Erde schien bei jedem seiner schrecklichen Schläge zu erzittern.

Fortwährend aber knieete der Fremde regungslos vor dem Kreuze. —

„Mein Gott!" begann er endlich wieder, „ich bin schuldig, ich weiß es, du hattest jenem Manne deinen Athem noch nicht entzogen, und doch habe ich es bestätigt, daß er gestorben sei; ich habe ihn sonach getödtet, obgleich du gesagt hast: Du sollst nicht tödten. — Es ist wahr, daß eine wahnsinnige Leidenschaft mit allen ihren Qualen mich heimgesucht hatte; ich fing an, mich durch die Grundsätze der verworfenen Welt beherrschen zu lassen, die ihren Nächsten aus Eigenliebe beraubt und mordet; aber du hast in der Tiefe meiner Seele einen Keim der Ehrbarkeit zurückgelassen, der mich ihre Einflüsterungen zu bekämpfen lehrte. Leider habe ich, wie ein feiger Tropf, diese Wohlthat mißachtet, und sie nicht bekämpft. Ich begehrte nach dieser Frau, und ich bin nicht vor einem Morde zurückgebebt, um sie zu erlangen.

„Und doch mein Gott, wirst du, wie ich hoffe, berücksichtigen, daß trotz meines angeborenen Verlangens nach dem Guten, mein Glaube und mein Vertrauen auf das wahrhaft Gute und Tugendhafte nur schwach und locker war. Dazu noch die unaufhörlichen Zweifel, in denen ich von den Leuten meiner Zeit noch mehr bestärkt wurde, so daß es kaum fehlen konnte, daß ich immer lauer und unentschlossener wurde, den guten Weg einzuschlagen. Jetzt sehe ich es gar zu wohl, leider aber zu spät, ein, daß der Mensch, der nicht fest an deinen heiligen Namen glaubt, Menschenzungen und die Gesetze seines Landes nur halb schätzt, kaum halb tugendhaft sein kann. Kommt dann die Leidenschaft über ihn, so hat er keinen Stützpunkt, an dem er sich halten kann. Fehlt dem Menschen der feste, bestimmte Glaube, so hält seine Kraft zum Guten und Bösen nicht das Gleichgewicht. Seine Leidenschaften werden nicht gehörig in Zügel gehalten, der Glaube der ihn im Kampfe mit ihnen aufrecht erhielt, wird von Tag zu Tag schwächer, oder hört am Ende ganz auf. Was bleibt ihm dann noch übrig, um seine Leidenschaften zu bändigen? —

„So war auch jene Frau, die ich liebte (wenn ich dies je wagen durfte), zum Theil durch die allgemein verbreitete Zweifelsucht unserer Zeit verleitet, in ihrer Tugend schwankend geworden; ja dieser Engel gelangte am Ende gar, meinem heftigen Drängen nachgebend, dahin, ganz vom rechten Pfade abzuweichen, um mit mir zu Grunde zu gehen.

„So geschah es denn auch, daß ich in einem Augenblicke, in dem ich meiner selbst nicht mächtig war, mein Verbrechen beging. Und als ich es begangen, hatte ich selbst einen Abscheu vor mir. — Ich wurde völlig wahnsinnig und verlor dadurch selbst die Kraft, das Uebel wieder gut zu machen. — Ich floh, ich lief vor mir selbst davon — erst hier am Fuße dieses Kreuzes, machte ich Halt, denn hier schien mir ein Strahl der Hoffnung zu winken. —

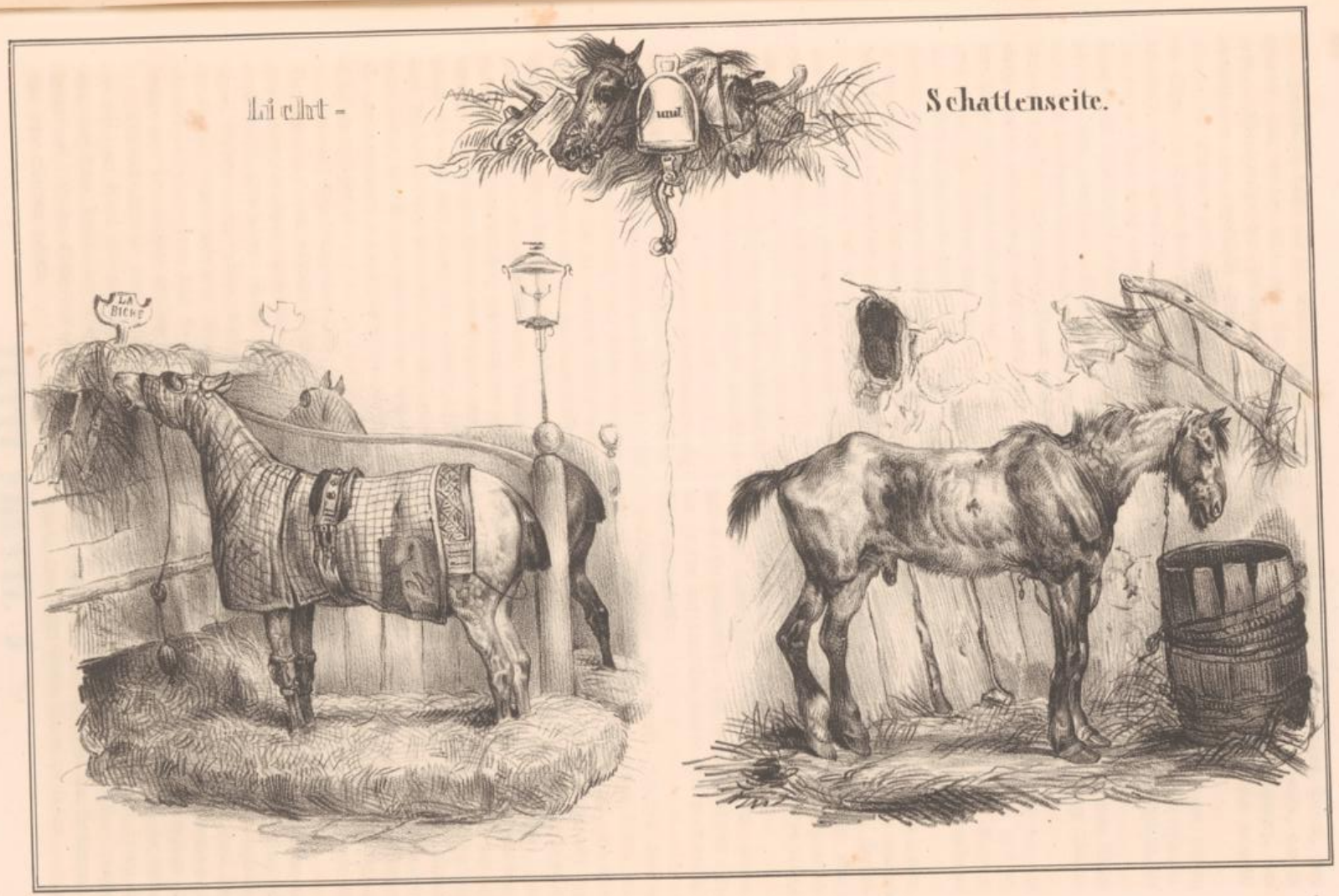
„Ich habe mir, trotz meiner ursprünglichen Absicht, nicht selbst den Tod gegeben, mein Gott, denn ich fürchtete deinen gerechten Zorn dadurch nur zu vermehren; ich wollte mir zuvor dein Mitleiden durch meine aufrichtige Reue verdienen, ehe ich vor dir zu erscheinen habe, —

„Denn seit ich gemordet, glaube ich an die Hölle und habe Furcht vor ihr.

„Oh! habe ich es denn nicht versucht diesen Blutflecken auszutilgen! Ich habe meine Kunst verlassen, die mir Ruhm brachte; ich habe meine Liebe aus dem Gedächtniß gestrichen, die mein Leben war; ich habe mich zum Geringsten unter den Geringen gemacht; ich habe mich aller meiner Rechte und Ansprüche begeben; ich wage es nimmer die Menschen geringe zu schätzen, denn ich bin der Niedrigste unter ihnen, ich nehme jede Beleidigung duldend hin, trage jede Ungerechtigkeit mit Ergebung, jeden Schmerz mit Freude, werden dir aber, o Herr, diese Bußen und meine Thränen wohl als eine hinreichende Sühne erscheinen?

„Wann werde ich wieder meine Nachtruhe erlangen und mit reinem Bewußtsein erwachen?" Nach Vollendung dieses Gebetes ließ der Unglückliche sein Haupt auf die Brust herabsinken und verweilte in dieser Stellung in tiefem, düsterm Nachdenken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf


Licht -
und
Schattenseite.
LA BICKE

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inzwischen hatte sich der Sturm gelegt, der Himmel war wieder rein und klar geworden; liebliche Wohlgerüche der Pflanzen des Waldes schwängerten die abgekühlte Luft, von Neuem glänzte die Sonne, und jeder Regentropfen an der Spitze der Blätter hängend leuchtete im Wiederglanze ihrer Strahlen wie eine Goldperle. In diesem Augenblick erhob der Fremde sein Haupt und seine Blicke blieben auf dem Kreuze haften. Ein glänzender Regentropfen strahlte durch das Laubwerk und zeigte sich ihm in seiner schönsten Klarheit. Der junge Mann erbebte begierig, irgend ein Zeichen aufzufinden, das ihm die Verzeihung seines Verbrechens verhieß, ergriff dieses mit Freude und nahm es entzückt als ein solches hin; mit einem ihm längst unbekannten innern Behagen betrachtete er das, was er um jeden Preis als eine Verkündigung der göttlichen Barmherzigkeit ansehen wollte.

„Mein Gott," rief er seine Hände gegen das Kreuz erhebend, „du bist gut und voll Gnade, du hast mich erhört und mir verziehen. — O! Dank dir!"

Und mit diesen Worten warf er sich auf die Erde nieder und brach in einen Strom von Thränen aus.

Als sein Gemüth wieder einigermaßen zur Ruhe gelangt war, erhob er sich und folgte einem Fußwege, der zur Meeresküste hinführte. Als er eine Zeit lang gegangen war, fingen die düsteren Gedanken, die sich den ganzen Morgen über seiner bemächtigt und ihn nur im Augenblicke der Begeisterung verlassen hatten, allmählig an, abermals über ihn zu kommen und sein Inneres zu zerfleischen. Die bittersten, schrecklichsten Gewissensbisse quälten ihn wieder wie früher, vergebens zeigte sich ihm die Natur viel schöner, als vor dem Gewitter, vergebens bot sich ihr entzückender Anblick seinen irren Blicken dar und suchte in sein zerrissenes, durch Schmerz verhärtetes Herz zu dringen.

In demselben Maßstabe aber, in dem sein Vertrauen auf das sichtbare Zeichen der Vergebung Gottes nachließ, begannen auch seine Körperkräfte zu schwinden. Bald fühlte er ein heftiges Fieber, seine Zähne klapperten auf einander, seine Kniee wankten. Ein Blick auf seine Kleider überzeugte ihn, daß sie völlig durchnäßt waren und von Wasser trieften.

Dessenungeachtet ging er immer weiter und gelangte am Ende an die Küste, nun versagten ihm aber seine Kräfte und er stürzte am Gestade zusammen. Seine Haut war ganz trocken und alle seine Nerven bebten.

Er dachte jedoch nicht an das Fieber, das ihn verzehrte, er fühlte das Feuer nicht, das in seinen Adern brannte, nicht den Schmerz, der an seinen Gebeinen nagte, er gab sich lediglich seinen Gewissensbissen hin.

Endlich suchte er sich dadurch von seinem Lager zu erheben, daß er sich auf seine Ellenbogen stützte, und sprach mit kaum verständlicher schwacher Stimme!

„O! wie gern wollte ich mit meinem Blute die Worte dessen bezahlen, der mir sagen könnte: „Er war todt!"

Sein matter Arm vermochte aber die Last kaum einen Augenblick zu tragen und er sank erschöpft wieder auf den Sand zurück, indem er noch flüsterte: „Die Kunst irrt ja manchmal. Wenn ich mich getäuscht hätte!"

Der Himmel schien sich über ihm zu drehen, die Bäume sich zu bewegen, seine Augen wurden trübe und seine Gedanken verwirrten sich. Dessenungeachtet entflohen seiner entzündeten Kehle noch die Worte: „Wie soll ich das aber erfahren? mein Gott!" und dann verfiel er in völlige Bewußtlosigkeit.

In dieser Lage fanden ihn einige Fischer, und da sie bemerkten, daß er noch athmete, legten sie ihn auf eine Tragbahre und brachten ihn nach Avranches.

Nach Ablauf von zwölf Stunden kam er wieder zu sich selbst, und seine ersten Worte waren keine Klagen über die Schmerzen, die seine Glieder durchdrangen, sie sprachen vielmehr nur das aus, womit sich seine Seele beschäftigte: „Mag es kommen, wie es will" sagte er, „ich muß diesem schrecklichen Zweifel enthoben werden."

Herr Bernadet, Doctor der Medicin der Facultät von Paris, schlüpfte eben in seinen prachtvollen neuen Schlafrock, um sich in sein Konsultationszimmer zu begeben. Er war kaum erwacht — es war Mittag — ein Diener trat nun herein und meldete ihm, daß sich schon seit zwei Stunden Jemand im Vorzimmer befinde, der den Herrn Doctor zu sprechen wünschte.

Herr Bernadet war nach einer durchschwelgten Nacht erwacht. Er hatte sich um zwei Uhr Morgens niedergelegt, seine Zeit aber inzwischen so wohl angewendet, daß der Schlaf wohl hätte hinreichen sollen, unter den durch die vorangegangene Orgie etwas derangirten Leibeskräften das Gleichgewicht wieder herzustellen. Seine Gedanken aber waren noch völlig verwirrt, seine Augenlider geröthet, seine Gesichtszüge ebenfalls roth unterlaufen, und er stierte den Bedienten an, ohne den Sinn seiner Worte zu fassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser wiederholte daher seine Anrede nochmals, und nun erwiederte ihm der Doctor in einem Tone, den man anzunehmen gewohnt wird, wenn man im Trockenen sitzt, und sich eine Mühe machen soll, deren Belohnung nun weniger werthvoll geworden ist: „Er mag hereinkommen."

Der Diener führte einen jungen Mann herein, dessen Kleider in Unordnung, dessen Züge vor der Zeit gealtert, dessen Haltung gebeugt und nachlässig, und dessen Blicke unstät und scheu waren. Dessenungeachtet bedurfte es bei dem Doctor nur eines Augenblicks, um in der auf ihn zutretenden Person seinen unglücklichen Collegen, den Doctor Etienne, zu erkennen.

„Sie hier mein Lieber?" rief Bernadet aus, der kaum von dem Staunen zu sich selbst gekommen war, das die sonderbare Kleidung und Gestalt des jungen Mannes in ihm hervorgerufen, der unter Umständen verschwunden war, die seiner Flucht einen romantischen Anstrich gegeben hatten. „Was Teufel ist denn seit anderthalb Jahren aus Ihnen geworden? Was sollte denn diese Flucht und das Geheimniß, mit dem Sie sich umgaben, bedeuten? Das muß ja den Stoff zu der charmantesten Novelle abgeben. Erzählen Sie mir doch, wenn Sie nicht gerade ein besonderes Geheimniß daraus machen wollen. Ich bin diesen Morgen über den Tod eines meiner besten Patienten sehr betrübt. — Duchemin hatte diesen Ausgang vorausgesagt, ich aber das Gegentheil behauptet. Duchemin hat also Recht, und dies ärgert und drückt mich. — Dieser Patient war mein Freund — aber man wird in der Regel durch die Seinigen zuerst verrathen! — Doch mein Lieber, was wünschen Sie von mir? Was haben Sie mir zu sagen?"

Während dieser leicht hingeworfenen Plaudereien war Etienne fortwährend düster geblieben, und als er endlich den Fragen seines Kollegen antworten sollte, befiel ihn ein Beben, das diesem nicht entging. Bernadet fragte ihn nun in einem weniger leichtsinnigen Tone: „Sind Sie krank, mein Lieber, und wollen Sie mich etwa consultiren? So ein gefährlicher Koncurrent Sie auch sind, so verspreche ich Ihnen doch, Alles aufzubieten, Ihnen Ihre Gesundheit wieder zu geben. Was fehlt Ihnen?"

Etienne konnte immer noch kein Wort hervorbringen, deutete mit dem Finger auf die Stirn und schüttelte den Kopf.

„Wie mochte ich auch daran zweifeln," dachte der Doctor, als er von Neuem den Anzug und die Gesichtszüge seines Kollegen musterte. Dann aber sagte er sehr laut zu ihm: „Kinderpossen! Weiter nichts als ein verborgenes Leiden, das einem so nachdenkenden und empfänglichen Charakter eigen ist. — Sie haben den Spleen. — Wohlan, wir heilen ihn, und es freut mich, Ihnen ein Mittel angeben zu können. . . ."

„Entschuldigen Sie," unterbrach ihn Etienne, der endlich Herr seiner Aufregung geworden war, „Sie können mir allerdings Leben und Gesundheit wieder geben, wenn Sie mir die Fragen, die ich an Sie stellen werde, mit Ihrer bekannten Gefälligkeit beantworten wollen."

„Ich stehe ganz zu ihren Befehlen."

Statt aber alsbald zu beginnen, suchte Etienne noch einen Augenblick nach Fassung zu ringen. Er kämpfte zwischen dem Verlangen, sich über einen schrecklichen Zweifel aufzuklären und dem Bangen, diesen Zweifel auf eine Art gelöst zu sehen, die seinen Verstand vollends untergraben mußte. Erst nach langem Zögern entschloß er sich endlich zu beginnen.

„Sie erinnern sich vielleicht noch, mein Herr," sagte er, die Stirn mit der einen Hand bedeckend, „eines Werkchens, das ich über den Scheintod herausgab. . . ."

„Allerdings erinnere ich mich dessen, und daß Sie dieses Werk Knall und Fall auf die höchste Stufe unserer Kunst erhob." —

„Es war in Folge der in diesem Werkchen von mir ausgesprochenen Ansichten, daß man mich vor etwa anderthalb Jahren in das Haus des Herrn von Turgy berief," fuhr Etienne mit steigender Bewegung fort.

„Ich erinnere mich dessen vollkommen, und ohne mir deßhalb ein Verdienst in Ihren Augen verschaffen zu wollen, daß ich mich rühme, daß ich es war, der Sie mit vollem Rechte berufen ließ. Die Symptome, die sich bei Herrn von Turgy zeigten, waren so eigener Art, so sonderbar, daß sich die Erfahrensten hätten täuschen können. — Der Henker soll mich holen, wenn ich in dem Augenblicke Ihrer Ankunft hätte bestimmt sagen können, ob der junge Deputirte lebe, oder gestorben sei, obgleich ich sehr geneigt war, anzunehmen, daß er nicht mehr von dem politischen Wasser der Kammer trinken werde."

„Und was weiter, was weiter?" fragte Etienne in der größten Angst.

„Was weiter? weiter war es nichts. Wir stellten alle möglichen Versuche an, und überzeugten uns am Ende, daß er wirklich gestorben war. Sie waren ja selbst dieser Meinung."

„Nein, ich war es nicht!" rief Etienne, vom Stuhle aufspringend, lebhaft aus. „Oh!" fuhr er, die Hände ringend, heftig fort, „es ist nur

zu lange her, daß ich diesen Schmerz in meinem Busen verschließe! Ich muß ihn in den Busen eines Freundes ausschütten! O, mein Herr, ich flehe Sie in des Himmels Namen an, nur für einen Augenblick Ihre weltliche Gleichgültigkeit fahren zu lassen, und gut, theilnehmend und mitleidig zu sein. Sein Sie mir ein wahrer nachsichtiger Freund — nehmen Sie mein offenes Geständniß mit aufrichtiger Theilnahme hin, haben Sie Mitleiden mit meinen Gewissensbissen, und sagen Sie mir, ob sie hinreichend sind, um mein Verbrechen zu sühnen. Oh, mein Herr, haben Sie Nachsicht mit meinen Leiden, und lassen Sie sich durch meine Thränen erweichen!"

„Sprechen Sie immerhin, mein Lieber," sagte Bernadet, sich ein Flaumfederchen von seinem Schlafrocke wegnehmend, und nun vollkommen überzeugt, daß er es mit einem Menschen zu thun habe, dessen Verstand verwirrt war; „ich höre Ihnen mit dem größten Interesse zu."

„So hören Sie, wie es gegangen," fuhr Etienne mit hohler Stimme fort. — „Als ich in das Haus dieses Mannes, ehemals meines Freundes, kam, war ich von einer wahnsinnigen, verbrecherischen Leidenschaft befangen; — ich liebte Julien über Alles — Julie war seine Gattin — ein himmlisches Geschöpf, voll Muth, Tugend, Großmuth und...."

„Unstreitig, unstreitig," sagte Bernadet, der weitern verliebten Declamationen ausweichen wollte, denn er erinnerte sich, Einiges über Etienne's Liebe zu Briffaut's Tochter gehört zu haben.

„Turgy's Tod öffnete mir also den Himmel — so glaubte ich wenigstens — und als ich zu dem Leichname meines ehemaligen Freundes hintrat, so fühlte ich, statt über die geheimnißvollen Beschlüsse der Vorsehung, die den Faden eines so thätigen Lebens entzwei schnitt, zu seufzen, eine heftige Freude in der Tiefe meines Herzens..."

„Dies ist sehr natürlich, ganz natürlich," sagte Bernadet, vorbesagte Feder durch das Zimmer blasend.

„Anstatt nun mit allem Eifer nach einem schwachen Funken zu suchen, der noch eine Lebensspur zeigte, strengte ich all' mein Wissen, meine ganze Erfahrung an, seinen Tod zu entdecken; Gott wollte aber eine solche Verworfenheit nicht unbestraft lassen! — mitten unter dieser meiner kannibalischen Prüfung — glaubte ich zu erkennen — nein! nein! ich erkannte es wirklich — oh! ich konnte mich nicht täuschen — Gott allein weiß es, ob er gelebt hatte, ob ihm seine Gesundheit hätte wiedergegeben werden können — allein für mich war kein Zweifel übrig. — Nun, mein Herr, sehen Sie wohl die ganze Schlechtigkeit meiner Handlungsweise ein — er war mein Freund, man hatte Vertrauen zu mir — Vertrauen auf meinen Charakter, auf meine vermeintlichen Talente! — und ich konnte meine Stellung mißbrauchen, ich konnte sie mißbrauchen, um diesen Mann zu tödten, um daraus Gewinn zu ziehen..."

„Aber darin kann ich doch kein so großes Unrecht erblicken; ihn für todt erklären, hieß ja noch nicht ihn tödten; wir waren unser drei, alle derselben Ansicht; unter keinen Umständen hätte man Ihnen einen Vorwurf machen können," erwiederte Bernadet, seine Halsbinde zurechtziehend.

„Wie? mein Herr, Sie sind nicht ein Mal erstaunt? Wie? Sie wollen nicht gleich mir einsehen, daß mich vor dem Gesetze nichts entschuldigt; daß meine Handlungsweise eine abscheuliche war?"

„Lassen wir das, sprechen wir etwas Klügeres," sagte Bernadet, welcher der Sache ein Ende zu machen wünschte. „Ihre Ansichten, obgleich etwas überspannt, sind nicht völlig verworren, es ist einiger Zusammenhang darin. Ihr Gemüth ist heftig angegriffen, aber das Gehirn ist gesund...."

„Wenn ich nicht bereits wahnsinnig bin, so muß ich es vollends werden...."

„Sie sind es nicht. Wegen dieses eingebildeten Verbrechens also tragen Sie diese Leichenfigur zur Schau? Oh, Bester, lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen, ich wüßte in der That nicht, ob irgend ein Mensch an Ihrer Stelle anders gehandelt hätte. In Ihrer Lage, die Versuchung war zu groß...."

„Meine Pflicht war es, ihr zu widerstehen."

„Ei, gehen Sie weg. Thut man denn immer, was man soll? Zudem mögen Sie nun glauben, was Sie wollen, so versichere ich Sie, daß dieser Mann todt war, ganz todt, die Folge hat es bewiesen. Was, beim Henker, hat Ihnen denn Ihr Gewissen noch vorzuwerfen?"

„Er war todt?" fragte Etienne, kaum der Rede mächtig.

„Ja wohl."

„Sind Sie das ganz überzeugt?"

„Bei Gott! Ich kann Ihnen sein Herz zeigen, das ich zum Wahrzeichen, sorgfältig aufbewahrt habe. Auch ich hatte Zweifel, ich selbst, der ich mit Ihnen spreche. Ich mußte viele Bitten verschwenden, bis man mir erlaubte den Leichnam zu öffnen. — Ich habe ihn geöffnet, und er hat nicht gemuckst, das kann ich Ihnen versichern, der arme Teufel war mausetodt; da sehen Sie — sein Herz."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bei diesen Worten empfand Etienne dasselbe Gefühl wie ein Verbrecher, der bereits auf dem Schaffot steht und den Ruf „Gnade" hört. Er wurde von einer so innigen Freude durchbebt, daß er sich schluchzend in des Doctors Arme fügte.

* * *

Leider müssen wir zur Vervollständigung dieses Fragmentes hinzufügen, daß der unglückliche Etienne, der Julien treu und beständig zu finden glaubte, sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, und nun erst förmlich wahnsinnig wurde. Zwar wird er wieder von ihr geliebt, denn sein Wiedererscheinen hat in ihrem Herzen die Erinnerung an die alte Liebe aufgefrischt; wird ihn dies aber heilen? Bemerken wir übrigens noch, und zwar zum großen Lobe des Verfassers, daß sein Buch so anständig, so züchtig, mit einer solchen Reinheit des Gedankens und des Ausdrucks geschrieben ist, wie sie leider die neuere französische Literatur nur selten darbietet, so daß wir es Jedermann getrost zur Lektüre empfehlen können.

Hadjee Meer Meerza, das Lamm mit dem Löwenherzen.

Hadjee Meer Meerza — oder wie ihn seine Mitschäfer wegen seines außerordentlichen Edelmuths und seiner Unerschrockenheit nannten: „das Lamm mit dem Löwenherzen" — war ein schlichter Schäfer und hütete seine Herden in der schönen Ebene, die sich längs des berühmten Ararat lagert. Er war ein recht fröhlicher und glücklicher Bursche, und in jenem Hirtenlande weit und breit wegen seiner gutmüthigen Scherze, seiner unverwüstlichen Milde und seiner Herzhaftigkeit bekannt und geliebt. Er war nicht in dem Bezirk geboren, wo er seine Herden weidete, sondern stammte aus dem kleinen Dorfe Humamloo, welches im Thale gleichen Namens, an der Grenze von Persien in der Gegend liegt, wo es die Grenze des riesenhaften russischen Reiches berührt. Es hatte ihn aber Abdaol Allee — der reichste Schaafbesitzer im Lande um Erwan her — auf einer seiner Reisen, als seinen ersten Schäfer gedungen, und so verließ er denn sein liebliches Thal, und folgte seinem Gebieter und dessen Schaafen in die Ebenen auf der anderen Seite von Aberan, die ihn von seinem geliebten Heimathlande — seiner schlichten Hütte und alten verwittweten Mutter trennten, die noch glücklich in ihrem Humamloo — umgeben von ihren Kindern und Kindeskindern, lebte, da nur einer ihrer Lieben ein Umherstreifer war, eben der lustige Meer Meerza. Als sie aber von ihm hörte und vernahm, daß er sich brav halte, da war sie zufrieden, daß er getrennt von ihr lebe, weil sie wußte, daß, wenn er sich Etwas erworben habe, er zurückkehren und den Abend ihres Lebens mit seiner Liebe zum gesegneten machen werde. Denn sie wußte, daß ihr Lieblingssohn Meerza, nichts auf der Welt so sehr liebe, wie seine gute Mutter, sein schlichtes Vaterhaus und seine Brüder.

Nachdem der Schäfer drei Jahre in den Ebenen zugebracht hatte, sehnte er sich, sein Heimaththal wiederzusehen; und als er von dem gütigen Abdaol die Erlaubniß zur Reise erhalten hatte, belud ihn der alte Mann, der ihn wie seinen Sohn liebte, mit Geschenken, und entließ ihn reich; und Meerza machte sich vergnügt auf die Reise. Eine Sorge nur lag ihm schwer im Kopfe, lastete aber nicht auf seinem Herzen; denn er wußte, daß er eben so willkommen in seinem Vaterhause in Humamloo sein werde, wenn er auch nichts weiter als seinen frommen Sinn und Schäferstab, wie wenn er mit reicher Caravane, die er sein nennen könne, zurückkehre. Die Ebenen von Erwan verlassend, mußte er über die wilden, felsigten Höhen von Aberan — eine Wüstenei, die lange der Schrecken reicher Reisender war, wandern; denn sie war das Jagdrevier des wildesten Räubers, des schrecklichen Caussim-Al-Kadjeer, der die Soldaten des großen Shah Abbas herausgefordert hatte, ihn zu fangen, und daher der ohnmächtigen Versuche der Landleute, ihn zu fangen, spottete; so ließ ihn denn das Landvolk sein Wesen treiben, und seine Raublust, wo ihn gelüstete, befriedigen; denn der Glaube hatte sich ihrer bemächtigt, daß er von keiner menschlichen Hand zu verwunden sei, und sein Leben unter einem Zauber stehe. Alles, was die Einwohner an beiden Abhängen des felsigten Aberan thaten, bestand in der Warnung der Reisenden, mit wem sie und wie sie mit ihm zusammenzutreffen hätten — wenn ihnen ihr Leben lieb, ihn seinen Tribut erheben zu lassen, worauf sie sicher von dannen ziehen könnten. Seine Stärke und Tapferkeit hatten ihn im Lande rings umher so gefürchtet gemacht, daß die Meinung ging, kein einzelner Mann, auch nicht mehrere Männer könnten ihn überwältigen. Hadjee Meerza trat auch nicht ungewarnt seine Reise an, aber er achtete nicht darauf. Man hatte ihm gesagt, es helfe nichts, sich zu bewaffnen, wenn er nicht die Waffen des gewaltigen persischen Helden Roostum Beg — mit dessen kräftigem Arme — handhaben könne. Diese Waffen und dieser Arm könnten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

allein nur den schützen, der mit einem körperlich so gewandten Räuber zu kämpfen hätte, welcher zuletzt, wenn diese Gewandtheit nicht ausreichte, und er den Sprung auf seine Beute verfehlte, eine so furchtbare Kraft und so unbezwinglichen Muth entwickelte, wie Caussim-Al-Kadjeer — „der Blutfreund," wie man ihn nannte. Hadjee Meerza lächelte aber, wenn man ihm Furcht einzuflößen suchte; denn er war jung, kräftig und hatte einiges Zutrauen zu seiner Unerschrockenheit. „Solle er überwunden werden," sagte er, „so solle es doch nicht durch Furcht, die so Manchen überwältige, sondern durch überlegene Tapferkeit geschehen. Nur wenn er geschlagen, und tüchtig geschlagen werde, wolle er glauben, daß er geschlagen werden könne. „Auch gestatte man mir, selbst zu urtheilen, wann ich genug Schläge erhielt, um mich zu überzeugen, daß ich geschlagen wurde," sagte der beherzte Schäfer. „Ein hundert Schläge auf Leib und Stirn sind genug für mich; wenn ich diese abgezählt habe, gebe ich den Handel auf, falls nicht etwa einige wenige mehr auf beiden Seiten die Sache entscheiden, wo es eben so gut ist, weiter darauf loszuschlagen, bis die Sache zu Ende, und der Handel abgemacht ist."

Ehe Hadjee Meerza das Gebirge hinanstieg, hatte er in einer kleinen Karavanserai, oder, was es sein mochte, einem Wirthshause für Reisende, auf der persischen Seite der Höhen von Erivan, Halt gemacht. Hier rasteten zusammen mit ihm Viehhändler, Kaufleute in schwarzen Lamm- und Schaaffellen, und die abenteuernden Handelsleute in Caschemir-Shawls, Tuchen und verschiedennamigen Zeugen, als Cussabs, Aleejahs, Tafetas, Kudduks, Culumcars, Peerahun-Shahees (oder Königs-Hemden), Teppichen von Herat und Ispahan, Sammet von Cashan und Tabreez, und anderen seidenen, wollenen und linnenen Waaren; denn es war am Tage Jumah, dem Sabbath der Muhamedaner, an welchem Handel zu treiben, und, wenn es vermieden werden kann, zu reisen wider das Gesetz ist. Mehre Kaufleute kannten Hadjee Meerza, und liebten ihn wegen seiner lauteren Herzens-Schlichtheit, seines ehrlichen Sinnes und seiner unzerstörlichen guten Laune; und da es in allen Ländern Spaßvögel, und auf der ganzen Erde — gedankt sei's dem Himmel! - Stoff zu Scherzen gibt, so paßte Hadjee's kühne Reise über die Höhe von Aberan, die er ganz allein machen wollte, recht für diese, und hielt den Mund der Muhamedaner in einem Geschrei offen. Obgleich der Mund von vierzig Menschen in Bewegung war, und eben so viele den Bart über ihn schüttelten, die ernsten Muselmänner im unwiderstehlichen Gelächter über des armen Hadjee Meerza's thörichte Prahlerei auf ihren Teppichen sich wälzten, die einer der wandernden Geschichtenerzähler des Landes sich zum Stoff ausersehen hatte, und obschon ein Paar ernster, mürrischer Mollahs oder Priester, und drei Fakeers oder bettelnde Fanatiker, die an den entgegengesetzten Enden des Divan, abgesondert von den Reisenden, saßen, trotz ihres gewöhnlichen Ernstes ihre Kalleeoons nicht rauchen konnten, ohne zu speien und zu spucken, als das Scherzen anfing, blieb der arme Meer doch immer gut gelaunt, lachte so laut, wie nur einer, und gab dann und wann auch seine Witze zum Besten, um den Lärm auf den höchsten Grad zu steigern.

Nur Einer widersetzte sich, daß man sich so auf Kosten eines einzigen nicht lustig machen möchte. Dies war ein Mitschäfer, welcher wußte, daß Meer Meerza's Tapferkeit nicht leere Prahlerei sei, und als ein feiger Kermaneze, der auf seine Sicherheit baute, wo mehr denn vierzig Bärte gegen einen zusammenhielten, seinen Scherz weiter als Spaß trieb, indem er die Asche aus seiner Pfeife in ein gefülltes Trinkgeschirr ausleerte, aus welchem Meer Meerza trank, rief der Mitschäfer dem frechen Kermanhändler zu: Hüte Dich, Du Spötter, vor dem, dessen Bart Du besudelst! Der Schäfer, der mit einem Schlage einen Löwen in seiner Hürde den Kopf zerschmetterte und einem Bären den Athem ausdrückte, ist kein Spielzeug für solch' einen Gassenkehrer wie Du, Du winziges Rohr von einem Menschen, Du armseliger Choubeen! Hüte Dich sag' ich! — Kaum hörte der Kermaneze diese Worte, als er schnell seine Beine unter dem Leibe hervorriß, schleunigst Fersengeld gab, seine Hüften vorwärts schob, und eine Zuflucht bei den Mollahs suchte, welchem Beweise von Vorsicht zunächst lauter Spott und dann ein starkes Gemurmel der Verachtung folgte. Von diesem Augenblick wandte sich der Spott von Hadjee Meer ab gegen den armen zusammengekauerten Handelsmann; Hadjee war mit einem Male geachtet, und trank ungestört, und unser abgefertigter Freund stopfte seinen Kalleeoon wieder, und setzte sich bequem zu einer Bowle des erlaubten Maw-ul-hyat, eines Liqueurs, nieder, den die Gläubigen trinken, bis sie berauscht sind, weil er nicht wie der Wein verboten ist. Und da die Sonne nun untergegangen, und der Sabbath vorüber war, so hatte die Erlustigung mit Rauchen, Opium und starkem Getränk ihr Maaß, und der Schlaf überkam zuletzt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alle Reisenden; einer nach dem andern sank in Schlummer, an der Stelle selbst, wo sie niedergekauert saßen.

Mit Sonnenaufgang wachte Meer Meerza pünktlich auf, wie Schäfer immer, sprang auf, warf seinen Quersack über, ergriff einen derben Stab, um seine Schritte auf den steinigten Höhen zu unterstützen, und nöthigenfalls die geringe Habe zu vertheidigen, die er bei sich führte, um damit seine gute alte Mutter zu erfreuen, und setzte seine lange, traurige Reise fort. Die wenigen, welche wachten als er aufbrach, wünschten ihm eine glückliche Reise, und gaben ihm den Segen des Propheten zu seinem Schutze. Der fröhliche Schäfer lächelte über ihre Furcht seinetwegen, und ging, so leicht im Herzen und auf den Füßen, als Frohsinn, Jugend, Kraft und ein gutes Gewissen ihn nur machen konnten. Und so wanderte er während der ersten fünf Stunden seiner Reise fröhlich dahin, indem er bald die Stille ringsum mit Bruchstücken aus Schäferliedern unterbrach, bald eine Weile anhielt, und ehrerbietig zur Sonne aufschaute — die Wildheit der Landschaft bewunderte — eine Bergblume pflückte — dem Zwitschern vorübereilender Vögel zuhorchte und ihren schnellen Flug beachtete.

Unter diesen Vergnügungen flossen mehrere Stunden des Tages wie ungezählt vorüber, und es wurde Mittag, ehe er Hunger und Ermüdung verspürte; denn ehe er aufbrach hatte er ein bis zwei Stiege Datteln verzehrt, eine Frucht, welche sehr bei Kräften erhält, so daß mancher morgenländische Reisende von Sonnenauf- bis Untergang wandert, und keine andere Nahrung braucht. Nicht so unser Reisender. Er hatte Schäferappetit, den die frische Bergluft bis zu dem des Tigers reizte. Er schaute sich deshalb nach einem geschützten Fleck um, wo er eine Weile bleiben und ruhen könnte, den er auch fand, — einen Winkel unter den dunkelbraunen Felsen, die wild über die Höhen von Aberan zerstreut liegen, neben dem ein kleiner Bergstrom mit den hindernden Steinen in seinem Bette kämpfend und ringend dahinfloß. Er warf sich auf die Erde, öffnete seinen fest gepackten Ranzen, holte etwas schwarzes aber gutes Brod hervor, ferner eine Flasche mit Ziegenmilch, und noch eine Flasche, die mit demselben Stoff gefüllt war, in welchem er in der Caravanserai sich ein wenig berauscht hatte. Nachdem er tüchtig gegessen und seine Ziegenmilch ausgetrunken hatte, näherte er, als er noch Durst empfand, seine Lippen dem Bergstrome, und that einen langen Zug an dem köstlichen Wasser. „Wasser schmeckt nicht so lieblich wie Ziegenmilch, ist nicht so stark wie Maw-ul-hyat," sprach der Schäfer, indem er sich den Mund an seinem rauhen, groben Kabba oder schlichten Wamms wischte, aber zum Ueberfluß thut es recht gut;" und mit diesen Worten wandte er sich zu der zweiten Flasche und nahm einen tüchtigen Schluck.

Fröhlich und gestärkt trat er seinen Weg von Neuem an, und war in der nächsten Stunde an der Stelle, wo der Räuber am meisten hausen sollte. Da, aber nicht eher, überschlich ihn allmählig ein unerklärliches Bangen, keine Furcht — aber ein ihr zunächst verwandtes Gefühl. „Die Luft auf diesen Höhen ist kalt," sprach Hadjee Meerza, „oder ob das Wasser, welches ich zu viel genossen habe, mich schauern macht, denn es ist mir gerade, als wenn der Winter meine arme Kabba durchsuchte," und es durchschauerte ihn, und er flüsterte: „La-illah-he-il-ullah!" Armer Hadjee, das Bangen vor der Gefahr, welches starke Herzen entmuthigt, die dennoch, wenn die Gefahr wirklich naht, ihr entgegentreten können, hatte sich seiner Phantasie bemächtigt, und machte seine Kraft erbeben, und ließ sein heißes Blut eiskalt werden. Immer ist Ungewißheit schrecklicher als Gewißheit. Er hielt einen Augenblick an, und schaute sich um, und so weit sein Auge sehen konnte, zeigte sich nahe oder fern nichts Lebendes — nicht einmal ein wilder Vogel. Schon Einsamkeit allein flößt Furcht ein, und wenn die Erwartung irgend einer Gefahr noch hinzukommt, so mag das Herz wohl schauern, wenn es nicht verzagt. Er schritt weiter, und sang im Gehen ein Schäferlied, oft wurde aber sein Gesang durch Pausen ernsten Nachdenkens unterbrochen; doch endlich mußten diese seiner natürlichen Fröhlichkeit und Wohlgemuthheit weichen und er sang so laut und leichten Sinnes wie nur je. Gedanken an den Räuber kamen ihm jedoch noch häufig in den Sinn, und kehrten um so ernstlicher wieder, je höher er den steilen Pfad hinankam, der sich über die Höhen wand. „Dieser Geißpfad ist steil," murmelte er, indem er mühsam Athem schöpfte, „und kann auch die stärksten Lungen in Geißgalopp bringen." Und abermals machte er Halt, um Athem zu schöpfen. Noch täuschte er sich; die Besorgniß nur, nicht die Steilheit des Pfades, machte ihn keuchen, und so unregelmäßig athmen.

Endlich hatte er die rauhen Gipfel der Höhe erreicht, zu der er so oft mit Erstaunen von der Thür seines Vaterhauses aus hinaufgeschaut hatte; ermattet von dem mühsamen Berganstiegen, warf er sich auf die Erde, schnallte nochmals seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ranzen auf, holte eine zweite Portion Brod hervor, aß es mit gierigem Hunger, und spülte es mit einem langen Zuge aus der zweiten Flasche hinunter.

Da er jetzt sein Vaterland sehen konnte, und sein Leib erquickt war, so stieg seine Zuversicht wieder eben so hoch, wie sie bis jetzt gering gewesen war, und er lachte und frohlockte, als er sein Auge nach dem geliebten Thale von Humamloo wandte. Seine Angst war vorüber; er sprang auf, machte sich an den Hinunterweg, und empfand eine wahre Wonne, als er fast häuptlings den Berg hinuntermachte, indem er dabei mit seinem Stocke auf jeden Stein und Strauch schlug, der ihm in den Weg kam, bis er in Stücke sprang, und bei jedem etwas derberen Schlage rief: „Beim Barte meines Vaters, so wollte ich Caussim-Al-Kadjee schlagen!"

Er war jetzt auf einem furchtbaren Pfade, über den hohe Fichten herabhingen, welche den Grund mit ihren dicken Massen düsteren Laubwerks verdunkelten, und eine feierliche, schauerliche Düsterheit umher verbreiteten. Große abgerundete Kiesel machten seine Schritte unsicher, und indem sie nachgaben, so wie er darauf trat, stürzte er häufig nieder, und stieß sich derbe die Knochen. Riesige Porphyrblöcke ragten über ihn her, oder lagen in Unordnung umher, und hatten das Aussehen ungeheurer Trümmer irgend eines alten Bergaltars der Feueranbeter. Es war eine wilde, melancholische Scene, und er fühlte, wie ihre Feierlichkeit ihn überschlich. Nochmals sammelte er sich, und bog wiederum seinen Stab mit der rechten und linken Hand, als gerade, wo er fast diesen Zeitvertreib satt hatte, ein so großes Stück mit einem Sprunge davon abbrach, daß er nur gut drei Fuß davon in der Hand behielt. Halb ärgerlich darüber, daß er so thörichter Weise sich selbst waffenlos gemacht habe, schlug er im launigen Aerger auf einen großen Stein, und schrie nochmals laut: „Und so wollte ich die Knochen Caussim-Al-Kadjee's schlagen!"

Eine riesige Figur, die in der Dunkelheit unter dem Schatten der Sycamore so düster aussah, wie ein wilder Bär, sprang in demselben Augenblick hinter einem Steinblock hervor, und schrie mit einem Gebrüll, das eher wie von einem wilden Thiere, als wie eine menschliche Stimme klang: „Wolltest Du das?"

„Ganz wie ich sagte," antwortete Meer Meerza rasch, und durchaus nicht über die unerwartete Dazwischenkunft in Schrecken gesetzt. Als er aber sein Auge aufschlug, und sah, wer der Sprecher sey, da faßte seine Hand krampfhaft das jämmerliche Bruchstück seines Stockes, und er empfand, wie er jetzt des ganzen Originals bedürfe, und einer anderen Waffe, die ihm nütze, ihn schütze. Einen Augenblick lang sank ihm der Muth, aber im nächsten erfüllte ihn Zuversicht; denn die Gefahr vor der ihm gebangt, stand vor ihm, er sollte ihr nicht erst begegnen, sie war schon da — und er raffte sich zusammen, und spannte seine kräftigen Sehnen, um ihr zu begegnen, wie sich für den Schäfer paßte, der unter seinen Genossen für „das Lamm mit dem Löwenherzen" galt.

„Ich nehme nicht so viel solch gewaltiger Hiebe an, wie Du so tapfer sie an meinen hölzernen und steinernen Repräsentanten ausgetheilt hast," sprach Al Kadjee, mit einer Art finsteren Scherzes.

„Bismillah! Du sagst so viel? Ich gab nie weniger, wenn ich je einen mit Prügeln bedachte," antwortete der Schäfer. „Wenn Du nicht alle haben willst, sollst Du gar keine haben, beim Namen des Propheten!

„Wie sollen wir da fertig werden? ich mag nicht so viel nehmen, und Du willst nicht weniger geben — wir wollen die Sache folgendermaßen entscheiden: Ich will so viel Schläge annehmen, als Du mir geben kannst, und dafür mußt Du Dir zwei von meinen gefallen lassen. Gefällt Dir der Handel? Wenn das, so laß uns machen, führe Du die Rechnung. Ich will anfangen. Schreibe Du einen an!"

Und indem er so sprach, holte der Räuber auf Hadjee Meerza mit einem sechs Fuß langen und so dicken Knittel aus, daß er gar nicht hinsehen mochte. Er parirte jedoch den Schlag, der ihn sonst niedergeschmettert haben würde, und eben sollte ein zweiter fallen, als er zur Seite sprang, und rief: „Caussim-Al-Kadjee! — denn Du bist's, und kein Anderer — Riese, der Du bist, und furchtbar wie Du den Menschen bist, doch wollte ich, hätte ich nur eine Waffe, wie die Deinige, Dich die Rechnung an deinen Knochen machen lassen! Aber sieh' meinen Stock an, es ist nur ein Strohhalm."

„Ho! Redest Du so? Niemand soll von Al Kadjee sagen, daß er über einen tüchtigen Gegner einen Vortheil suchte! Hier, nimm meinen Knittel!" und damit warf er ihn dem Schäfer zu; „denn ich habe auch seinen Bruder, und sollte der auch brechen, noch tödtlichere Waffen, um den Kampf zu beendigen!" und damit beugte er sich hinter einen Steinblock und holte einen in jeder Beziehung dem andern gleichen hervor.

Hadjee Meer Meerza warf seinen Ranzen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ab, legte ihn hinter eine Fichte, und da er jetzt tüchtig bewaffnet war, veränderte er seine Stellung, wählte einen freien Platz, wo die Zweige der Bäume so weit bei Seite waren, daß sein Knittel frei um seinen Kopf wirbeln konnte, stemmte seinen Fuß fest auf den Boden und harrte des Angriffs. Der nächste Schlag kam wieder dem Räuber zu, und hätte der Schäfer es verfehlt, ihn abzuwehren, so wäre er zu Boden geschmettert worden. Jetzt holte er zu einem Hiebe aus, da aber sein Fuß in dem Augenblick wo er ihn austheilen wollte, ausglitt, so fiel derselbe so schwach, daß Caussim höhnisch über solches Knabenspiel lachte und sprach: „Du bist mir nicht gewachsen, Schäfer, denn Du schlugst matt."

„Die Wahrheit zu sagen," entgegnete Meer Meerza, „ich bin müde, denn ich bin so weit gereist und vergeudete so viel Kräfte an Al Kadjee's Stämmen und Steinen, daß jetzt, wo ich es mit Al Kadjee selbst zu thun habe, ich nur einem Kinde gleiche."

„Beim heiligen Munde des Propheten, das ist aufrichtig! ich will keinen Vortheil aus Deiner Müdigkeit ziehen," sagte Al Kadjee.

„Ziehe ihn daraus, wenn Du kannst," erwiederte der Hadjee, seinen Muth zusammennehmend.

„Du fürchtest mich also nicht?" fragte Caussim.

„Ich fürchte kein Wesen mit einem Barte," entgegnete Meerza.

Als der Räuber dieses Selbstvertrauen äußern hörte, schaute er seinen jugendlichen Gegner an, und nachdem er ihn von Kopf bis zu Fuße gemessen und seine körperlichen Fähigkeiten gehörig betrachtet hatte, sprach er: „Was bist Du?"

„Schäfer in Erivan."

„Bist Du ehrlich?"

„Ich glaube, daß ich es bin. Ich stahl nie ein Lamm aus eines Nachbars Hürde!"

„Ach, ein berühmter Räuber wurde in Dir verdorben, als Du zum schlichten Schaafhirten gemacht wurdest!" rief Al Kadjee.

Meer Meerza lachte und sagte: „Vielleicht; wer darf aber über seine Bestimmung murren? Ich thue es nicht; ich bin's zufrieden, daß ich ehrlich und rechtlich von Herzen bin."

„Dein Name?"

„Meer Meerza, der jüngste Sohn des alten Allee Meerza, der jetzt unter den Todten weilt, aus dem Thale Humamloo."

„Bismillah! Wie? bist Du wirklich ein Sohn des doppeltgegliederten eisernen Gesellen aus dem Thale?"

„Keines Anderen Sohn. Meine Mutter sagte es und mein Vater glaubte ihr; denn da sie stets den Propheten ehrte, sprach sie Worte der Wahrheit."

„Allee Meerza, sagst Du? Wie ist mir? Der war ein Mann! Bismillah! wir haben keinen Mann wie ihn, in diesen Tagen. Seine Hand war ein Schmiedehammer! Segen über den Staub auf seinem Grabe!"

„Du kanntest also meinen Vater?"

„Beim Propheten, freilich! Allee Meerza war in der That ein Mann! Er wußte mit Schwert, Speer, auch Knittel, umzugehen. Ehe ich das Gewerbe anfing, zerbrach er mir zwei Knochen bei einem Streit in einer Karavanserai."

„Ich erbte seine Knochen," sprach der Hadjee mit einem ausdrucksvollen Lächeln.

„Gesegnet sei sein Andenken!" rief der Räuber. „Und Du reisest also in Deine Heimath? und was enthält denn wohl Dein Ranzen?"

„Etliche zwanzig Tomauns, die Wahrheit zu sagen, die ich als Tribut meiner kindlichen Liebe meiner alten Mutter bringen will, nebst einem halben Dutzend schwarzer Lammfelle und vier Ziegenfellen zu ihrer Behaglichkeit im Winter."

„Ein frommer Sohn!" rief der Räuber und seufzte schwer. Der Schäfer erstaunte, als er aus solch' einer Brust einen Seufzer vernahm. Caussim fügte nach einem Kampfe mit seinem Gewissen hinzu: „Beim Haupte meines Vaters, ich achte Dich. Du bist ein braver und guter und frommer Sohn des doppeltgegliederten Allee! Und um Dir zu zeigen, wie ich Dich lieb habe" — hier hielt er einen Augenblick inne, wie wenn seine bessere Natur mit seinem räuberischen Hange kämpfte — „gieb mir den zehnten Theil Deiner Habe als Tribut und ziehe Deinen Weg."

„Nimmer! ich!" rief der Hadjee. Was Du zu haben wünschest, das mußt Du trotz dieses kräftigen Armes und dieses derben Knittels nehmen."

„Brav gesprochen!" rief Caussim. „Ich liebe Dich immer mehr; die armen Schelme, mit denen ich bis hieher kämpfte, waren schon fast besiegt, ehe nur ein Schlag auf irgend einer Seite gefallen; Du aber — komm, Du sollst mit mir zu Abend essen und trinken, und danach wollen wir, falls wir kämpfen müssen, ehrlich, wie Freunde uns schlagen. Die Wette soll zwei Tomauns gelten; gewinne ich, so mußt Du sie bezahlen, verliere ich, so zahle ich Dir dieselbe Summe. Folge mir!"

„Habe ich vorher das Grab des Propheten angesehen und meine Augen besudelt und geblendet," fragte der Hadjee, „daß Du mich in einer solchen Fallgrube zu fangen glaubst?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Jagd - Noth.

Hm! … Hm! … Das stört!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wahr, Leuten meines Gewerbes," sagte der Räuber, „kann man nicht trauen; mit Dir aber meine ich es ehrlich."

„Nun gut, es soll eine Wette gelten; aber höre, keine Kniffe, wenn ich meinen Knittel niedergelegt habe!" sagte Meer Meerza.

„Wenn Du mir noch mißtrauest, so nimm beide Waffen in Deine Hand," und damit warf er den zweiten Knittel dem Schäfer zu: „Und nun sieh', ich bin unbewaffnet!"

„Gut," sprach der Hadjee, „für einen Räuber ist das wirklich ehrlich! Ich will Dir vertrauen."

„So folge mir," befahl Caussim, und der Schäfer that es unbedenklich.

Er geleitete ihn nur eine kleine Strecke, bis zu einem Schlupfwinkel in den Felsen, in welchen er eintrat, während Meer Meerza draußen wartete; gleich darauf langte er eine Menge Früchte, eine reichliche Portion frisch geröstetes Ziegenfleisch und zuletzt ein Paar Flaschen des erlaubten Maw-ul-hyat hervor. Dann breitete er diese Dinge auf dem Boden aus, und lud den Hadjee ein, zuzulangen. Dieser ließ sich nicht zwei Mal bitten; denn er schaute mit solchem Heißhunger auf diese Leckerbissen, als wenn seine Augen eine von seinem Magen unabhängige Eßgier besäßen. Eben wollte der Schäfer seinen Mund füllen, als der Räuber zu seinem Erstaunen ihn mit dem Rufe unterbrach: „Danke Allah und dem Propheten, mein Sohn, ehe Du issest, für diese ihre gnädigen Gaben!"

„Ei Du vermessener Heuchler!" rief der Hadjee: „Wagst Du Allah und dem Propheten für diese guten Dinge zu danken, die Du mit Gewalt, vielleicht dem Armen, unter Verwunden und Blutvergießen abnahmst? Dankst Du Allah, daß Du ein Spitzbube bist — dem Propheten, daß Du arg Blut vergießen kannst? Ich wage nicht so gottlos zu sein. Ich werde keinem anderen Geber für diese Gaben danken, als dem, welchem sie abgenommen wurden."

Al Kadjee zog seine dunklen Brauen zusammen; als der Schäfer fest sein Auge auf ihn richtete, schien er zu erröthen, und finster saß er nach des Hadjee's Tadel da. Von diesem Augenblick an war der Räuber moralisch besiegt. Der Schäfer langte nun zu, und nach einer Weile schlug Al Kadjee sich seine unbehaglichen Gedanken aus dem Kopfe und begann schweigend zu essen.

„Treffliches Ziegenfleisch, beim heiligen Munde des Propheten! Wer ist Dein Proviantmeister?" rief der Hadjee, indem er bei dem ersten Mundvoll mit den Lippen schmatzte, und dann Stück auf Stück hineinstopfte, groß genug, um einen Mann mit mäßig weitem Schlunde zu ersticken.

„Wer mein Proviantmeister ist? Die, welche mich fürchten, nähren mich."

„Bei den Eingeweiden des heiligen Kameels! Dann ist's besser gefürchtet als geliebt zu sein. Und diese Flasche — bei den Lippen eines ehrlichen Mannes, Menschenberauber" —

„Was! schrie Caussim, „willst Du meinen Hund an meiner eigenen Thür steinigen?"

„Nun, Ihr Menschenschäfer habt bessere Kenntniß von diesen Wohlgenüssen des Lebens, wie wir armen Bewohner des Thals, wenn wir davon träumen und nichts von ihrer lieblichen Sündhaftigkeit wissen. Ich bin Schäfer und Ziegenhirt zugleich; aber Hammel und Ziegen sind zu köstliche Leckerbissen für meinen geringen Mund; meine Herren wissen, was Ziegen und Hammel sind, und mein Geschäft ist's dafür zu sorgen, daß sie dieselben gut und zur gehörigen Zeit erhalten; aber was mich anbelangt — Bismillah! wer bin ich, daß ich einen Mund haben dürfte?"

„Dann stiehl doch, wie ich," rieth ihm Al Kadjee.

„Ja wohl, ich sollte ein Löwe werden, und Herde und Hürde verwüsten, um Jedes Hand gegen mich zu haben? Nein, beim Propheten, nimmer," rief der schlichte Schäfer.

„Jedermanns Hand, weißt Du, war gegen mich erhoben, und wie Du siehst, geschah mir dadurch bis jetzt noch wenig Schaden. Wenn sie ihren rechten Arm aufhuben, war auch meiner stets in demselben Augenblick erhoben und fiel am schwersten nieder!" rief prahlerisch Al Kadjee.

„So geschah es gestern; heute oder morgen mag sich ein mächtigerer Arm gegen Dich erheben, und wie dann?" fragte der Schäfer.

„Ich habe bis heute gelebt und manchen gestrigen Tag!" jauchzte der Räuber. „Was wirst Du mehr gelebt haben, wenn Deine Herden von einem anderen Schäfer gehütet werden?"

„Ich werde ehrlich gelebt haben," antwortete der Schäfer demüthig.

„Pah," schrie Al Kadjee ärgerlich. „Guter Mollah Meer Meerza, fügte er spöttisch hinzu, „Ihr trinkt ja nicht!"

„Ja ich will schon, und das tüchtig! rief der Hadjee und lächelte zu seinem Scherze. „Auf Deinen Bart! die Gnade des Propheten träufle auf ihn, wie duftendes Oel!" und damit beugte er sich gegen seinen rauhen Wirth, und trank.

Und so saßen die beiden Gegner eine Zeit-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lang Bart an Bart und plauderten und stießen mit den Flaschen an. Der Hadjee war so lustig wie ein Vogel, plauderte bis er lachte und lachte bis er sich wälzte; doch entging es ihm nicht, daß, je fröhlicher seine Laune, desto ernster und stiller der Räuber wurde. Al Kadjee dagegen betrachtete das glückliche Gesicht Meer Meerza's, während es von Frohsinn erglänzte, wie wenn er den Ausdruck solcher Fröhlichkeit und inneren Friedens viele Monate lang nicht gesehen habe. Er war gewohnt von Furcht, Zorn und Abscheu bewegte Gesichter zu sehen; der Anblick von Zügen, in welchen sich Glück und Furchtlosigkeit in seiner Gegenwart malten, war ihm neu; und der Hadjee hielt einen Augenblick mit Scherzen inne, um in den seinigen die beunruhigenden Gedanken zu lesen, die so deutlich darin geschrieben standen, wie der heilige Text auf den Blättern des Koran. Aber dies furchtlose Hervorleuchten seiner besseren Natur hörte bald wieder auf, und Düsterheit sprach wieder allein aus seinen Zügen; und wiederum konnte der Hadjee in seinen Zügen lesen, daß trotz seiner ungewöhnlichen Geselligkeit der Räuber doch noch Räuber und nicht gesonnen sei, seine Beute fahren zu lassen, wenn er dazu gelangen könne. Er kam wieder auf seine alte Forderung des Zehnten seiner Habe zurück, der kräftige Schäfer wollte aber auch nicht einen Augenblick davon hören.

„War mein Vater ein Wurm?" rief er, „daß Du glaubst mich so leicht treten zu können? Nein — Handel ist Handel. Einer von uns beiden verliert zwei Tomauns. — Es kümmert mich nicht, wer, und da der Tag sich neigt, so machen wir die Sache je eher je lieber ab."

„Gut, ganz wie Du willst!" antwortete Al Kadjee, „ich bin heute gut bei Laune, sonst hättest Du Deinen Willen nicht mit solchem Trotze. Ich ehre Deinen Muth, Hadjee! Irgend ein reicher Feigling wird morgen meine Mäßigung belohnen."

Mit diesen Worten erhob sich der alte Räuber vom Boden, und auch der Schäfer sprang auf, so hurtig wie eine Antilope. „Soll es die alte Waffe sein?" fragte der erstere. Der Hadjee nickte bejahend. „Gut," fuhr der Alte fort, „ich will Dir willfahren; dies war ein schuldloser Tag für mich, denn ich habe nichts Böses während desselben gethan, und es ist mir gleichviel, ob ich ihn mit Scherz beschließe. Tritt hin, und nun wahre Dich, guter Hadjee!"

Der Schäfer überhörte die Mahnung nicht; er war auf seiner Hut, wie sein Gegner bald auf seine Kosten erfahren sollte, denn nachdem er einige Finten gezeigt hatte, gab er ihm solch' einen Schlag oberhalb den Augen, daß er ihn zu Boden streckte. „Dank Deinem Ziegenbraten und erlaubtem Getränke ist der Schlag einen Tomaun werth!" rief Meer Meerza frohlockend. Als aber der Sieger nach Verlauf mehrer Minuten bemerkte, daß Al Kadjee kein Glied regte, wurde er besorgt und fürchtete, er möchte ihn getödtet haben. Endlich schlug der Räuber die Augen auf, und indem er zu dem Schäfer aufblickte, der über ihm lehnte, während aus seinen freundlichen Zügen fast die Zärtlichkeit eines Sohnes sprach, sagte er schwach und zutraulich: „Hadjee, Du hast mich besiegt! Noch niemand, bis auf den heutigen Tag, streckte den alten Caussim Al Kadjee zu Boden! Du that'st es; laß' es aber auf keiner von beiden Seiten der Anhöhe bekannt werden, deren Schrecken ich war, denn wenn der gemeine Haufe hört, daß ich verwundbar bin, so werden tausend Sperlinge kommen und an dem alten Adler picken."

„Jetzt bemitleide ich Dich!" rief Meer Meerza. „Aber fürchte Nichts; ich verspreche Dir bei den wahrhaftigen Lippen meiner Mutter, daß Niemand Etwas von Deiner Niederlage erfahren soll! Wir trafen als Feinde zusammen — wollen wir uns als Freunde, trennen? Als solche Freunde, wie ein ehrlicher Schäfer es mit einem — doch ich will keinen Stein auf Dich werfen, jetzt, wo Du verwundet bist. Ich könnte ohne Deine Erlaubniß fortgehen, will Dich aber nicht eher verlassen, bis Du sagst: Geh', mein Sohn! Du bist nur betäubt, nicht verwundet; laß mich Dich in Deine sichere Höhle führen, und dann Dich verlassen! denn sieh', die Sonne ging schon unter, und die Sterne, welche über der Hütte meines Vaters standen, als ich geboren wurde, flimmern schon über ihr und heißen mich willkommen! Reich' mir in Freundschaft Deine Hand. Treffen wir, sollten wir einander wiedersehen, uns als Freunde?"

„Ja, tausend Mal!" rief der Räuber, und zitterte, als der ernste Jüngling seine Hand ergriff und sie warm drückte, denn jetzt fühlte er, um wie viel geringer seine Tapferkeit war, wie sie nur der tolle Muth eines verwilderten Menschen, nicht der unbeugsame Heldenmuth gewesen, der aus einem guten Gewissen und einem am Guten festhaltenden Herzen entspringt. Scheu und zitternd, flimmenden Auges blickte er dem jungen Schäfer in's Antlitz und sagte: „Meer Meerza, mein Sohn, Du hast den frommen Blick eines Lammes, aber das Herz eines starken Löwen. Ich bin Staub vor Deinen Füßen!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zieh' Deiner Wege! Möge Dein Schatten Deiner Mutter Thür segnen! Möge das Leuchten Deiner Züge ihre Augen erfreuen! Deine Anmuth erneue das Gedächtniß Deines Vaters in ihrem Herzen! Deine Güte möge sie beglücken! Hätte ich doch solch' einen Vater gehabt! Hätte ich doch solch' eine Mutter! Hätte ich doch solch' einen Sohn! Ich habe Niemand, der meine Lampe brennend erhält, wenn ich im Grabe liege! Zieh' hin und verlaß mich! Der Segen des Propheten sei mit Dir!" Und damit bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

„Der Prophet sei mit Dir!" sprach andächtig der schlichte Jüngling, und machte sich fertig weiter zu ziehen.

„Warte mein Sohn!" rief Al Kadjee, nimm Deine beiden Tomauns, die Du ehrlich gewonnen hast, mögen sie zu Tausend werden!"

„Ich rühre sie nicht an," sagte der Schäfer. Ich will keine abgefallenen Früchte sammeln, an denen die Schlange leckte, dachte er, denn er wollte es nicht sagen, sondern den gedemüthigten Mann schonen. Er wäre geblieben, um ihn zu trösten, aber Gedanken an ein Wesen, welches größere Ansprüche an seine Liebe hatte, kamen ihm in den Sinn, und noch ein Mal macht er Anstalt zum Aufbruch. Ehe er aber fortging, blickte er mitleidig nach dem unglücklichen Manne, der in seiner Seele noch mit Sünde, Reue, Stolz und Schaam kämpfte. „Die Dunkelheit nimmt zu," sprach der Schäfer, „leih' mir Deinen Stab, damit ich meinen Weg zwischen diesen Felstrümmern und zerstreuten Steinblöcken hindurch finde."

„Nimm ihn, mein Sohn, und verlaß mich!" und der Alte stand auf, umarmte ihn und ging langsam fort. Der Hadjee sah ihm nach und bemerkte, daß er zu seiner Höhle gelangt sei; dann ergriff er seinen Ranzen und sprang den Weg hinab, indem er die felsigen Räume wie eine Ziege zur Lust hinunterhüpfte; bald verschwand er in der sich dick lagernden Finsterniß, die schnell wie ein schwarzer Nebel die Höhen hinanzog, während Nacht und Schweigen unten über seinem geliebten Heimaththale brüteten.

„Ich war ein arger Schurke und der Schrekken meiner Nebenmenschen — wär' ich doch jener schlichte Schäfer!" seufzte Al Kadjee, als er in einen Winkel seiner einsamen Höhle auf den wüsten Höhen schlich.

Sieben Tage darauf kehrte Hadjee Meer Meerza denselben Weg zurück und wünschte mit seinem Räuber-Freunde zusammenzutreffen; dieser war aber nirgends zu finden. Er suchte ihn überall, aber vergebens. Sein zerbrochener Stock, den er auf dem Fleck fand, mußte ihm zum Führer dienen; er wand sich zwischen den zerstückelten Felsen hindurch, drang zwischen dem hohen Farrkraut, rauhen Hagedornen und hohen Sycamoren fort, bis er endlich die Höhle des alten Räubers entdeckte; vor Furcht, er möge ihn todt vorfinden, zitternd, schaute er hastig in die finstere Höhle, wie in ein Grab, von welchem der Eingangsstein weggewälzt wurde. Er war nicht da. Er wollte eben die Stelle verlassen, als seine Augen auf einen Tafelfelsen fielen, auf welchem Spuren einer jüngst darauf gemachten Inschrift sich befanden. Hastig las er die folgendermaßen lautenden Zeilen: — „Schaamerfüllt über sein geächtetes Leben, entsagt Caussim Al Kadjee demselben für immer, und will in einer entlegenen Gegend dieses Landes, mit dem Segen des heiligen Propheten, durch Reue bei Tag und Nacht seine lange, verbrecherische und grausame Laufbahn büßen. Betet, o alle guten Moslemin, für den Frieden seiner Seele! Bete für ihn, Hadjee Meer Meerza, Lamm mit dem Löwenherzen."

„Es giebt nur einen Gott! gesegnet sei der Name des Propheten," rief Hadjee Meer Meerza, als er die einsamen Höhen von Aberan hinunterstieg und mit thränendem Auge auf die lieblichen Ebenen von Erivan schaute.

(Fr. C.)

Achilles le Deuc.

Achilles le Deuc, Capitain eines Negerschiffes und gestorben 1831, war einer jener Menschen, die in unseren Tagen selten geworden sind. Der Geschmack an abenteuerlichen Fahrten ist vergangen: die alten Korsaren des Kaiserreichs hatten noch im Negerhandel Erinnerungen an ihr früheres Handwerk gefunden. Das Gesetz von 1831 ließ sie alle verschwinden, denn es drohte mit den Galeeren, und diese Strafe machte größere Wirkung, als eine angedrohte Todesstrafe.

Achilles le Deuc war von guter Familie und 1814 aus der polytechnischen Schule geschickt worden, weil er mit zu viel Wärme den Alliirten sich angeschlossen. Er machte sich zum Sklavenhändler.

Sein Leben ist voller Abenteuer, die allen **Frères de la côte** (Flibustier) der Restauration im Gedächtnisse sind. Einige dieser Abenteuer figuriren jetzt in einigen unserer Seeromane.

Achilles le Deuc hatte eine unveränderliche Gewohnheit: er hatte auf seinem Schiffe weder

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

unten noch am Verdeck Schlafzimmer. Als Diogenes einen Bauer aus der Hand hatte trinken sehen, warf er seinen erbärmlichen Holzbecher fort. Achilles hatte Pritsche, Matratze und Decke eben so unnütz gefunden, und brachte sein Leben in seinem Mantel zu, und seine Officiere mußten sich entschließen, es wie er zu machen. Uebrigens war er ein guter und trefflicher Gesellschafter, der nur zwei Dinge auf der Welt für die Gesundheit zuträglich hielt, den Rum und das Kneten des Körpers (massage). Kam man an der Küste in seinen Baracon (Bambushütte, wo die Neger vor ihrem Einschiffen verwahrt werden) oder auf sein Schiff, so konnte man ihn fast stets auf seiner Matte liegend finden, umgeben von drei oder vier Negerinnen die kein anderes Amt hatten, als ihn fortdauernd zu kneten.

Achilles war ein schöner Bursche, von erstaunlicher Stärke, von der er mehrere Proben gab. Er war einst in St. Thomas in einem Bamboula von Farbigen, und ergötzte sich, mit einer jungen Mulattin zu tanzen. Der Liebhaber, ein starker kräftiger Mensch, sah nicht aus, als gefielen ihm Achilles Manieren: „**Parbleu**" sagte dieser zu ihm, „soll ich Dir einen andern Tanz zeigen? — Da ist er...." Und er ergriff den Mulatten und warf ihn über eine vier Fuß hohe Bambushecke.

Achilles bekümmerte sich sehr wenig um das Bezahlen seiner Schulden; doch wenn er nach einer Fahrt, eine Gelegenheit nach Frankreich fand, so schickte er vier, fünf oder sechshundert Piaster seiner alten Mutter, je nachdem er in den Händen hatte; fand sich aber keine Gelegenheit, Adieu Sendung! und das Geld war in kurzer Zeit weg, man wußte nicht wie. Ließ sich's ein Gläubiger einfallen, die Bezahlung seiner Schuld zu verlangen, so war er sicher, nichts zu erhalten; sagte er aber dagegen: „Ich höre, Ihr habt eine gute Reise gemacht, und da komme ich zu Euch. Leiht mir vierzig Dublonen, die ich sehr nöthig brauche,..." so eilte Achilles, sie ihm zu geben.

Mit seinen Kameraden war er ungenirt, er wollte, daß sie mit ihm eben so seien. Er kam zu ihnen, und wenn sie nicht zu Hause waren, öffnete er den Schreibtisch, und nahm, was er gerade brauchte. Dann sagte er ihnen: „Ich bin zu Dir gegangen und habe mir aus Deinem Schreibtisch funfzig Dublonen genommen, die ich brauchte...." Und das war Alles, man kannte den Mann. Befand sich aber einer seiner Freunde in Noth, so war Achilles Börse die seinige.

Der König von Alt-Calabar, bei Boni (Bonny), hatte für Achilles eine väterliche Zärtlichkeit und Achilles hatte ihn fast zu dem Glauben gebracht, daß er sein natürlicher Sohn sei, und zwar auf folgende Weise: Der König von Alt-Calabar hatte im Austausche von den Engländern alte Gemälde erhalten, über denen man in großen goldenen Buchstaben las: Le Duc Ephraim; er hatte diesen Namen im Ernst genommen und wollte keinen andern mehr tragen. Die Aehnlichkeit der beiden Namen Le Deuc und Le Duc hatte Achilles sehr geholfen, und er ermangelte nie, wenn er den König besuchte, sich als seinen natürlichen Sohn melden zu lassen. Auch war sein Gesicht so oft den Strahlen der Sonne ausgesetzt gewesen, daß es fast die Farbe der Unterthanen des Negerkönigs angenommen hatte.

Achilles hatte die abscheuliche Manier, nach dem Mittagessen die Tische umzuwerfen und Alles zu zerschlagen. Auch hatte er an Bord kein anderes Geschirr, als von Holz. Es war Gebrauch an der Küste, dem König vor der Ueberreichung der Paquets (Alles, was zusammen gegen einen Schwarzen angeboten wird) ein großes Mahl zu geben, und alle Capitaine der Sklavenschiffe unterließen nicht, ihm Vorstellungen zu machen.

„Achilles," sagten sie, „mache doch nicht Deinen gewöhnlichen Kehraus. Wir sind hier nicht in Saint Thomas: man kann nichts ersetzen, nichts kaufen und wir hätten kein Geschirr mehr." Achilles versprach Alles, was man wollte; aber endlich war er seiner nicht mehr Herr, und ungeachtet der Gegenwart des Königs und seiner Leute riß er die Tafel nieder. „Ach!" schrie er, „Ihr müßt es wie ich machen! Eßt aus Kürbissen und Sonis (ein entzweigeschnittener Kürbis, der den Negern als Schüssel dient). Rette sich wer kann!..." Und das Tafelgeschirr rollte am Boden herum. Bei Hofe, wo die Liqueure in schönen englischen Karafinen gegeben würden, war die Verwüstung dieselbe; nicht eine Karafine entging ihrem Schicksal. Der König lachte. Doch am andern Morgen gab ihm sein Sohn den doppelten Werth dessen, was er den Tag zuvor zerbrochen hatte.

Der Herzog Ephraim hat aber Achilles noch größere Beweise seiner Neigung gegeben.

Eines Tages ging Le Deuc mit einem seiner Freunde bei einem Baracon vorbei, den die Equipage eines englischen Schiffes errichtet hatte, um Palmenöl schmelzen und zubereiten zu lassen. „Sieh, sieh doch!..." sagte in schlechtem Französisch ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neger dieses Baracon zu seinem Kameraden, „da sind die Verkäufer von Menschenfleisch!....“ „Was sagst Du, Schwarzbrauner?“ erwiederte Achilles, indem er die Hand an seinen Gürtel legte.

Der Neger, der einen kräftigen Mann mit großem Schnurrbart, 5 Fuß 8 Zoll hoch sah, den Gürtel mit einem Säbel und einem paar Pistolen versehen, zog sich hinter seine Kameraden zurück. — Achilles wollte eben einige Herren des Königs besuchen, und bei ihnen einige Flaschen Rum leeren. Als er wieder bei dem englischen Baracon vorbeikam, wiederholte der Neger, von mehreren englischen Matrosen aufgemuntert, seine Rede. — Achilles ergriff seine Pistole..... „Freund,“ sagte er zu seinem Begleiter, „sieh einmal, wo ich den Schwarzen treffen werde.“ Und er zielte gut.... Dieser aber wich durch eine schnelle Bewegung der Kugel aus, die durch die Bambuswand ging, und den Lieutenant des englischen Schiffes tödtete, der beschäftigt war, das Schmelzen des Oeles zu besichtigen.

Ein fürchterlicher Lärm erhob sich sogleich in dem Baracon, ein Dutzend Menschen eilten heraus und stürzten sich auf Achilles, doch er ließ sie nicht herankommen, und erreichte glücklich sein Schiff.

Der Capitain des Schiffes beschwerte sich, doch der König sagte, er mische sich nicht in die Streitigkeiten der Weißen. Der Engländer mußte sich also nach Fernando Po begeben, eine Niederlassung seiner Nation in einiger Entfernung, um Gerechtigkeit zu erhalten.

Damals befand sich auf der Rhede von Fernando eine englische Corvette und die Schaluppe Black Jack, der Schrecken aller Negerschiffe; sie war mit einer langen Feldschlange versehen, die von einem trefflichen Zieler bedient wurde.

Eines Tages benachrichtigte man den König von Alt-Calabar, daß zwei englische Kriegsschiffe vor der Mündung des Flusses geankert hätten, und daß Boote diesen herauf führen. Sogleich ließ er Achilles davon in Kenntniß setzen und schickte ihn zu einem benachbarten König, ihm den Rath gebend, nicht eher sich sehen zu lassen, bis die Engländer fort seien, er würde Alles auf sich nehmen. In der That gab der alte Negerhäuptling vor, nicht zu wissen, wo Achilles sei, und die beiden Boote kehrten zurück. Doch die beiden Kriegsschiffe verließen den Ankergrund nicht und blokirten den Fluß. Die Ladung des Achilles war voll, und er mußte fort; aber das Schiff, das er commandirte, l'Alerte, hatte nicht mehr als sieben bis acht Stück Geschütz, und mit diesem Fahrzeug konnte er nicht hoffen, den Ausgang zu erzwingen. In dieser Noth wandte er sich an einen alten Negerhändler, jetzt Bäcker in St. Thomas, der eine große wohlbewaffnete Brigg commandirte, die sich auf der Rhede befand, und versuchte mit ihm einen Ausweg zu erzwingen.

Der Fluß Alt-Calabar hat zwei Ausflüsse, die durch eine Insel gebildet werden. Im nördlichen Ausfluß ist Wasser, und hier lag die Corvette vor Anker; und südlicher war gerade genug für unsere zwei Negerschiffe, und hier war der furchtbare Black Jack aufgestellt. Doch zogen sie diesen vor zu ihrer Abreise, und nachdem sie sich leise in einer Nacht hatten hinantreiben lassen, erschienen sie unvermuthet mit Anbruch des Tages am südlichen Ausfluß. Die Brigg des alten Capitain eröffnete den Zug und der Aeltere ging voran. Sobald die Corvette die beiden kühnen Negerschiffe bemerkte, lichtete sie sogleich die Anker, doch war es wahrscheinlich, daß, ehe sie die Spitze der Insel umsegeln konnte, die beiden Franzosen im offenem Meere sein würden, wenn es ihnen gelänge, dem geschickten Zieler des Black Jack zu entgehen und einmal auf dem hohen Meere, mußte ihr schnellerer Lauf ihre Sicherheit garantiren.

Die Brigg war bald der englischen Schaluppe gegenüber, und diese verläugnete ihren Ruf nicht. Ihre erste Kugel beschädigte die Marsstangen, und die Brigg antwortete mit einer Kartätschenladung, die Unordnung und großen Schaden dem Engländer verursachte; selbst der berühmte Zieler fiel als ein Opfer; schwer verwundet, wurde er durch einen andern Kanonier ersetzt. Aber die Negerschiffe bemerkten bald die Veränderung, denn keine Kugel der langen Feldschlange erreichte sie seitdem mehr; ihre Lagen aber setzten der armen Schaluppe so zu, daß sie bald genöthigt wurde abzulassen, und mit allen Segeln, die sie tragen konnte zu fliehen. Ohne weitere Zufälle kamen die Negerschiffe durch die Meerenge; zwei oder drei Nachschüsse, die im Schlamm stecken blieben, beantworteten sie, indem sie vor der Corvette, die mit allen Segeln ihnen nacheilte, ihre Flagge aufsteckten, und bald sahen die Engländer am Horizont eine Beute verschwinden, auf die sie zu sicher gerechnet hatten.

Einige Tage nachher wurde Achilles von einer englischen Fregatte verfolgt, und in einer finstern Nacht überfallen und gefangen. Die Fregatte kam gerade nach Fernando Po zurück, Le Deuc wurde dort sogleich als der Mörder des englischen Lieutenants erkannt, blieb aber nicht lange gefan-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gen. Er verlangte in England verurtheilt zu werden und da die Fregatte, an deren Bord er war, an der Küste Schiffbruch litt und die Mannschaft durch die Eingebornen zu Sklaven gemacht wurde, entkam Le Deuc und gelangte glücklich nach Alt-Calabar. Er hatte sich schwarz anstreichen und nach besten Kräften die Kenntniß der africanischen Dialekte, die er erlangt hatte, benutzen müssen, um die Staaten zu durchreisen, deren Könige seinem Adoptiv-Vater feindlich waren. Zwei Jahre darauf wurde er wieder von einer französischen Fregatte ergriffen. Nach Guadeloupe geschickt, erhielt er die Erlaubniß, seine Gefängnißzeit im Hospital zuzubringen, wo er ein lustiges Leben führte. Kam ein Kauffahrteischiff-Capitain aus seinem Vaterland oder von seinen Bekannten, so war Achilles sogleich mit ihm vertraut. Hatte der Neuangekommene eine Partie Champagner, den er nicht anbringen konnte— „Parbleu, ich nehme sie Dir ab!" rief Achilles. Denn es gehörte auch zu den unveränderlichen Gewohnheiten des Achilles, Jedermann beim ersten Anblick zu duzen.

Der Champagner kam, und hatte er keine andern Gäste, so ließ er Soldaten oder Matrosen kommen und leerte mit ihnen seine Flaschen.

Als der Tag der Untersuchung heran kam, vertheidigte sich Achilles selbst, und bewies, daß wenn er Sklavenhandel treibe, es einzig aus Menschenliebe geschehe. Doch trotz seiner Beredsamkeit verlor er seinen Proceß und wurde verurtheilt.

Im Jahre 1830 war Le Deuc bei seinem Vater, dem alten Ephraim, als er die Julius-Revolution erfuhr, und er übernahm es, die neuen Flaggen aller Negerschiffe zu verfertigen. Er wollte auch den Sieg auf seine Weise feiern. Bei einem Banquet zerbrach er eine ungeheure Masse Flaschen und Tischgeschirr, und man verbrauchte mehr Pulver, als zum Ankauf von funfzig Negern erforderlich gewesen wäre. Darauf nahm er einen Herrn am Hof Ephraims und setzte ihn feierlich als französischen Konsul ein. Er gab ihm ein Diplom und Instructionen, die von ihm unterzeichnet waren, und ermächtigte ihn von diesem Augenblicke an, seine Bambushütte mit der dreifarbigen Fahne zu schmücken. Das Sonderbarste dabei war, daß der alte Neger die Sache ganz ernsthaft nahm, und kein einziges französisches Schiff kam mehr in den Fluß, an dessen Bord er nicht zuerst gekommen wäre, um seine Abgabe von der Ladung als französischer Consul zu erhalten.

Der Tod des Achilles krönte würdig sein Leben voll Thorheiten und origineller Sorglosigkeit.

Trotz seiner Ueberzeugung, daß das Gliederkneten und der Rum die beiden einzigen Heilmittel des Menschen seien, sah er bald, daß er nicht lange mehr wiederstehen könne. Als er nach St. Yago de Cuba mit einer Ladung Schwarzer zurückkam, war er krank. Da bemerkte er, daß es nicht immer angenehm ist, kein anderes Bett als seinen Mantel zu haben, besonders wenn es zwei oder drei Tage lang regnet und einen der Fieberfrost schüttelt. Als er sich nicht mehr halten konnte, ließ er ein Wasserfaß entzweischlagen und legte sich hinein.

Hier sah er seinem Tode mit gewöhnlicher Sorglosigkeit entgegen. „Du bist schuld, daß ich so schnell fort muß," sagte er einem alten Matrosen, seinem Günstlinge, der seit zehn Jahren ihn nicht verlassen hatte, „Du hast mich nicht genug geknetet und Rum gegeben...." „Oh, Capitain, wie können Sie das sagen!" rief der alte Matrose schluchzend. „Diesen Morgen noch haben Sie die halbe Flasche ganz ausgetrunken, die ich Ihnen gegeben habe!..." „Das ist einerlei, das war nicht genug!" sagte Le Deuc mit schwacher Stimme... „Meine Herren," fuhr er fort, sich, so weit es das Lager erlaubte, das er gewählt hatte, zu seinen Officieren wendend, „ich sehe, ich muß Ihnen gute Nacht sagen, denn die Flagge ist schon unten, und bald werde ich über die Richtung des Windes hinweggehen.... Du, mein alter Brise-Fer, Du wirst zu B. gehen; ich habe Dich ihm empfohlen. Alles, was ich bedaure, ist, daß ich ihn und mehrere andere Kameraden nicht noch einmal sehen kann. Nun was hilft's! Meine Herren, ich bitte Sie, ihnen zu sagen, daß, wenn ich noch etwas zurücklasse, ich es ihnen vermache." Und er starb.

(Journal de la Marine.)

Der Pfarrer Bonaparte.

Acht Meilen von Florenz, auf der Straße nach Sienna, und auf einem angenehmen wohlangebauten Hügel, liegt der Flecken Sanct-Casciano, berühmt durch den Gasthof der Campana, den Machiavel bewohnte, auf deren Schwelle man ihn in Holzschuhen und Bauernkleidern sah, die Reisenden nach Neuigkeiten ihres Landes fragend, mit dem Wirthe, dem Tischler und dem Fleischer des Orts spielend und streitend; am Morgen war der Verfasser des Fürsten auf den Vogelfang oder zur Beaufsichtigung des Holzfällens im Walde

Walde gewesen, indem er auf diese Weise, wie er selbst sagte, durch dieses gemeine, übrigens den italienischen Sitten angemessene Leben, das Aufbrausen seines Gehirns stillte. Etwa zwanzig Meilen weiter liegt Certaldo, das sich mit Unrecht rühmt, Boccacio das Dasein gegeben zu haben, denn Boccacio ist in Paris geboren; aber er, den man il Certaldese nennt, hat mindestens lange in Certaldo gelebt und ist da gestorben. Zwischen diesen beiden Punkten, berühmt durch die Erinnerung an Machiavell und Boccacio, liegt in einem lachenden Thale, ein unbekanntes Dorf, so wenig bedeutend ist es; eine Kirche, ohne Ruf, so sehr ist sie von allen Wundern der Kunst, von denen Italien wimmelt, entblößt: da lebte im Jahre 1807, in der glänzendsten Epoche des französischen Kaiserreichs, ein Pfarrer, der sich Bonaparte nannte. Er war arm und obscur, obwohl ein Mann seines Namens den Papst aus dem Vatican gezogen hatte, um ihn in Notre Dame zu krönen und zu salben; sanft und ohne Ehrsucht, als wenn er nicht der Oheim der Lätitia und der Großoheim des jungen Generals gewesen wäre, der Italien so glorreich erobert, die Pyramiden begrüßt hatte und die Könige Europas ein- und absetzte. Es war ein zweiter Alcinous, in den Gärten seines Presbyteriums Bäume beschneidend, Weinreben an fünf oder sechs Ulmen bindend und, wie der Vater des Ulysses, einen durchlöcherten Mantel und geflickte Schuhe tragend. Aller Lärm, den sein Großneffe in der Welt machte, war über seinem Haupte ungehört dahin gezogen.

Niemand um ihn dachte an seine ruhmvolle Verwandtschaft; er hatte Corsica, sein Vaterland, vergessen, um nur an seine einfachen und gleich ihm unwissenden Beichtkinder zu denken; hinter der Kirche sollte sein Grab sein; in seinem Pfarrhause war eine Flinte, die zuweilen für seinen Tisch einiges Wildpret lieferte nnd einige Angeln, mit welchen er im benachbarten Teiche fischte. Wenn man zu diesen Mitteln der Zerstreuung die Pflege einiger Blumen und den Zehnten rechnet, den er jährlich zweimal einsammelte, so hat man einen genauen Ueberblick der zeitlichen Beschäftigungen des Pfarrers Bonaparte, der, was das Geistliche anbetraf, keine Neuerungen machte, zweimal wöchentlich Messe las und alle Sonntage nach der Vesper predigte. Inzwischen gab es drei Geschöpfe, welche der Pfarrer auszeichnete und mit denen er sich ausschließlicher als mit seinen andern Beichtkindern beschäftigte: eine Henne, ein junges Mädchen und ein Knabe. Die Henne war weiß und zahm, eine treffliche Bruthenne, und wenn der Pfarrer unter einer kleinen Laube vor seiner Thür frühstückte, so kam die geliebte Henne, die Brosamen seines Tisches aufzupicken; sie kam, wenn er sie rief, ließ sich streicheln und trieb ihre Vertraulichkeit so weit, bisweilen ihre täglichen Eier in die staubigen Falten seiner Soutane zu legen; mit ihr war die Intimität vollständig. Nicht ganz so war es mit dem jungen Mädchen Mattea: er hatte sie geboren werden sehen; er hatte sie getauft und unterrichtet und sah sie mit unschuldigem Vergnügen groß und alle Tage schöner werden. Mattea, mit ihren schönen Augen, schlankem Wuchs und mit der italienischen Feinheit, die sich mit natürlicher Naivetät verband, war der Stolz des Dorfes. Der gute Pfarrer dachte ohne Unterlaß an das zukünftige Glück des jungen Mädchens; er hatte für sie eine prächtige Heirath ausgedacht; er wollte sie an Tommaso, seinen Sakristan, geben, welches der dritte Gegenstand seiner Liebe war. Dieser, ein großer und kräftiger Bursche, war ein gewöhnlicher Gast des Presbyteriums. Factotum des Pfarrers, half er ihm den Garten bauen, arbeitete in der Küche, antwortete und sang in der Messe und schmückte den Altar. Es war ein guter junger Mensch, ein wenig lärmend, aber rechtlich, immer der erste und eifrigste bei den Zänkereien des Dorfes; zu Dantes Zeiten würde er Guelfe oder Gibelline, gewiß aber nie neutral gewesen sein. Er liebte Mattea mit einer Lebhaftigkeit, die den Pfarrer erschreckt haben würde, wenn die Kälte des jungen Mädchens nicht den alten Priester beruhigt hätte.

Es ist nicht übel, dachte der Großoheim des Kaisers, daß Mattea ihre Seelenruhe beibehält; die allzulebhaften, thörichten Jungfrauen sind des Gatten nicht würdig.

Wenn Mattea ins Presbyterium kam, so blieb der Pfarrer zuweilen in seinem Zimmer und beobachtete mit Vergnügen durch den groben Vorhang seines Fensters Tommaso und Mattea, wie sie sich gegenseitig benahmen.

„Mattea," sagte dann der junge Sacristan, „ich dachte an Dich diesen Morgen, als ich den Angelus läutete; was machtest Du in diesem Augenblicke?" — „Ich dachte an die heilige Jungfrau," erwiederte das junge Mädchen, dessen trauriger Blick nichts Ascetisches hatte.

Tommaso machte ihr Vorwürfe über ihre Gleichgültigkeit und Grausamkeit; dann wollte er sie umarmen und das junge Mädchen entschlüpfte lachend den Armen des Verliebten und lief zu der Henne des Pfarrers; dann trat dieser hinzu und beschützte zugleich Mattea und Bianca, seine Henne.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

So lebte der gute Pfarrer ruhig in der Mitte seiner Beichtkinder und der Wesen, die er liebte, als einst an einem Sommertage ein ungewöhnliches Geräusch das Dorf erfüllte, Pferdegetrapp auf der Dorfstraße erschallte und der Hof des Presbyteriums sich plötzlich mit Reitern füllte. Einer der Officiere des Kaisers, ganz mit Gold bedeckt, den Hut mit weißen Federn geziert, erschien vor dem Pfarrer; zitternd schob dieser einen Stuhl hin und stand mit auf der Brust gekreuzten Händen, nicht wissend, zu welchem Märtyrthum er bestimmt sei.

„Beruhigen Sie sich," sagte der General, Graf N..., „beruhigen Sie sich, Sie nennen sich Bonaparte und sind der Oheim von Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien?"

„Ja mein Herr," murmelte der Geistliche, der nur von ungefähr das Glück seines Neffen kannte, aber der es als eine in der Ferne liegende Sache betrachtete, wovon er durch Länder ohne Zahl und durch unermeßliche Räume getrennt wäre.

„Die Mutter Sr. Majestät — Lätitia, —" fiel der Pfarrer ein „die Kaiserin Mutter," fuhr der General fort, „hat Sr. Majestät von Ihnen gesagt." — „Dem kleinen Napoleon?" fragte wieder der Pfarrer. — „Dem Kaiser, mein Herr Pfarrer. Es ist nicht schicklich, daß ein so naher Verwandter, wie Sie sind, ein so ehrenwerther Mann wie Sie, in einer armen Dorfpfarrei unbekannt schmachte, während seine Familie Europa beherrscht, während Ihr Neffe die Welt mit seinem Namen und seinen Großthaten füllt. Der Kaiser schickt mich zu Ihnen; Sie dürfen nur sprechen, dürfen nur wollen. Welcher Bischofssitz reizt Sie? Wollen Sie ein Bisthum in Frankreich oder in Italien? Wollen Sie Ihre schwarze Soutane gegen den Purpur eines Cardinals vertauschen? Der Kaiser hat zuviel Freundschaft und Achtung für seinen Oheim, um ihm irgend etwas abzuschlagen! der Kaiser kann Alles."

Die vornehmste Person, die der arme Pfarrer in seinem Leben gesehen hatte, war der Bischof von Fiesole, der jährlich einmal in das Dorf kam, um die Mädchen und Knaben zu confirmiren. Nach diesem bischöflichen Besuche blieb der Pfarrer vierzehn Tage lang verblendet von der Erinnerung an den Fischerring, die goldne Bischofsmütze und das Chorhemd von Spitzen. Und nun zeigte man seinen Blicken viel größere Reichthümer, man vergoldete seine Zukunft mit einer viel größeren Macht. Er schwankte einen Augenblick und suchte sich vor dem General zu sammeln, der sich vor ihm neigte.

„Mein Herr," sprach er, „ist es wahr? Meine Nichte Lätitia ist Kaiserin? Und ich, der ich ihre erste Beichte gehört habe — ach! Das ist lange her, als sie noch ein kleines Mädchen war!" — Der General lächelte. „Mein Herr," fuhr der Pfarrer fort, „erlauben Sie mir, mich einen Augenblick zu prüfen; man muß reiflich überlegen, ehe man seine Lage und sein Glück so plötzlich ändert."

Der General gehorchte dem Willen des Pfarrers, und dieser stieg sein kleines Zimmer hinauf, wo ein Fenster war, das nach dem Hofe hinausging.

In dem Hofe war Alles Tumult und Verwirrung. Die Escorte des Generals hatte ihre Pferde abgezäumt und die Reiter rauchten und lachten, Mattea, in einem Winkel verborgen, betrachtete das für sie neue Schauspiel, während Tommaso ganz beschäftigt war mit den großen Säbeln, den glänzenden Uniformen und die wild gewordene Bianca unter den Füßen der Pferde herumlief.

Nach und nach machten sich Mattea's Augen mit dem, was sie sahen, vertrauter und seinerseits entdeckte ein Dragoner das junge Mädchen; er ging auf sie zu; er war jung, schön und galant; Mattea etwas kokett und nicht in den verliebt, welchen der Pfarrer ihr bestimmt. Was sie sich sagten, durch welche Worte der französische Soldat die Italienerin verführte, wissen wir nicht; aber gewiß ist, daß, als Tommaso dem jungen Mädchen zu Hülfe kommen wollte, sie ihn hart zurückwies, indem sie ihn erinnerte, daß es Mittag sei und er den Angelus läuten müsse. Tommaso wurde zornig, der Dragoner nahm ihm beim Ohre, drehte ihn mehrmals um sich selbst und ließ ihn in die Mitte einer Gruppe von Kameraden fallen.

„Du also, großer Taugenichts," sagten die Soldaten zu ihm, „läutest in die Kirche und antwortest auf die Paternoster des Pfarrers, statt ein Mann zu sein und dem Kaiser zu dienen! Du wirst weit kommen, so lange Du Famulus oder Chorknabe in diesem schlechten Dorfe bist. Glaube uns, mein Junge, laß Deine Glocke und komme mit uns; wir wollen Dir eine schöne Uniform geben, einen großen Säbel und ein schönes Pferd. Dies Mädchen ist es, was Dich zurückhält," sagten sie, indem sie auf Mattea zeigten, die in einem Winkel des Hofes im eifrigen Gespräche mit ihrem neuen Liebhaber war. „Nicht wahr, dieses Mädchen? Sieh nur hin, sie liebt Dich nicht; sie liebt den Pariser; sieh doch, sie küßt ihn."

Während dieses alles vorging, machte ein dicker Dragoner, der über das Alter der Liebe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hinaus war und dem ohne Zweifel die Ration des Regiments nicht genügte, Jagd auf die Hühner des Pastors und die arme Bianca suchte vergebens dem Räuber zu entrinnen.

„Mattea, gehe nach Hause zu Deiner Mutter," rief der Pfarrer aus dem Fenster seines Zimmers. „Mein Herr Dragoner, lassen Sie die Henne in Ruhe, ich bitte."

Ach! die schwache Stimme des Pfarrers hatte nicht die Macht der Stimme Napoleons. Der Pariser fuhr fort, das Mädchen zu bestürmen, der dicke Dragoner, Bianca zu verfolgen; Tommaso, der kleine Gibelline, streckte die eine Hand nach einem Pferde, die andere nach einem Säbel aus. Endlich führte der Pariser sein Pferd vor, bestieg es, reichte Mattea die Hand, setzte sie hinter sich, gab dem Pferde die Sporen und verschwand, ohne Rücksicht auf den Pfarrer, mit der Italienerin. In demselben Augenblick ergriff der Dragoner Bianca.

„Mattea, Mattea — Herr Dragoner lassen Sie die Henne!" rief der Pfarrer mit zitternder Stimme.

Da endlich hörte Tommaso die Stimme seines Herrn und eilte der Henne zu Hülfe; der arme Junge hatte seine Geliebte nicht schützen können, er rettete aber Bianca.

Der Pfarrer verließ sein Zimmer, um den General aufzusuchen: der arme Mann war blaß und ganz entstellt.

„Was ist Ihnen gnädiger Herr," sprach der General; „welcher Kummer kann Sie so bewegen? — gnädiger Herr?" „Ach, Herr General," erwiederte traurig der Pfarrer, „lassen wir das. Es war hier ein gutes, vernünftiges, rechtliches Mädchen und seit Sie angekommen sind, ist sie verloren." — „Verloren? wie so? erklären Sie sich." — „Ja, mein Herr, Mattea, ein von mir getauftes und erzogenes Mädchen, hat sich unter meinen Augen von einem Ihrer Soldaten entführen lassen." — „Ein Raub in Ihrem Hause, in dem Hause des Oheims des Kaisers!" rief der General, „der Schuldige soll bestraft, soll auf der Stelle erschossen werden. Holla! Brigadier, welcher von Ihren Leuten hat sich des Verbrechens schuldig gemacht?"

„O kein Blut, Herr General, ich bitte Sie, kein Blutvergießen; aber wenn dieser Mann sonst brav ist, so möge er Mattea heirathen und sie glücklich machen!"

Der Brigadier erzählte den Vorfall: es hatte keine Gewaltthätigkeit stattgefunden und der Entführer, der neue Paris dieser florentinischen Helena war der Pariser, ein guter Soldat, der eben zum Grade eines marechal-des-logis befördert werden sollte und zum Kreuz der Ehrenlegion empfohlen war.

„Er soll sie heirathen," sagte der General; „er wird sie heirathen, ich stehe Ihnen dafür." Der Pfarrer warf unruhige Blicke nach allen Seiten, offenbar suchte er seine Henne; aber die Strenge des Generals, der von Erschießen des Entführers von Mattea gesprochen hatte, hielt ihn zurück und er wagte nicht, das Leben eines Menschen aus Liebe für ein Thier in Gefahr zu setzen, als Tommaso mit der geliebten Henne unter dem Arme eintrat; Bianca hatte die Augen geschlossen und ihre krampfhaft gekrümmten Pfoten konnten sie nicht mehr tragen. Der Pfarrer nahm sie, öffnete ihr den Schnabel und goß einige Tropfen Wein hinein; nach und nach kam Bianca wieder zu sich, wie eine Geliebte nach einem Nervenanfall; sie öffnete ihre Augenlider, erhob den Kopf, streckte ihre Pfoten aus und bewegte ihre Flügel, Tommaso benutzte diesen Augenblick, um das Wort zu nehmen.

„Herr Pfarrer," sprach er, „ich habe Mattea verloren. Die Soldaten haben mir versprochen, daß ich einst Capitain, Oberster, Marschall von Frankreich, was weiß ich alles, werden soll. Kurz ich will Dragoner werden."

Der Pfarrer sah den General traurig an, seine Henne streichelnd und sagte: „Herr General, ich danke meinem Neffen, dem Kaiser, bleibe aber Pfarrer dieses armen unbekannten Dorfes, wo ich so lange glücklich gewesen bin. Ich habe einen Augenblick geschwankt und Sie sehen, Gott hat mich gestraft. Sagen Sie Lätitia, daß ich hoffe (und fest glaube), daß sie stets das gute Gewissen bewahrt hat, das sie als junges Mädchen hatte. Umarmen Sie in meinem Namen, meinen Großneffen, den kleinen Napoleon; Gott erhalte sie Alle auf ihren Thronen! Es sind gute Kinder, da sie an ihren alten Oheim gedacht haben; ich will kein Bisthum, keine rothe Robe, noch Cardinalshut. Gehen Sie, Herr General, und wenn Sie den Willen des Oheims Ihres Kaisers respectiren, so kommen Sie nicht wieder."

Wenn man einen Befehl vom Kaiser empfing, so mußte man ihn vollstrecken und den kaiserlichen Gedanken realisiren, diesen Beschluß des Schicksals, der so lange für Europa Gesetz war. Wenn Napoleon sagte: Sie werden diese Stadt nehmen! so mußte man sie nehmen; es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß man sie nehmen würde, und dieses Wort des Fatums ist eine der tausend Ursachen der großen Erfolge des Kaisers gewesen. Nun hatte er zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem General N... gesagt: „Sie werden meinen Oheim von seiner Pfarrei weg und nach Paris oder Rom führen. Ob mein Oheim bei mir oder beim Papste ist, gilt gleich, es soll ihm in jedem Falle wohl gehen; aber er kann nirgends anders sein: er muß mindestens als Bischof zurückkommen."

Der General drang mithin in den Pfarrer, er bat, flehte und drohte endlich; er konnte nicht begreifen, wie man das Kreuz und ein Bisthum ausschlagen könne, die Einkünfte eines Kirchsprengels oder den Einfluß, den immer ein Cardinal übt. Der Pfarrer aber blieb fest bei seinem Entschlusse; er widerstand den Bitten und als es zu Drohungen kam, antwortete er mit der Bitterkeit eines gereizten Corsen und mit der Autorität eines älteren Verwandten, der sich nicht von der unbedachten Jugend seines Großneffen despotisiren läßt. Der General war gezwungen, sich zurückzuziehen, ohne etwas erlangt zn haben und seine unruhige Escorte räumte das Dorf.

Als der Kaiser den schlechten Erfolg seiner Sendung und den Mangel an Ehrsucht eines Bonaparte erfuhr, zuckte er schweigend die Achseln. — Mattea heirathete den Pariser und ward mit der Zeit Frau eines Obersten. Tommaso nahm Dienste und war bei der Restauration Capitain der kaiserlichen Garde. Der gute Pfarrer starb in seinem Dorfe vor dem Ende des Kaiserreichs. Ach! er war der Glücklichste von seiner Familie!

(Courrier français.)

Der Freund des Armen.

Zu allen Zeiten ist die Menschheit undankbar und vergeßlich gewesen; die Zeitgenossen sind, man muß es gestehen, von einer stupiden Gleichgültigkeit.

Doch über diesen Gegenstand ist schon alles gesagt worden; auch wollen wir uns beschränken, eine Thatsache aus tausenden anzuführen.

Am 7. December 1792, bei einem abscheulichen Wetter, wurde ein Sarg auf den Friedhof von Matzleinsdorf (?) nach einem obscuren Grabe getragen. Der Schnee fiel in dichten Flocken, die Luft war eisig und düster und die Winde heulten so fürchterlich, daß es schien, als beweine die Natur ein großes Unglück. Hinter diesem Sarge, in der Eile aus einigen Brettern gemacht, die zum Gerüste eines Concerts gedient hatten, ging ein Mann, ganz allein, wie der Hund im Gefolge des Armen.

Dieser Mann war ein alter Musikus, welcher seinen Meister zu seiner letzten Ruhestätte begleitete. Weder die Kälte, noch der Schnee verhinderten ihn, niederzuknieen um schweigend zu beten. Dann zog er sich zurück, einen letzten Blick auf das Grab werfend, das so eben die gelbe, schmutzige Erde bedeckte. „Leb wohl, mein Lehrer und mein Freund, Du, den kein Anderer als ich begriffen hat, leb wohl Mozart!" Als er diesen Namen ausgesprochen, entfernte sich der Greis innig weinend.

Kurze Zeit später wurde dieser letzte Freund, der einzige Höfling des Elends und des Todes, selbst auf den Gottesacker von Matzleinsdorf getragen. Diesmal war der Sarg von Niemandem begleitet. Einen Freund des Armen finden, ist selten; zwei zu finden, ist so gut wie unmöglich.

Dennoch kannte man die Geschichte dieses alten Musikers und seiner Anhänglichkeit für Mozart. Man erinnerte sich, daß er gebeten hatte, ihn neben dem großen Manne, den er so sehr geliebt, zu beerdigen; sein Wunsch war erfüllt worden. Auch kam in unseren Tagen, als Deutschland unter dem Beifallsrufe Europa's Mozart ein Denkmal hat errichten wollen, nachdem man vergebens die Thüren von des großen Mannes Grabe gesucht, der Musiker in das Gedächtniß gewisser Leute zurück und man zog bei seiner Familie Erkundigungen ein. Vergebliche Bemühung! nichts hat die Grabstätte des Armen noch die seines berühmten Nachbars entdecken lassen; die Bewohner des Orts haben keine Erinnerung von dem, was man von ihnen wissen wollte, zurückbehalten und die Todtengräber selbst sind schon seit langer Zeit todt.

Mozart wird daher nicht wiedergefunden werden können. Errichtet nun dem Todten Monumente! Ein einfacher Stein, nur mit seinem Namen, wäre jetzt viel kostbarer, als alle eure prachtvollen Mausoleen, in denen seine sterbliche Hülle nicht ruht. Sein Genie und sein Ruhm werden dadurch nicht verlieren, daß diese Gebeine auf diese Weise unbekannt bleiben; aber scheint es nicht, als wenn Mozart selbst nach seinem Tode die Huldigung einer Achtung und Bewunderung ausschlüge, die man ihm während seines Lebens verweigert hat.

Wir lassen es auf sich beruhen, ob dieser Bericht hinsichtlich Mozarts nicht übertrieben ist; so viel aber ist leider! eine traurige Wahrheit, daß Deutschland oft seine großen Männer verhungern läßt, und dann, nach zwanzig oder dreißig Jahren, ihnen Monumente setzt, deren Kosten hingereicht haben würden, ihnen eine sorgenlose

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Existenz und freie Entwickelung ihrer Talente und Schöpfungen zu sichern.

(Voleur.)

Abenteuer eines Banianen.

(Von ihm selbst erzählt.)

Wie die Zugvögel, die man nur in den ersten Tagen des Winters und Frühlings bemerkt, haben auch die Savoyarden ihre Wanderungszeit. Sobald die letzte Erndte eingebracht ist und der Schnee die Gebirge weiß macht, gehen auch die Kinder der armen Familien fort, um anderswo die Wintermonate zu benutzen und laufen gern dem Glück nach.

Im Jahre 1820 war ich acht Jahre alt. Ich verließ wie die andern mein Vaterland im Gefolge einer Gesellschaft fremder Kaufleute, die mich in Dienst nahmen. Zehn Jahre verstrichen, zehn Jahre voll Mühe und Lust, wo ich nach und nach Seiltänzer und Kaminfeger, Stallknecht, Kammerdiener, Factotum eines Dichters war, der sich seitdem in der Politik verloren hat, Bursche (mousse de chambre) auf einem genuesischen Schiffe und coque am Bord eines Kriegsschiffes. Mit achtzehn Jahren hatte ich die drei Theile des alten Continents gesehen, hatte mir selbst die wenige Erziehung gegeben, die ich besaß, und was das Beste an der Sache war, es war mir gelungen, eine Birne für den Durst zu behalten (wie meine geizigen Landsleute sagen), 1000 Fr. in Gold in meinen Gürtel zu nähen.

In diesem Alter der Täuschung war ich schon ganz nüchtern. Das Unglück, mein unzertrennlicher Gefährte zeigte mir eine bescheidne Hütte am Abhang meines Gebirges, drei Hufen Landes von Castanienbäumen beschattet, wie ein irdisches Paradies, wo meine Tage frei und glücklich vergehen sollten. Aber um diese Güter zu erwerben, reichten 1000 Francs nicht, ich brauchte tausend Thaler. Um sie zu erhalten, nahm ich einen Weg, den ich für den kürzesten hielt, und ach! er war der längste. Nach dem Feldzuge gegen Algier, den ich als coque mitgemacht hatte, landete ich in Toulon und ging sogleich nach Marseille. Dort glaubte ich eine vortheilhaftere Stellung auf einem Schiffe zu erhalten. Es war nichts. Ich war genöthigt, den Maurern zu dienen, oder den Herren Méry und Barthélemy, welche ein Gasthaus in meiner Nähe bewohnten, die Stiefel zu putzen. Dann machte ich in unbeschäftigten Augenblicken, während sie politische Satyren schrieben, Klagelieder und Dramen oder Mysterien, die ich aus der heiligen Schrift nahm: die Klagelieder für die Hausirer, die Mysterien für die Schiffer im Hafen, die sie mir mit 40 Fr. bezahlten, und noch 50 Procent bei jeder Aufführung als Recht des Verfassers. Diese literarischen Nebenverdienste hatten mein Vermögen über meine bescheidenen Hoffnungen gesteigert, als ein unerwarteter Umstand aus mir einen Blutegelhändler machte.

An einem Sonntag Abend kam ich von meinem einsamen Spaziergang zurück, ein Stück Brod zum Nachtessen verzehrend und den Seneca lesend. In der Allee von Meilhan fand ich einen erbrochenen Brief, der von einem Kaufmanne aus Rio-Janeiro geschrieben war. Das Postscript dieses Briefes lautete folgendermaßen: „Ein Artikel von unwiderstreitbarer Wichtigkeit sind Blutegel; wenn Sie mir 20,000 im Laufe des Juli schicken könnten, so garantire ich, das Stück mindestens zu 300 Reis zu verkaufen."

Dreihundert Reis ein Blutegel, rief ich erstaunt; dreihundert Reis! Ich weiß nicht, wie viel ein Reis werth ist, aber was schadet's? da es ein gutes Geschäft für einen Andern ist, so dünkt mir, kann es ebenso auch für mich sein. Voll von diesem Gedanken, eilte ich mein Project zwei Piemontesen mitzutheilen, bei denen ich wohnte, die mit Saiten handelten und beide nicht ohne merkantilische Kenntnisse waren. Nachdem sie den Brief hatten lesen hören rief der Jüngste in seiner bildlichen Sprache aus: „Da die Stimmgabel des Zufalls für uns die Saite des Glücks anschlägt, so müssen wir eilen, ihren Tönen zu lauschen." Sogleich gingen wir an die Börse, uns zu erkundigen, ob Schiffe mit Fracht nach Rio da wären; ein einziges befand sich im Stande abzusegeln: es war la Circonstance, Capitain Cernat; wir wurden mit dem Rheder über den Preis der Ueberfahrt und den Frachtlohn unserer Waare einig, und während einer von uns sich beschäftigte, unsere Papiere in Ordnung zu bringen, kauften die andern drei leere Bordeauxfässer, sägten sie von einander, legten jede Hälfte mit Bleiplatten aus, füllten sie mit trefflicher Erde, wo 10,000 Blutegel mit Bequemlichkeit während der Ueberfahrt lebten; wir trugen Sorge, sie jeden Tag mit einem Glase süßen Wassers zu begießen, und aus den Gefäßen diejenigen herauszunehmen, die gestorben waren. Als dieser erste Theil unserer Ladung vollendet war, kauften wir verschiedene kleine Waaren, wie seidene Gürtel, Schnallen, Spieldosen, Arbeitskästchen und packten Alles in einen Kleiderkoffer, ohne, daß man es wahrnehmen konnte. Endlich am 2. Mai 1831,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fünf Tage, nachdem ich den Brief gefunden, gingen wir unter Segel und passirten die Meerenge.

Ich enthalte mich jeder empfindsamen und beschreibenden Erzählung unserer Ueberfahrt. Es war eine wahre Damenreise.

Am 21. Juni erreichten wir, von günstigen Winden getrieben, den Aequator. Gegen Abend desselben Tages fiel, nach mehrmaligem Wechsel, der Wind plötzlich und hielt uns im Netze der abscheulichsten Windstille fest. Am folgenden Tage mäßigte kein Lüftchen die erstickende Hitze, die wie Blei auf uns lag; die Segel hingen schlaff an den Masten und wären unbeweglich gewesen, wenn das Meer, das noch bewegt war, sie nicht ein wenig angeschwellt hätte; aber bald heiterte sich der Horizont auf zum Verzweifeln; und in dieser Breite, die auf Null steht, konnte man leicht voraussehen, daß unser Aufenthalt mitten im Ocean sich um einige Wochen verlängern würde.

In der That verstrichen vier Wochen, ohne die geringste Veränderung in der Atmosphäre hervorzubringen. Das Meer war spiegelglatt, und nicht eine Wolke trübte den Azur des Himmels. Wann werden wir etwas günstigen Wind erhalten? waren die Worte, die man sich Morgens zurief und Abends wiederholte. Der Wind und immer der Wind herrschte in den müßigen Gesprächen und konnte doch nicht herbeigebracht werden. Aber mehr als die Matrosen und die anderen Passagiere hätten ich und meine Handelsfreunde gewünscht, die Segel zum Bersten mit Wind gefüllt zu sehen. Unser Schmerz war groß, als wir sehen mußten, wie unsere armen Thiere die Augenlider schlossen. Aus Mangel an hinreichender Menge frischen Wassers erlaubten sie sich zu sterben und saugten wie wahre Blutegel unsern Gewinn. Doch wußten wir uns zu trösten. Wir kannten vollkommen das gemeine Sprichwort: hundert Thaler Sorgen bezahlen nicht zwei Heller Schulden, und wir warteten in philosophischer Ruhe, bis die Herren Cherubim mit Pausbacken die Gefälligkeit haben würden, uns zu erlauben, von Père la Ligne Abschied zu nehmen, als ein Opfer sich bot, sie uns günstig zu stimmen.

Am zwei und dreißigsten Tage dieser verwünschten Windstille war das Repertorium der Ergötzlichkeiten am Bord erschöpft, und der Capitain hielt für gut, um seine Leute zu vergnügen, jene Saturnalien zu erneuern, die unter dem Namen „Feste der Wendekreise" bekannt sind, und die man jetzt wenig mehr feiert. Zum bloßen Zeitvertreib also vermummten sich Matrosen und Passagiere, so gut sie konnten, in eine groteske Kleidung, um die Rolle zu spielen, die jedem persönlich übertragen war, und sich taufen zu lassen, wenn sich Gelegenheit fände. Um das Schauspiel noch ergötzlicher zu machen, verfiel unser gefälliger Capitain darauf, statt der gewöhnlichen Wasserkufe ein Beisegel so über Bord aufstellen zu lassen, daß es ein ungeheures Wasserbecken bildete, dem die gefräßigen Bewohner des Oceans nicht beizukommen vermochten und das als Weihkessel dienen konnte.

Zu diesem Zwecke wurden zwei Enden dieses Segels an die Borkhölzer des Backbords gebunden und die beiden andern von dem Tauwerk gehalten, das man an den Raaen des Fockmastes befestigt hatte; eine Eisengans (gueuse), die man in dieses unsichere Bad warf, dehnte das Segel aus und bildete ein großes Bassin, wohin Jeder, der den Aequator noch nicht passirt hatte, geworfen wurde, nachdem er zuvor mit einem hölzernen Säbel rasirt worden war. Schon waren mehrere Passagiere wie auch ich über Bord gesprungen, als Einer meiner Handelsfreunde, entweder um seine Bravour zu zeigen oder weil er das Untertauchen in den Weihkessel für zu prosaisch hielt, den Händen des Barbiers entschlüpfte, als er die Taufe erhalten sollte, die Wandtaue erkletterte, bis an das Ende der Fockmastraaen hinkroch, und bevor man seine Absicht errathen konnte, den schönsten Taucher sprung Kopf über machte, den ich je gesehen. Er war noch nicht auf die Oberfläche gekommen, als ein Schiffsjunge, der als Teufelchen gekleidet auf dem Girkbaum der Brigantine herumsprang, einen fürchterlichen Hai sah, den wahrscheinlich der Sturz des Piemontesen herbeigezogen hatte. Majestätisch kam er bis an den Ort heran, wo der unglückliche Cagnasso auftauchte, der kaum die Augen geöffnet hatte, als er sich dem furchtbaren Herrn der Gewässer gegenüber sah. Bei dem Ruf: „ein Haifisch," den der Schiffsjunge ausstieß, während er mit der Hand auf das Thier zeigte, wurde jedoch die Ceremonie aufgehoben und Alles drängte sich auf die Vorderschanze, Jeder verfolgte mit Angst und Schrecken die Bewegungen des fürchterlichen Fisches und seines schwachen Gegners mit den Augen.

Ich glaube nicht, daß ein unvermeidlicher Schiffbruch eine Bestürzung gleich der, die sich jetzt in Aller Blicken malte, hervorgebracht hätte. Es war ein entsetzlicher Anblick, diesen Tieger der Meere, begleitet von seinen zwei ewigen Piloten, heranschwimmen und zurückweichen zu sehen, wodurch er seinen Appetit mehr reizte, seine Beute

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu verschlingen. Kaum hatte mein unglücklicher Handelsfreund Kenntniß von der Gefahr, als er an das Beisegel zu kommen suchte. Doch das Thier erlaubte ihm diesen Rückzug nicht, der ihm übrigens auch nichts genützt hätte, da der Hai nur den Augenblick erwartete, wo er aus dem Wasser hervorkäme, um ihn zu verschlingen. In dieser entsetzlichen Lage behielt mein Piemontese die bewunderungswürdigste Ruhe. Schon hatte er dicht an der Seite des Haifisches das Schiff umschwommen, ohne daß man Mittel hätte finden können, ihn zu retten; doch wollte man eben das Boot herablassen, als der Schiffer, noch ganz bedeckt mit dem Flitterstaat des improvisirten Neptuns, seine Tunica und seinen Dreizack bei Seite warf, mit einem Sprung auf die Raae des Hauptmastes sich schwang und ein Ende des Tauwerks, das er durch den Block (**poulie d'empointure**) gesteckt hatte, in das Meer hinabließ. Er rief dem armen Teufel zu, sich mit Schnüren daran fest zu binden, weil man ihn heraufziehen wolle, was er auch sehr geschickt that, denn trotz der Ermattung, die seine Glieder ergriffen haben mußte, hatte er die Vorsicht, einen Knoten in das Seil, einen Fuß hoch über seinem Kopfe zu machen, um sich gegen den Stoß der Raae zu sichern. Dann rief er mit einem Blick auf den Hai, der ihn zu beobachten schien: „Zieht!" und drei Männer, die das andere Ende des Taues hielten, ließen sich vom Mastkorb in die Pagaje fallen, auf die Gefahr hin, die Beine auf dem Verdeck zu brechen. So hatte diese dreifache Kraft ihn in weniger als drei Secunden fünf und dreißig Fuß über den Meeresspiegel gehoben. Doch trotz der Schnelligkeit dieses Aufsteigens wurde er ergriffen. Ich sah, wie das Ungeheuer sich auf die Seite neigte, einen breiten mit drei Reihen dreieckiger Zähne versehenen Rachen öffnete, sich aus seinem Element in verticaler Richtung erhob, die drei Menschen eine Secunde lang im Gleichgewichte hielt, dann zurückfiel — und an dem Schiffstau sahen wir nur noch einen verstümmelten Körper hängen, dessen Eingeweide am rechten Beine herabhingen: das linke war abgerissen.

Zwei Stunden darauf starb er.

Armer Cagnasso! Mein anderer Associé und ich bedauerten ihn aufrichtig; nicht, weil er uns zu seinen Erben machte, sondern weil er wirklich ein guter, heiterer Gesellschafter war.

Wie sonderbar!! Hätte man nicht sagen sollen, daß dieses Unglück uns Glück brachte? An demselben Abend erhob sich der Wind.

Wie in allen Städten Spaniens und Portugals haben die Perückenmacher in Rio immer noch das Privilegium, Ader zu lassen und Blutegel zu setzen. Diese Gewohnheit, die ich nicht kannte, erfuhr ich sogleich, als wir in die Bucht gekommen waren und die Sanitäts-Commission ihren Besuch gemacht hatte. Das Gesundheitsboot hatte sich kaum entfernt, als wir das der Douane herankommen sahen, von einer unzähligen Masse Piroguen begleitet. Diese Fahrzeuge waren nur von einem Weißen und einem Schwarzen besetzt, die sie führten. Sobald die Zollbeamten in die Kajüte hinabgestiegen waren, sah ich aus den Piroguen gegen zwanzig Barbiere sich auf das Verdeck stürzen, die Alle zugleich schrieen: „**Senor vende se bochas de sange?**" („Haben die Herren Blutegel zu verkaufen?") Wir hüteten uns wohl zu antworten, ehe die Beamten sich entfernt hatten; doch nahmen wir die Adresse unserer künftigen Käufer, deren Menge uns ein gutes Zeichen war, daß der Verkauf leicht und vortheilhaft sein würde.

Das Erste, woran wir dachten, als wir ans Land kamen, war, einen Ort zum Aufbewahren unserer Waaren zu suchen, die wir nur zum Theil und hinter dem Rücken eines Zollbeamten ausschiffen konnten, der damit beauftragt war, nichts ohne Erlaubniß der Douane ans Land bringen zu lassen. Einen solchen Ort fanden wir im Hause eines Italieners, den mein Handelsfreund, ein politischer Flüchtling, als einen seiner Gefährten des Exils erkannte. Dieser Mann, der schon einige Jahre in Brasilien war, wo er von Contrebande lebte, gab uns alle nöthigen Anweisungen, um die Rechte seiner Brasilianischen Majestät zu umgehen, und seiner Erfahrung verdankten wir den vollständigen Erfolg bei der Landung unserer Waaren.

Da es, wie ich glaube, den Leser wenig interessiren wird, wenn ich ihn in die Geheimnisse des kaufmännischen Lebens einweihe, so genüge es, ihm zu sagen, daß, nachdem wir bei allen Barbieren der Stadt herumgelaufen und ihnen Proben unserer Waaren gebracht hatten, es uns gelang, unsere Blutegel zu dem ziemlich hohen Preis eines **Conto de Reis** (5000 Fr.) zu verkaufen. Sie hatten uns nur 1500 Fr. ohne die kleinen Ausgaben für Unterhalt und Fracht gekostet, die für jeden nur 150 Fr. machten. Also hatten wir fast 3000 Fr. reinen Gewinn. Das war Aufmunterung! Unseren kleinen Kram konnten wir in Rio nicht verkaufen. Diese Stadt, von der mehrere Straßen nur einen ungeheuren Bazar bilden, ist mit diesen Artikeln besser versehen, als unsere Fabrikstädte in Europa. Um den Verkauf zu bewerkstelligen, mußte man zu den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mäklern seine Zuflucht nehmen, die ihre Procente verlangten, die unsren Gewinn überstiegen; das war unsre Sache nicht. Unser Wirth, der Italiener, den wir befragten, kam uns zu Hülfe. Er rieth uns, einen Streifzug ins Innere zu machen, gab uns einen Weg an, den er selbst im vorigen Jahre gemacht hatte, und versicherte uns, daß wir mit Geduld, Muth und einem nicht zu engen Gewissen einen glücklichen Erfolg nicht verfehlen könnten. Dieser Rath mißfiel mir keineswegs; denn ohne die Vortheile zu berücksichtigen, die, wie es schien, er uns bringen mußte, eignete sich auch mein abenteuernder Sinn vollkommen für eine solche Lebensart. Wir vervollständigten also unsren Kram mit Quincallerie und kurzen Waaren, theilten sie der Ordnung wegen in zwei besondere Kisten und machten uns auf den Weg bei einem Wärmegrade, an den sich unser Temperament nur sehr schwer gewöhnen konnte. Dieser neue Stand schien mir anfangs sehr schwierig, besonders da wir unsre Waaren in den Landhäusern (**facendas**) anpreisen mußten, wo man uns nicht verstand. Doch mit Hülfe des wenigen Latein, das ich konnte, des Provencalischen und Italienischen gelang es mir bald, mich portugiesisch auszudrücken; selten geschah es, daß ich nicht verstanden wurde.

Zwei Monate reisten wir so von Flecken zu Flecken, uns und unsre Waaren schleppend, und dem Vorurtheil des Landes trotzend, das jeden Weißen mit Verachtung ansieht, der irgend etwas zu tragen sich erniedrigt. Eines Tages gingen wir von Ilha-Grande nach Santa-Maria; der Weg, den wir verfolgten war sandig und machte unsre Reise sehr beschwerlich. Die Sonne stand gerade über uns, und nicht der leiseste Luftzug wehte, uns zu erfrischen, nicht einmal Schatten gab es, uns vor den glühenden Strahlen zu schützen, die uns verzehrten. Es fehlte nicht an Bäumen; aber die Wälder, die sich am Wege hinzogen, waren so dicht, die Lianen und die in einander geschlungenen Gesträuche bildeten eine so undurchdringliche Hecke, daß wir kaum den Arm durchbringen konnten; und wenn wir je zuweilen eine Oeffnung trafen, groß genug, um hindurch gehen zu können, so zwangen Myriaden von Insecten uns bald, daraus zu weichen. Endlich, gegen Mittag, nachdem wir, gebeugt unter unsrer Last, sechs Stunden gegangen waren, kamen wir am Ufer des Affenflusses (**Rio dos Macacos**) an, wo wir im Schatten eines großen Bananenbaums einschliefen.

Ich schlummerte schon lange, als ein seltsames Geräusch, das fast dem Grunzen eines Schweines glich, mich aufweckte. Ich rief meinem Gefährten, um uns wieder auf den Weg zu machen, und da ich an dem Platze, wo er eingeschlafen war, nur seinen Ballen sah, erhob ich mich und ging einige Schritte nach dem Flusse zu, wo ich ihn mit lauter Stimme rief. Da antwortete mir mitten aus dichtem Schilfrohr ein halberstickter Schrei, ein Röcheln. Ich ging weiter und sah einen ungeheuren Kaiman rückwärts gehen und meinen unglücklichen Kameraden ins Wasser ziehen, der, sobald er mich erblickte, verschwand. Mein armer Freund gab kein Lebenszeichen mehr Sein Kopf war fürchterlich zerschellt und seine beiden Füße abgeschnitten, als wenn sie mit der Axt abgehauen wären. Sein Schicksal, das mich getroffen, wenn ich, wie er, zunächst dem Flusse gelegen hätte, machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich länger als eine Stunde den Leichnam anstarrte, ohne im Stande zu sein, den geringsten Entschluß zu fassen. Doch die Nacht näherte sich, und ließ mich an meine eigene Sicherheit denken und ich beschloß weiter zu gehen. Ehe ich mich aber entfernte, ließ ich die Ueberreste meines Freundes in eine kleine Schlucht hinabrollen (nachdem ich seinen Gürtel mit zehn Unzen Gold nach mir genommen); ich bedeckte sie mit Blättern des Bananenbaums, auf die ich etwas Erde warf, band seinen Ballen an den meinen, und entfernte mich von dem unglücklichen Orte, wiederholt ausrufend: „armer Fenoglio!"

Wenn mich das Gold des Unglücklichen etwas über seinen Verlust tröstete, so war mein Bananenherz nicht weniger von diesem Ereignisse getroffen. Durch diesen Schlag wichen meine Aussichten auf Vermögen ernsten Besorgnissen. Ich wurde so entmuthigt, daß ich anfangs die Absicht hatte, sogleich nach Rio zurückzukehren, und ich führte sie nur deshalb nicht aus, weil mich noch zehn Meilen von Ilha-Grande trennten, und meine doppelte Last, die einen Centner wog, mir nicht erlaubte, diese noch an dem Abend zurückzulegen. Ich setzte also meinen Weg fort, konnte aber trotz meines Muthes keine Wohnung erreichen. Diese Nacht brachte ich unter freiem Himmel zu, ohne ein Auge schließen zu können, so sehr schreckten und beunruhigten mich das Gebrüll der Jaguars und die Stiche der Insecten.

Als ich am folgenden Tage nach Santa-Maria gekommen war, eilte ich meine Quincallerie-waaren zu verkaufen, um mich dieser Last zu entledigen. Auch vertauschte ich zwölf Dutzend Instrumentsaiten meines verstorbenen Freundes gegen ein Pfund Goldstaub, setzte meinen Weg weiter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Saint-Paul fort, verkaufte meine Bänder und Nadeln, und kam nach Rio mit einem Vermögen von 6500 Fr., eine Summe, von der ich die Hälfte den Verwandten Fenoglio's zu übergeben beschloß, wenn ich je reich genug werden würde.

So hatte Plutus sich herabgelassen, mir zu lächeln, wie ein Mythолog des achtzehnten Jahrhunderts sagen würde. Wäre in diesem Augenblicke nur einmal die Klugheit mir zu Hülfe gekommen, so hätte ich mich sogleich mit einigen tropischen Kolonialwaaren nach Frankreich eingeschifft, deren Einfuhr wahrscheinlich mein Vermögen verdoppelt hätte; aber Glück und Klugheit wollten sich in einem so tollen Kopfe, wie der meinige nicht verstehen. Mir selbst überlassen, sagte ich zu mir, wie Amyot zu Karl IX. sagte: „Der Hunger kommt im Essen!" Und ich verzieh mir diesen rohen Appetit nach den Gütern dieser Welt, obgleich der Tod meiner beiden Handelsfreunde oft mir die Gefahren vor die Augen führte, mit denen das Leben eines Banianen besäet ist. Konnte ich mich denn aber wegen eines Fehlers tadeln, welcher dem menschlichen Geschlechte eingepflanzt ist?

Anstatt also nach Savoyen zu gehen, und die Einsiedelei, den goldenen Traum meiner Jugend zu bauen, machte ich Luftschlösser. Gleich am Abend meiner Ankunft suchte ich den Italiener, meinen früheren Wirth auf, und erzählte ihm den Tod Fenoglio's, wie dieser ihm erst vor kurzem den Cagnasso's erzählt hatte. Doch schien der Schmuggler mehr über den glücklichen Fortgang meiner Geschäfte erfreut, als vom Tode seines Freundes ergriffen. Nach einer Masse von Glückwünschen rieth er mir, mich mit ihm auf ein chilesisches Schiff, das nach Cobija (Bolivia) bestimmt war, einzuschiffen, wo er die Stelle eines Supercargo erhalten hatte. Ich nahm den Vorschlag mit Enthusiasmus auf. Ich hatte die Incas von Marmontel gelesen, und wollte die Peruaner sehen, von denen meine Einbildungskraft noch ebenso erfüllt war, wie im Alter von vierzehn Jahren, als ich die Kamine in den Dörfern des Gard fegte, und Florian's Estelle in der Hand das fruchtbare Thal des Rewistan in einem von Mistral ausgetrockneten Lande suchte.

Ich kaufte auf der Rhede, und von meinem neuen Associé unterstützt, drei Ballen englischer Zeuge, welche wir in der Nacht aus- und einschifften, mit Gefahr, uns selbst von den Beamten des Wachtschiffes einpacken zu lassen. Ich nahm meine Papiere beim Consul, worin mein Character als Kaufmann officiell anerkannt wurde, wechselte mein letztes Billet von 200,000 Reis gegen 200 spanische Piaster, und einige Tage nachher gingen wir gegen S.S.O. unter Segel.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die chilesische Brigantine noch nie eine so ungewöhnliche Equipage getragen hatte, als die unsrige, seit ihr Kiel die große Fluth durchfurchte. Der Capitain, Kinson mit Namen, war ein Engländer: er hatte ein Schiff der ostindischen Compagnie commandirt, und war, ich kann nicht sagen weshalb, cassirt worden. Am Tage vorher, ehe er vor das Kriegsgericht gestellt werden sollte, entkam er aus den Capgefängnissen und schiffte sich nach Valparaiso ein, wo er das Commando des Condor erhielt. Der zweite Befehlshaber war ein Oranier, d. h. ein holländischer Malaye, auf einer der kleinen Inseln geboren, die in der Nähe von Java liegen, und schiffte sich noch jung auf einer niederländischen Kriegscorvette ein, auf der Station von Surabaya, diente eine ziemliche Reihe von Jahren unter verschiedenen Flaggen, lernte fast alle europäischen Sprachen, von denen er die meisten geläufig sprach, kam endlich nach Rio, wo der Consignataire des Condor ihn dem Capitain Kinson zum Lieutenant gab, ohne seine früheren Leistungen zu kennen, oder ihn das Examen rigorosum durchmachen zu lassen, ein Examen, welches mathematisch bewiesen hätte, daß er keine Idee von seinem neuen Stande hatte. Dieser Andere, Christian Rack, war trotz seines erstaunlichen Gedächtnisses nicht im Stande, eine Berechnung der Breite zu machen; die Fähigkeit, Worte zu behalten, war die einzige, die er besaß. Obgleich seine Stirn sehr hoch war, hatte er doch eine Organisation, die so wenig zum Nachdenken geschickt war, daß der Capitain ihm nie den Werth eines Logarithmen begreiflich machen konnte. Doch füllte er seine Stelle aus. Der Steuermann war aus Languedoc, Matrose im vollen Sinne des Worts, der keine andere Erziehung hatte, als eine summarische Kenntniß der Musiknoten, eine Kunst, für die er, wie er sagte, eine entschiedene Anlage hatte, obgleich er ganz falsch hörte. Dies Mißgeschick verhinderte jedoch nicht, daß eine Dame von Valdivia sich in unsern Künstler verliebte. Doch mehr Seehund als Dilettant und gelangweilt von der Liebe der Dame und dem Leben auf dem Festlande, schiffte er sich bald wieder ein. Die zwölf Leute der Equipage endlich, die sowohl in Valparaiso als in Rio geworben waren, waren Dänen, Peruaner, Holländer, Brasilianer, Engländer ꝛc.

Am 28. März 1832 umschifften wir das Cap Horn. Hier befand ich mich zum ersten Male

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den Wasserbergen gegenüber, die ich bisher nur in den Berichten der Reisenden gesehen hatte. Das Gemälde, das sich einige Tage lang meinen Augen darstellte, war so fürchterlich grandios, daß ich mich noch heute frage, wie es kam, daß das alte Gerippe des Condor nicht mitten in diesem Meer, das gegen seine Seiten anschlug, scheiterte.

Seit fünf Tagen hatten wir den Archipel von Chiloe erkannt. Wir segelten mit leichtem Winde gegen Nordwest, alle Segel und Beisegel entfaltet, als wir am Horizont, klein und schwarz wie eine dichte Wolke, die Insel Juan-Fernandez sahen. Das Wetter war köstlich und das Meer ruhig; wir setzten unsern Weg fort, bis ungefähr drei Meilen von den unsichtbaren Riffen, welche die Küsten auf der Seite umgeben, von der wir uns näherten und wo die Nacht uns überfiel. Man beschloß, bis zu Tagesanbruch zu laviren, als der Condor durch einen unvorhergesehenen Windstoß den Wind von vorn erhielt, der Westnordwest gegen Ostsüdost herumsprang. Hier wurde unsere kleine Equipage auf eine harte Probe gestellt, denn der Orkan gab ihr bei seinem häufigen Wechsel so viel Faden aufzuwickeln, daß das Manöver, welches sie ausführte, einer Kriegsbrigg Ehre gemacht hätte. Unglücklicherweise stand damals unser Schiff in jenem dreieckigen Raum, den die Inseln Juan-Fernandez, Goat und Massafuera bilden. Die Winde, welche in drei Stunden den ganzen Compaß umlaufen hatten, ließen uns nie Raum genug, um aus dieser gefährlichen Stellung herauszukommen. Erst, nachdem wir alle Mittel versucht hatten, legten wir bei: aber bald wurde der Sturm so heftig, er erhob solche Wassermassen, daß wir fliehen mußten, sonst wäre der arme Condor durch diese Meute von Wogen in Stücke gerissen worden. Ach, es hatte kein Grab, das edle Schiff, das seiner so würdig war; der Ocean hatte nicht den Ruhm, es zu besiegen! Die Wogen, welche sich mit solcher Wuth auf sein Unterwerk gestürzt hatten, warfen es, erzürnt über seine Hartnäckigkeit auf die Klippen von Juan-Fernandez. Tödtlich verwundet starb er wie ein Tapferer nicht auf einem Lorbeerbette, sondere auf einer Corallenbank.

Selbst der, der nie auf einem Schiffe war, kann sich leicht eine Vorstellung von den Scenen machen, die von ein Uhr Morgens bis zu dem Augenblick am Bord vorgingen, wo der Tag unsre entsetzlichen Gesichter beleuchtete. Man denke sich anfangs zwölf Menschen gewaltsam auf das Verdeck hingeworfen, so wie das Schiff dem Winde erlag; acht erhoben sich und hielten sich am Boden fest, während die andern vier sich den Kopf an Borkhölzern des Steuerruders zerstießen, auf dessen Seite der Condor den letzten Seufzer ausstoßen wollte. Man denke sich einen Capitain in Verzweiflung auf dem Verdeck umherrennend, schreiend wie unsinnig, den aber Niemand verstand, denn der Sturm schrie stärker als er. Man denke sich den javanischen Sprachkünstler von einer Welle fortgerissen, im Augenblick, wo er das Hißtau des Vorstegsegels führte; das einzige, das wir noch auf hatten; den Untersteuermann, der Gott und dem Teufel am Helmstock des Steuerruders fluchte, der ihn gegen eine Wand breit drückte, wo er unter fürchterlichen Schmerzen starb, und man wird eine ziemlich richtige Idee von dem haben, was ich am 1. Mai 1832 gesehen und nicht wieder sehen möchte, und wenn man mir auch den schönsten Waarenballen in der Welt gäbe.

Der Orkan dauerte fort. Sobald der Tag zu grauen begann und wir die Unmöglichkeit sahen, das Schiff wieder aufzurichten, vereinigten wir uns, die Schaluppe wieder ins Meer zu lassen und unser Heil zu versuchen. Kaum war das Fahrzeug losgebunden, so machte ich mich davon, während man die Taljen in Bereitschaft setzte, und ging in die Cajüte hinunter, um meinen Sack mit den Piastern zu holen, den ich mit mir zu retten hoffte. Auf der Schanze angekommen, wo das Wasser schon aus dem Schiffsraum eindrang, wollte ich in meine Cajüte gehen, als ich mich von einer eisernen Hand ergriffen fühlte, deren Eigenthümer mein Handelsfreund, der Supercarpo, denn er war es, mir mit einem fürchterlichen Hohngelächter sagte: „Ha, verfluchter Savoyard! Du wirst weder Dich noch Dein Geld davon bringen!“ Ich wandte mich um, und obgleich das Licht, welches durch die Sparrenluke hereinfiel, noch sehr dunkel war, sah ich doch die Klinge eines Dolches blitzen, die sich in irgend einem Theile meines Körpers würde einquartiert haben, hätte nicht in diesem Augenblick der Leichnam unsers armen Schiffes eine doppelte Schwenkung gemacht, welche den Mailänder an das andere Ende der Schanze warf. Erbittert wollte ich den Verräther in die Unmöglichkeit versetzen, den Versuch zu wiederholen, und warf mich auf ihn, ehe er sich erheben konnte. Schon hatte ich ihn gefaßt, als eine zweite Woge, fürchterlicher als die erste, auf das Verdeck fiel, und das Wasser in Strömen in die Cajüte stürzte. Ich glaubte, mein letzter Augenblick sei gekommen! Ich ließ meinen Gegner los, um hinauf zu steigen, doch er wollte mich lebend nicht lassen. Da begann

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Indirecte Steuer.

Erlauben Sie gütigst!... Nach uns kommen noch die Zimmerleute, dann die Dachdecker, dann die Schlosser, dann die Glaser, die Maler, die Tapezierer.....

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Indirecte S

Erlauben Sie gütigst!... Nach uns kommen
Dachdecker, dann die Schlosser, dann die Glas

ein Kampf, vier Fuß im Wasser, in dem der Savoyarde, wenn auch der Kleinere Sieger blieb. Halb ertrunken, halb erwürgt starb mein dritter Associé.

Kaum waren fünf Minuten vergangen, seit ich herabgestiegen war; voll Unruhe eilte ich wieder hinauf und fand keine lebende Seele mehr, und doch konnten sie in zehn Minuten die Schaluppe nicht hinabgelassen und sich entfernt haben. So mußten sie weggespült worden sein. Nichts war auf dem Verdeck geblieben — Küche, Schaluppe, Menschen — Alles verschwunden, nur einen Hühnerkorb sah ich in geringer Entfernung vom Schiffe, der von der Strömung ans Land getrieben wurde.

Ein fürchterliches Krachen weckte mich aus meinen Gedanken: Der Condor spaltete sich an mehreren Stellen, ich wußte nicht, welchen Entschluß ich fassen sollte. In den Webeleinen eines Wandtaues festgeklammert, sah ich mit Verlangen nach dem Lande, das mir nicht über eine Meile entfernt schien, als eine dieser Wogen auf das Schiff stürzte und mich zehn Klafter weit ins Meer warf. Auf die Oberfläche zurückgekommen, versuchte ich mich an einigen Trümmern zu halten, doch da die Flut mir entgegen war, so beschloß ich, mich von dem Meere forttreiben zu lassen; ich brauchte nur ganz steif zu bleiben und dem Treiben der Wellen zu folgen.

Nachdem ich an mehr als einer Klippe angestoßen war, kam ich mehr todt als lebendig an dieselbe Küste, wo zweihundert Jahre früher der englische Matrose Silkains auf dieselbe Weise gelandet war. Doch Juan Fernandez, die Insel des Robinson Crusoe ist jetzt nicht mehr verlassen. Als Chili das Joch des Mutterlandes brach und eine Republick bildete, machte es Juan-Fernandez zum Verbannungsort, wohin jährlich der Ueberschuß von Verbrechern und öffentlichen Dirnen transportirt wird. Mit einem Wort, es ist das Botany-Bay von Chili.

Für mich war dieser Aufenthaltsort des Auswurfs der Menschheit der gastfreundlichste Ort, den ich je auf meinen Wanderungen getroffen. Die Gesellschaft, die oft um eine Kleinigkeit wie Milchsuppe überläuft, hatte hier die Schaar der ehrlichen Leute hergebracht. Doch Scherz bei Seite, ich werde nie vergessen, wie freundlich ich von Wesen, fast so arm als ich, empfangen wurde. Und an dem Tage, als ich mich auf der peruanischen Brigg l'Independenzia einschiffte, und die braven Leute mir Lebewohl sagten, trat eine Thräne in mein sonst unbewegtes Auge, und von dem Augenblicke an, wo ich sie verließ, bis ich Lima erreichte, hörte ich nicht auf, sie zu segnen.

In Lima fand ich kein anderes Mittel mich zu erhalten, als an Bord eines amerikanischen Wallfischfahrers als Novize zu gehen, oder mich in die Reihen der peruanischen Miliz zu stellen. Ich wählte das erstere. Der Capitain des William Penn vertauschte mich in Rio gegen einen amerikanischen Matrosen, dessen Schiff an der afrikanischen Küste Schiffbruch gelitten, und den der Capitain des französischen Wallfischfahrers „l'Etoile polaire" aufgenommen hatte. Mein neuer Capitain machte einen dummen Streich, denn die Folge bewies, daß er einen Einäugigen für einen Blinden hingegeben hatte.

Beim heiligen Saligo, dem Schutzpatrone der Fischer, schwöre ich, daß meine Leiden noch nicht zu Ende waren, denn nach einer zehnmonatlichen Wallfischjagd in den Südmeeren, nach vierjährigen Fahrten, wo ich 15,000 Lieues zurücklegte, kam ich funfzehnmal ärmer nach Frankreich zurück, als ich ausgegangen.

In Paris suchte ich meinen ersten Herrn auf, der in dieser Zeit der Politik, wie früher der Poesie überdrüssig geworden, jetzt über Seewesen und Reisen schrieb, und an der Abschaffung der Sklaverei in den Colonien arbeitete. Er gab mir Wohnung und eine Feder in die Hand, um meine Abenteuer zu beschreiben, und da man als Drucker oft mehr verdient, denn als Schriftsteller, brachte er mich in die Buchdruckerei seines Journals. Hier habe ich schon 1500 Franken gewonnen, die in der Sparcasse niedergelegt sind. Es lebe Europa! Es lebe Paris! Ich träume wohl noch von meinen Berghüttchen, doch um Glück zu machen, sprecht mir nicht mehr davon, zu den Antipoden zu gehen. (Le Corsaire.)

Die letzten Augenblicke des Fürsten von Talleyrand.

Es schlug eben sechs Uhr am Morgen des 17. Mai 1838, als ich nach dem alten Hotel in der Straße Saint-Florentin ging. Traurige Vorgefühle quälten mich; denn schon den Abend vorher hatte mir der erlauchte Kranke in dem Moment, wo ich ihn verließ, keine Hoffnung gelassen. Die ersten Strahlen des beginnenden Tages drangen kaum über den Bäumen der Tuilerien über den grauen Morgennebel. Einige seltene Vorübergehende unterbrachen allein durch ihre Fußtritte die tiefe Stille, in welcher dieses Quartier

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

von Paris noch ruhte. — Die Glocke, die ich mit zitternder Hand zog, hallte in dem weiten Hofe des Hotels mit einem Tone wieder, der für mich fast nichts Irdisches hatte. Ich hielt mich nicht bei dem Thürsteher auf, um zu fragen, wie die Nacht vorübergegangen wäre; ich hatte eben den Wagen des gewöhnlichen Arztes gesehen; ich eilte nach der großen Treppe, die ich so oft hinaufgestiegen war, das Herz voll ganz anderer Empfindungen, als die waren, die es jetzt erfüllten. Beim Anblick zweier Statuen des Schweigens, die zu beiden Seiten des riesigen Portals stehen, über welche Thautropfen rollten überfiel mich ein Schauer von Kopf bis zu Füßen. Diese enormen Löwen, so oft den verzehrenden Löwen von Venedig verglichen, erinnerten mich an die stummen und unbeweglichen Hüter, die an den marmornen Pforten eines antiken Sarkophags standen. Es schien mir, als sei schon jeder Gegenstand, so zu sagen, von einer Atmosphäre des Todes umgeben und als ob dieses alte Haus, immer so düster und traurig, von allen Seiten einen Grabesduft aushauche.

Die Vorzimmer waren leer: Die Dienerschaft verließ ein Gemach nicht, welches an das des Herrn stieß, um jeden Augenblick zu erfahren, wie es dem Kranken ginge. Der Fürst Talleyrand besaß vor allen andern im höchsten Grade die Gabe, sich die Liebe seiner Umgebungen und Hausgenossen zu erwerben. Diejenigen Diener, die in den letzten Augenblicken ihm beistanden, waren in seinem Dienste alt geworden; aber von denen, die ihm in seiner Jugend gedient hatten, lebte keiner mehr: er hatte lange genug gelebt, um diese alle vor sich sterben zu sehen. Herr von Talleyrand schenkte seinen vorzüglichsten Domestiken ein außerordentliches Vertrauen; oft wurden selbst wichtige Fragen, die in dem Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten mit dem größten Geheimniß behandelt worden waren, ohne Rückhalt in Gegenwart seines Kammerdieners discutirt und entschieden. Wirklich hatte er in den letzten Jahren die Gewohnheit angenommen, die wichtigsten Angelegenheiten in der Stunde seiner Toilette zu verhandeln, und da verließ ihn sein Kammerdiener nicht einen Augenblick. Vielleicht wird man ihn der Unklugheit anklagen; inzwischen hat ihn der Erfolg gerechtfertigt; sein Vertrauen ist nie getäuscht worden.

Unter der unzähligen Dienerschaft seines Hauses verdient vor Allen der ehrliche Courtiade Erwähnung, der, wegen seiner Anhänglichkeit und langen, treuen Dienste, die größte Freiheit genoß, und dessen naive Bemerkungen und pikante Betrachtungen über die politischen Ereignisse seinen Herrn ganz besonders amusirten. Dieser Mann war lange vor der Revolution von 1789 in den Dienst des Herrn von Talleyrand getreten und starb, in dieser freiwilligen Verbindung, vor ungefähr vier Jahren während der Gesandtschaft in London. Der Kummer mit welchem er, wegen seines vorgerückten Alters und zunehmender Schwächlichkeit, Paris verließ, trug, wie man sagt, dazu bei, seinen Tod zu beschleunigen. Seine Anhänglichkeit glich mehr der eines Hundes, als der eines Menschen. (!) In seiner Jugend hatte er Glück und Unglück mit seinem Herrn getheilt. Der Fürst erzählte oft gern den Fremden die Geschichte seiner Flucht nach Amerika, als er, insgeheim gewarnt von einem Freunde, beschloß, Frankreich unverzüglich zu verlassen. Courtiade war bei ihm, als er den Brief empfing, welcher ihn zu schleuniger Abreise bestimmte, und er theilte ihm dies sogleich mit: „Courtiade, sagte er ihm, ich weiß nicht, wann ich werde zurückkommen können. Vor einer so langen und gefährlichen Reise wünschest Du ohne Zweifel Deiner Frau und Deiner Familie Lebewohl zu sagen; laß mich allein abreisen, Du kannst mir dann mit dem ersten Paketboote nachkommen."

„Nein, nein," erwiederte Courtiade mit der größten Unruhe, „ich lasse Sie nicht allein abreisen; ich folge Ihnen, warten Sie nur bis Morgen Abend."

„Das ist unmöglich," antwortete der Fürst: „dieser Verzug würde vielleicht mein Tod, und für Deine Frau immer nicht lang genug sein."

„Ach! von meiner Frau spreche ich nicht," rief der treue Diener in Thränen aus, „ich spreche von der verdammten Wäscherin, die alle Ihre feinen Hemden und Cravaten von Mousseline mitgenommen hat. Was würden Sie, lieber Herr, ohne sie, in einem fremden Lande für eine traurige Figur spielen?"

Ich werde nie meine erste Zusammenkunft mit Herrn von Talleyrand, noch den eignen Eindruck vergessen, den Courtiade auf mich machte. Da es ernste und geheime Geschäfte betraf, so hatte mir der Fürst, nach seiner schon angeführten Gewohnheit, eine Audienz zu seiner Toilettenstunde gewährt. Das war einige Zeit nach der Juli-Revolution. Ich fand den erlauchten Diplomaten ruhig an seinem Büreau sitzend, der ihm zugleich zum Sekretair und zur Toilette diente. An demselben Abend sollte er Abschied von Louis Philipp nehmen, bevor er zur Gesandtschaft nach London abreiste; und folglich in seinem großen Costume bei Hofe erscheinen. Ein Diener

war mit dem größten Ernst beschäftigt, die dichten Locken seines grauen Haares zu pudern; ein anderer, vor ihm knieend, band die Bänder seiner Schuhe zu. Sein Secretair öffnete die am Morgen empfangenen Briefe, den Inhalt schnell durchlaufend, die einen in einen großen Korb werfend, die andern auf das Büreau des Fürsten legend. Ich bewunderte die außerordentliche Kaltblütigkeit, mit welcher Herr von Talleyrand, während er anhörte, was ich sagte, und was für ihn von der höchsten Wichtigkeit war, sich mit seiner Staatsuniform bekleiden ließ. Als seine Toilette vollendet war, öffnete sich die Thür des Zimmers und der alte Courtiade kam mit wankenden Schritten mit mehreren Schachteln von verschiedener Form und Größe. Diese enthielten die zahlreichen Ordensbänder, womit der Prinz decorirt war. Die vollkommenste Gleichgültigkeit des Herrn von Talleyrand machte einen schlagenden Contrast mit dem feierlichen Eifer des armen Courtiade, der seit mehreren Jahren kein anderes Geschäft mehr hatte, als die Decorationen seines Herrn aufzubewahren. Diese wichtige Funktion mit angemessener Würde auszuüben, war der einzige Gedanke des alten Dieners.

Der Leser möge mir diese unwillkührliche Abschweifung verzeihen. Meine Gefühle, als ich durch das jetzt schweigende und verlassene Zimmer ging, erinnerten mich an meine erste Zusammenkunft — die ach! der jetzigen so wenig ähnlich war.

Als ich in das Zimmer trat, wo der Veteran der Diplomatie ruhte, lag er in tiefem Schlafe, welcher den Aerzten einige Hoffnung gab; dennoch betrachtete man diese Ruhe als eine nothwendige Folge der Anstrengung, welche einige Augenblicke vorher, die letzte Scene aus dem so wechselnden Drama seines Lebens ihm verursacht hatte, ich spreche nämlich von seinem religiösen Widerruf, ein Act, der seitdem, auf eine offenbar übertriebene Weise, von den einen verachtet, von den andern bewundert worden, und bis jetzt für alle ein undurchdringliches Geheimniß geblieben ist. Die, welche in diesem Augenblicke um ihn waren, wissen allein, wie viel er ihm gekostet; denn er wußte gar wohl, daß alle Parteien die Augen auf ihn hefteten, und daß jeder, nach seinen Meinungen und Interessen, seinen Entschluß verschiedenen Motiven zuschreiben würde. Es schien ihm eben so peinlich, von gewissen Menschen gelobt, als von andern getadelt zu werden. Er wußte wohl, daß Niemand sein Benehmen im wahren Lichte betrachten würde, nämlich als ein an sich unbedeutendes Opfer, das nur Wichtigkeit hatte, weil es das letzte war. — Man hat behauptet, daß man ihn geplagt und verfolgt habe, damit er sich dazu entschließe. Das ist ein Irrthum, den man berichtigen muß: er dachte schon lange Zeit daran; man findet davon zahlreiche Beweise in seinen Papieren und vor Allem in einer Correspondenz, die er über diesen Gegenstand mit dem Papst geführt hatte. Gewiß ist, daß hiebei das Hauptmotiv seines Entschlusses in dem Wunsche lag, seiner Familie Sorge und Unannehmlichkeiten zu ersparen; er wußte, daß wenn er sich weigerte, auf seinem Todtenbette gewisse religiöse Formalitäten zu erfüllen, die für ihn sehr gleichgültig waren, er seine Verwandte reellen Unannehmlichkeiten aussetzen würde: und wenn ihn gleich seine Feinde nur mit zu viel Grunde anklagen können, die Folgen seiner Handlungen stets als Egoist berechnet zu haben, so muß man dennoch auch anerkennen, daß er beständig an dem Glücke und der Vergrößerung seiner Familie arbeitete. Niemals vernachläßigte er diesen Zweck, für welchen noch die letzte Handlung seines Lebens berechnet war, und die er also aus eigenem freien Antriebe vollführte.

Der Schlaf, oder vielmehr die Lethargie, in welche der Fürst gefallen war, dauerte ungefähr noch eine Stunde nach meiner Ankunft. Nach Verhältniß wie die Zeit verfloß, gaben selbst diejenigen, die ihm durch Bande des Bluts und der Freundschaft am nächsten angehörten, ach! warum soll ich es nicht sagen? die lebhafteste Unruhe zu erkennen, daß dieser Schlaf, wie wohlthätig er ihm auch sein konnte, nicht über die Stunde hinaus dauern möge, auf welche der König seinen Besuch bestimmt hatte. Als er aufwachte, so hatte man Mühe, ihm die Wichtigkeit dieses so nahen Ereignisses begreiflich zu machen. Kaum hatte man ihn aufgehoben und auf den Rand seines Bettes gesetzt, als Sr. Majestät, in Begleitung der Madame Adelaide, in das Zimmer trat. Der frappante Contrast zwischen diesen beiden Männern, die jetzt unter dem Thronhimmel der alten grünen Vorhänge neben einander saßen und die absichtlich gruppirt schienen, um ein historisches Gemälde zu bilden, wäre ein merkwürdiges Studium für einen Moralisten und für einen Maler gewesen. Sr. Majestät brach zuerst das Stillschweigen, wie es die Etikette wollte. Es wäre schwer, den Ausdruck zu beschreiben, welchen seine Züge in dem Moment annahmen, wo Ludwig Philipp einen letzten Blick auf das warf, was man den Untergang seines Gestirns genannt hat.

„Es thut mir innig leid, Fürst, Sie so lei-

dend zu sehen", sagte der König mit schwacher und zitternder Stimme, so daß man ihn kaum verstand.

„Sir, Sie sind gekommen, den letzten Augenblicken eines Sterbenden beizuwohnen. Alle, die ihn lieben, haben nur noch einen Wunsch, bald das Ende seiner Leiden zu sehen."

Diese Worte sprach der Kranke mit der tiefen und starken Stimme, die ihm eigen war, die das Alter nicht hatte erschüttern können, welche zu schwächen selbst die Annäherung des Todes nicht vermochte.

Der Besuch des Königs, so wie alle königlichen Besuche unangenehmer Art, dauerte so kurz als möglich. Es war augenscheinlich, daß Se. Majestät schmerzlich erschüttert war und nur mit Mühe die Fassung behielt. Nachdem er ganz leise einige Worte des Trostes gemurmelt hatte, erhob sich Ludwig Philipp, um sich zurückzuziehen, aber vielleicht froh, sich von der Aufgabe, die er sich auferlegt, befreit zu sehen. Einmal noch kam der Fürst, mit seinem gewöhnlichen Tact, dem Besuchenden zu Hülfe, indem er sich leicht erhob und ihm die ihn Umgebenden vorstellte, seinen Privatarzt, seinen Secretair und selbst seinen Kammerdiener; dann, als wenn der alte Hofmann in ihm noch einmal auflebte, schloß er sein Lebewohl an den König mit einem Compliment: „Sir", sprach er, „unserm Hause ist heute eine Ehre geworden, die würdig ist, in unsere Annalen eingeschrieben zu werden und deren meine Nachfolger sich mit Stolz und Dankbarkeit erinnern müssen."

Kurze Zeit, nachdem der König den Kranken verlassen hatte, bemerkten die Aerzte die ersten Symptome einer nahen Auflösung. Nachdem alle Familienglieder davon benachrichtigt worden waren, versammelten sie sich augenblicklich um das Bett her. Unter ihnen war der Herzog von Po... und ich mußte bei seinem Anblick lächeln, indem ich mich der Bemerkung erinnerte, die der Fürst einige Tage vor seiner Krankheit über ihn gemacht hatte. „Er macht einen unangenehmen Eindruck auf mich", sagte er, „denn sein melancholisches Gesicht und sein Trauercostume könnte mich in der That auf den Gedanken bringen, daß er mir von dem Unternehmer der Begräbnißfeier zugeschickt worden sei."

Gegen Mittag nahm die Unruhe und das Fieber zu. Da mußte ich dem Bedürfniß nachgeben, eine reinere Luft zu athmen, als die des hermetisch verschlossenen Zimmers und ich ging in den Saal. Das Schauspiel, wovon ich der Zeuge war, setzte mich in ein unangenehmes Erstaunen. Von dem Zimmer und Bette eines Sterbenden sah ich mich plötzlich, ohne einen Uebergang, in Appartements der Elite der pariser Gesellschaft versetzt. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den es auf mich machte. Da hatten sich um ein großes Feuer mehrere Gruppen von Politikern gesammelt, alle das rothe Band im Knopfloche tragend, die einen kahl, die andern gepudert; ihre lebhafte Unterhaltung, obwohl, aus einem natürlichen Zartgefühl, sehr leise, brachte doch ein fortdauerndes Geräusch hervor. Ich bemerkte auch einige der ältesten Freunde des Diplomaten, welche wirkliche und aufrichtige Anhänglichkeit zu ihm geführt hatten, und die keinen Antheil an den leidenschaftlichen Discussionen dieser politischen Schildknappen nahmen.

Der Graf von M.., dieser König aller frohen Gesellschaft, den seine pikanten Scherze und Sarcasmen so furchtbar gemacht haben, der einzige Mann mit einem Wort, mit welchem der Fürst selbst sich nicht immer im Witzgefechte zu messen wagte, saß traurig und schweigend in einem fernen Armstuhl und schien, in tiefen Gedanken verloren, sich keineswegs mit dem Gemälde zu beschäftigen, was er unter Augen hatte und was, unter anderen Umständen, ihm gewiß einige satyrische Bemerkungen entlockt hätte. In einem Winkel saß eine Coterie von Frauen, die von lauter Dingen redeten, die nicht die mindeste Beziehung auf die traurige Veranlassung ihrer Anwesenheit hatten. Einigemale selbst hörte man sie lachen, trotz der mißbilligenden Zeichen, die man am andern Ende des Saales gab, daß sie schweigen sollten. Nah an einem Fenster war die junge und reizende Herzogin von W.. auf einem Sopha ausgestreckt und eine Anzahl junger Dandys kniete oder saß auf Kissen zu ihren Füßen.

Es war eine Scene aus vergangenen Zeiten. Es schien mir, daß wir plötzlich in das Jahrhundert Ludwig XIV an das Todtenbette Mazarins zurückgekehrt seien. Ein aufmerksamer Beobachter hätte sicherlich dieselbe Sorglosigkeit, dieselbe lange Weile der Erwartung bemerkt. Von denen, die in dem Saale sich befanden, waren die Einen Anstands halber, die Andern aus Höflichkeit für die übrige Familie, wieder Andere aus Neugierde, die wenigsten aus wahrer Anhänglichkeit gekommen; aber Niemand von Allen schien sich zu erinnern, daß ein mächtiges Genie eben die Welt verlasse, und daß sie versammelt waren, um dem Tode eines großen Mannes beizuwohnen. In einem Augenblick jedoch hörte die Unterhaltung auf und das Geräusch schwieg; es

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

entstand eine feierliche Pause und alle Blicke wendeten sich nach der Thür des Krankenzimmers, die sich langsam öffnete. Ein Diener trat mit gesenktem Haupte, die Augen voll Thränen, heraus, näherte sich dem Doctor L.., der, wie ich, einen Augenblick Luft im Saale schöpfte, und sagte ihm einige Worte ins Ohr. Der Doctor stand schnell auf und ging in das Zimmer. Die ganze Gesellschaft folgte ihm. Herr von Talleyrand saß auf dem Rand seines Bettes, in den Armen seines Secretairs. Der Tod hatte nur zu sichtlich schon sein Siegel dieser Stirn von Marmor aufgedrückt und dennoch frappirte mich lebhaft der Anschein von Kraft, der sich auch in diesem letzten Augenblicke noch kund that. Man hätte sagen mögen, daß das ganze Leben, das bis jetzt noch in ihm gewesen, sich in seinem Gehirn concentrirt habe. Von Zeit zu Zeit hob der Kranke das Haupt empor und schob dann, mit einer schnellen Bewegung, die langen Haarlocken, die ihm ins Gesicht fielen, zurück; er schaute um sich, und ein zufriedenes Lächeln, als mache es ihm Freude, diese zahlreiche Umgebung zn sehen, beseelte sein abgemagertes und entstelltes Gesicht; dann fiel sein Haupt von Neuem auf seine Brust zurück.

Mein Beruf und die Verhältnisse in denen ich mich befand, haben mich oft genöthigt, ähnlichen Scenen beizuwohnen, aber nie sah ich einen Mann, wie den Fürsten Talleyrand, den Charakter seines ganzen Lebens bis zu dieser fürchterlichen Stunde consequenter behaupten. Dieser Mann hätte selbst den Tod betrogen, wenn er ihn als Gesandter behandelt hätte. Als er seine Annäherung selbst fühlte, so schien er ihn nicht nur nicht zu fürchten, er affectirte nicht nur nicht, ihn zu verachten, und ihm zu trotzen, sondern er erwartete ihn mit kaltem und entschlossenem Muthe, wie einen ehrenwerthen Feind seines Gleichen, den er lange und tapfer bekämpft und dem er, auf eine edle Weise besiegt, sich zu ergeben und die Waffen vor ihm zu strecken nicht erröthete: und er starb mit derselben Größe und von derselben Ehrfurcht umgeben, wie nur ein König sterben kann.

Kaum waren die Augen, wovon jeder Blick mit dem lebhaftesten Interesse erspäht wurde, für immer geschlossen, so eilten alle Anwesende das Hotel zu verlassen, jeder in der Hoffnung, der Coterie, dessen Orakel er war, die Nachricht von diesem Tode zuerst zu melden. Vor Nachts noch war das Zimmer, den ganzen Tag bis zum Uebermaaße angefüllt, nur den Dienern des Todes überlassen. Als ich am Abend wieder hineintrat, fand ich den Armstuhl, wo so oft der Fürst gesessen und Epigramme ausgesprochen hatte, von einem bezahlten Priester besetzt, welcher die herkömmlichen Gebete für die Seelenruhe des Verschiedenen hermurmelte.

Der Leichnam des Fürsten wurde von Paris nach Valencay geführt. Wir kamen in Valencay drei Tage nach unserer Abreise von Paris an. An diesem dritten Tage, Abends um 10 Uhr, fuhr der Leichenwagen in die lange Allee von Kastanienbäumen, die nach dem Schlosse führt. Alle Honneurs, die dem Fürsten während seines Lebens zukamen, wurden auch seinem Leichnam mit gewissenhafter Genauigkeit erwiesen. Man unterließ auch nicht die unbedeutendste Ceremonie. Der Wagen fuhr durch das große Thor in den Hof. Alle Domestiken, der Erbe des Verstorbenen an ihrer Spitze, waren auf der Treppe des Hauses versammelt. Der Neffe des Fürsten setzte sich selbst vorn auf den Wagen, um ihn in die Stadt zu geleiten. Die Dienerschaft des Schlosses, die Förster, die Piqueurs folgten ihm zu Fuße, Fackeln tragend bis zur Kirche, wo der Sarg während der Nacht blieb; denn die Ceremonie sollte erst am nächsten Morgen gefeiert werden.

Wirklich war am andern Tage, von Sonnen Aufgang an, in der kleinen Stadt alles in Bewegung. Von allen benachbarten Dörfern strömten die Bauern herbei in ihren schönsten Festkleidern. Die Fenster jedes Hauses wurden nach und nach von Neugierigen besetzt. Die Nationalgarde war unter den Waffen. Ein Reisender, der zufällig dahin gekommen wäre, hätte glauben müssen, daß man den Jahrestag eines großen öffentlichen Festes feiere. Welcher Unterschied zwischen der Leichenfeier der beiden Brüder! Für den Herzog weder Pracht noch Begleitung; eine einzige Postchaise von zwei Pferden gezogen; nicht ein unnützer Aufwand, ein Sarg von gewöhnlichem Holze, in Allem dem eines Mannes aus dem Volke ähnlich. Jetzt deckte dasselbe Todtentuch die beiden Särge, den von gesticktem Sammet und den von groben Brettern. Dasselbe Gebet stieg zum Himmel für die Seelen aller Derjenigen, welche unter diesen prächtigen Katafalk ruhten, für den einen, der reich und geehrt starb, dessen umfassendes und mächtiges Genie bis zu seinem letzten Augenblicke seine Gewalt über sein Jahrhundert erhielt, wie für den andern, der seine Tage in Einsamkeit und Verlassenheit endigte, und dessen Intelligenz sich beinahe bis zum Wahnsinn verirrte. Alle beide wurden in die Kapelle der Schwestern des heiligen Andreas gebracht, welche der Fürst selbst gegründet und wo er schon

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Grab seiner Familie hatte bauen lassen. Man senkte zuerst seinen Leichnam, dann den des Herzogs, endlich den Jolanda's in die Gruft. Der schöne Sarg dieses jungen Mädchens, ganz von künstlich getriebenem Silber und von Streifen von glänzend weißem Sammet umgeben, schien mehr bestimmt zu sein, das Boudoir einer schönen Frau zu zieren, als einen Kadaver in Verwesung zu enthalten.

Das Grab schloß sich; alles war beendigt. Wir kehrten in das Schloß zurück, wo, auf Veranstaltung des neuen Herrn, für die Personen welche der Begräbnißfeier beigewohnt hatten, ein Mahl bereitet war. Da fingen wir an, um uns zu schauen, neugierig, zu wissen, wer die Menschen waren, die dem erlauchten Diplomaten die letzte Huldigung gebracht hatten. Wir sahen uns nach allen Seiten um, aber wir waren nicht allzu zahlreich, und wir sahen nur die, die ihm gedient hatten, wir sahen nur dankbare Domestiken. Von allen den Großen der Erde, denen er gedient, von allen denen, die ihm Macht, Ehre und Reichthum verdankten, sahen wir selbst nicht einen.

Gil Blas.

Der achten und neunten Lieferung der Tutti Frutti sind Illustrationen zu Le Sage's Gil Blas, nach den Zeichnungen des geistreichen Gigoux beigegeben. Zur Erläuterung derselben lassen wir hier die betreffenden Stellen dieses klassischen Romanes folgen.

Gil Blas hat das Haus seines Oheims, des Canonicus Gil Perez verlassen, um sich auf die Universität von Salamanca zu begeben. Der Canonicus hat ihm ein Maulthier, vierzig Dukaten und seinen Segen mit auf den Weg gegeben. Schon in dem ersten Nachtquartier, zu Pennaflor, benutzen der Wirth und ein Schmarotzer Gil Blas' Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit, um ihn zu prellen. Am Abend des zweiten Tages kehrt er in Cacabelos in ein einsam stehendes Wirthshaus ein, und wird hier das Opfer der Intrigue eines Maulthiertreibers, der seine Augen auf die junge Frau eines Reisenden geworfen, und die Gesellschaft durch die Beschuldigung, daß man ihm einen Beutel mit hundert Pistolen entwendet, in die Flucht jagt, um dann ungestört dem Gegenstande seiner Neigung einen Antrag machen zu können. Unser Held, ängstlicher als Alle, eilt hinaus, ohne rechts noch links umzuschauen, geräth in einen Wald und will sich eben ins tiefste Dickicht verbergen, als er zwei Reiter vor sich erblickt, die ihn mit vorgehaltener Pistole zwingen, ihnen in ihr Raubnest zu folgen. — Lassen wir Gil Blas selbst den Verlauf seines Abenteuers erzählen.

* „Ich wußte jetzt, bei was für einem Schlag Leute ich mich befand, und man kann sich leicht vorstellen, daß diese Entdeckung meine ursprüngliche Besorgniß zerstreute. Dagegen bemächtigte sich ein größerer und gegründeterer Schrecken meiner Sinne: ich fürchtete, mein Leben sammt meinen Dukaten zu verlieren. Indem ich mich so als ein Schlachtopfer betrachtete, das man zum Altare schleppt, schwankte ich mehr todt als lebendig zwischen meinen beiden Begleitern weiter. Sie merkten, wie sehr ich zitterte, und sprachen mir zu, gutes Muths zu sein; allein vergebens. Wir waren etwa zweihundert Schritte einen Schneckengang hinabgestiegen, als wir in einen Stall kamen, der von zwei großen am Gewölbe oben befestigten eisernen Lampen beleuchtet wurde. Darinnen befand sich ein ansehnlicher Vorrath von Stroh und mehrere Tonnen Gerste. Zwanzig Pferde konnten bequem hier stehen, obgleich in diesem Augenblick nur die zwei da waren, die uns hieher getragen hatten. Ein alter, wiewohl dem Anscheine nach noch ziemlich rüstiger Mohr band sie an die Raufe."

„Hierauf gelangten wir beim düstern Schein einiger andern Lampen, die diese Orte nur zu beleuchten schienen, um ihre ganze Gräßlichkeit zu zeigen, in die Küche, allwo ein altes Mütterchen beschäftigt war, Fleisch am Roste zu braten und überhaupt das Abendessen zuzubereiten. Die Küche war mit den nöthigen Geräthschaften und die unmittelbar anstoßende Speisekammer mit Mundvorrath aller Art versehen. Die Köchin, die ich nothwendig auch beschreiben muß, mochte etwas über sechzig Jahre alt sein. In ihrer Jugend mußte sie brennendblonde Haare gehabt haben; denn die Zeit hatte noch nicht so viel Silber darauf gestreut, daß nicht noch einige Schattirungen ihrer ersten Farbe hervorgeschimmert hätten. Außer einer gelblichen Gesichtsfarbe hatte sie ein spitziges, hervorragendes Kinn und scharf eingekniffene Lippen; eine gewaltige Adlernase prangte über ihrem Munde, und ihre Augen waren mit einem sehr schönen purpurnen Saume eingefaßt."

„Hier, Donna Leonarda," sagte einer der Cavaliere, indem er mich dem holden Engel der Finsterniß vorstellte, „hier haben wir Euch einen jungen Burschen mitgebracht." ** Hierauf wandte er sich gegen mich, und als er mein blasses verstörtes Gesicht bemerkte, sagte er zu mir: „Sei ohne Furcht, mein Freund; man will dir hier nichts zu Leide thun. Es fehlt uns ein junger Mensch, um unsrer Köchin an die Hand zu gehen; wir haben dich getroffen, und du mußt dies für ein Glück halten. Du sollst hier die Stelle des Burschen vertreten, der vor vierzehn Tagen gestorben ist. Er war sehr schwächlich; du siehst kräftiger aus und wirst nicht so bald sterben. Zwar wirst du die Sonne nicht mehr zu sehen bekommen, dagegen soll es dir an einer guten Kost und einem warmen Neste nicht fehlen. Dein täglicher Umgang wird Leonarda sein, die eine recht angenehme Person ist; es wird dir ganz und gar nichts abgehen. Du sollst sogleich sehen," fügte er hinzu, „daß du nicht unter Bett-

* 1. Buch, 4. Capitel.

* Die obere Einfassung des ersten Blattes unserer Illustrationen giebt sein Portrait in doppelter Ansicht.

** s. das erste Blatt der Illustrationen; links.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ler gerathen bist." Mit diesen Worten nahm er ein Licht und befahl mir, ihm zu folgen."

„Zuerst führte er mich in einen Keller, wo ich eine große Menge wohl verpfropfter Flaschen und irdener Krüge erblickte, sämmtlich, wie er sagte, mit einem trefflichen Wein gefüllt. Von da gingen wir durch mehrere Kammern. In der einen lagen Stücke Leinwand, in der andern wollene und seidene Zeuge. Wieder in einer andern erblickte ich Gold und Silber, und eine Menge Tafelgeschirr von demselben Metall in verschiedenen Schränken. Zuletzt kamen wir in einen großen, von drei kupfernen Kronleuchtern erhellten Saal, der noch in andere Zimmer führte. Hier nahm er mich von Neuem in's Verhör. Er fragte nach meinem Namen und warum ich Oviedo verlassen habe; und als ich seine Neugierde befriedigt hatte, sagte er zu mir: „Nun gut, Gil Blas, da du in keiner andern Absicht von Hause Abschied genommen hast, als um ein gutes Unterkommen zu suchen, so mußt du ein wahres Sonntagskind sein, daß du in unsre Hände gefallen bist. Wie gesagt, du wirst hier in Hülle und Fülle leben und bis über die Ohren in Gold und Silber sitzen. Ueberdies bist du vollkommen sicher. Unsere Höhle ist von der Art, daß die Diener der heiligen Hermandad hundertmal in den Wald kommen können, ohne sie ausfindig zu machen; den Eingang weiß Niemand, als ich und meine Kameraden. Du wirst vielleicht fragen, wie wir uns so haben einrichten können, ohne die Aufmerksamkeit der Umgegend auf uns zu ziehen; allein du mußt wissen, mein Freund, daß diese Wohnung nicht unser Werk ist, sondern schon seit uralten Zeiten da steht. Nachdem die Mauren sich Granada's, Arragoniens und beinahe des ganzen Spanien bemächtigt hatten, ergriffen die Christen, die sich dem Joche der Ungläubigen nicht unterwerfen wollten, die Flucht und verbargen sich hier zu Lande, in Biscaya und den beiden Asturien, wohin der tapfere Don Pelayo sich zurückgezogen hatte. Schaarweise zerstreut lebten die Flüchtlinge in den Gebirgen oder Wäldern; sie wohnten theils in Felsenhöhlen, theils richteten sie selbst Höhlen unterhalb der Erde ein, zu welchen letzteren auch diese hier gehört. Später, als es ihnen gelang, ihre Feinde aus Spanien zu vertreiben, kehrten sie in die Städte zurück. Seit dieser Zeit sind ihre Zufluchtsörter Schlupfwinkel für Leute unsres Fachs geworden. Es ist wahr, die heilige Hermandad hat einige entdeckt und zerstört; allein es sind immer noch welche übrig, und, dem Himmel sey's gedankt, ich wohne schon fünfzehn Jahre hier ganz unangefochten. Ich heiße Hauptmann Rolando,* bin das Haupt der Gesellschaft, und der Mann, den du bei mir sahst, ist einer meiner Cavaliere."

Kaum hatte Capitain Rolando seine Erzählung geschlossen, als sein Lieutenant und fünf Mann von der Bande, mit reicher Beute beladen, zurückkehren. Ein lustiger Schmaus beginnt, und unser Gil Blas erbt von der würdigen Leonarda das Amt eines Mundschenken: ein neuer Ganymed an die Stelle der alten Hebe! Der Hauptmann und nach ihm seine ehrlichen Genossen, erzählen während der Tafel die Abenteuer, die sie zur Ergreifung ihres jetzigen Handwerks bestimmt haben, bereiten sich zu ihrem nächsten Feldzuge vor, und jeder geht auf sein Zimmer, um den Schlaf zu finden, den der betrübte Gil Blas vergeblich sucht.

Mittlerweile macht Gil Blas einen Versuch zur Flucht aus der Räuberhöhle, der durch die Wachsamkeit des uns schon bekannten Mohren, Domingo, vereitelt und durch den edlen Eifer desselben Quälgeistes mit einer recht ansehnlichen Tracht Schläge belohnt wird. Unser hoffnungsvoller Musensohn läßt indeß den Muth nicht sinken, und schlägt einen besseren Weg zu seinem Ziele ein, den der Verstellung; er gewinnt nach und nach die Gunst des Hauptmannes und seiner Leute, wird nach sechs kläglich durchlebten Monaten in den Kreis der Räuber aufgenommen und schickt sich nunmehr zu seinem ersten Feldzuge an, den er in folgenden Worten beschreibt.** „Capitän Rolando an der Spitze verließen wir beim Anbruch eines Septembermorgens die Höhle." Ich war, wie die andern Räuber, mit einem Karabiner, zwei Pistolen, einem Degen und einem Spieße bewaffnet, und ritt ein ziemlich gutes Pferd, das demselben Edelmanne angehört hatte, dessen Kleider ich trug. Da ich so lange im Dunkeln gelebt hatte, machte mich der heraufdämmernde Tag im Anfang blind, doch nach und nach gewöhnten sich meine Augen wieder daran."

„Wir ritten an Ponferrada vorbei und legten uns in einem Wäldchen, das an die Landstraße von Leon stieß, in Hinterhalt. Hier lauerten wir, ob das Glück uns ein gutes Wild in's Garn jagen würde, als wir einen Dominicaner gewahrten, der gegen die Gewohnheit dieser edeln Herren auf einem schlechten Maulthier herbeigeritten kam. „Gott sei Dank!" rief der Hauptmann lachend, „hier kann Gil Blas sein Meisterstück machen; er soll uns diesen Mönch ausziehen. Wir wollen sehen, wie er sich anläßt." Alle erklärten, das Geschäft passe wirklich für mich, und ermahnten mich, mich gut zu halten. „Meine Herren," erwiderte ich, „ihr sollt zufrieden sein, ich will den Pater bis auf's Hemd ausziehen und auch sein Maulthier hieher bringen." — „Nein, nein," sagte Rolando, „es ist nicht der Mühe werth; bring' du uns nur die Börse Sr. Hochwürden: mehr verlangen wir nicht." Somit sprengte ich auf den Pfaffen zu, den Himmel im Voraus um Verzeihung für die Sünde bittend, die ich begehen wollte. Gerne hätte ich diesen Augenblick benützt, um zu fliehen; allein die Mehrzahl der Räuber war noch besser beritten als ich. Sie würden mir nachgesetzt und mich bald eingeholt haben, oder vielleicht hätten sie mir auch eine Salve aus ihren Karabinern nachgeschickt, wobei ich mich schlecht befunden hätte. Somit konnte ich diesen kitzlichen Versuch nicht wagen. Ich näherte mich dem Pater, setzte ihm ein Pistol auf die Brust und forderte ihm seine Börse ab. Er hielt schnell an, betrachtete mich und sagte, ohne sehr zu erschrecken: „Mein Sohn, du bist noch sehr jung und treibst frühzeitig ein schändliches Gewerbe." — „Mein

* Das erste Blatt der Illustrationen (rechts) gibt sein Bild.

* 1. Buch, 8. Capitel.

** s. das zweite Blatt der Illustrationen; links.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Vater," antwortete ich ihm, „so schändlich es auch ist, so wünschte ich doch, es schon früher angefangen zu haben." — „Ach, mein Sohn," versetzte der gute Klostermann, der den wahren Sinn meiner Worte nicht begreifen konnte; „was sagst du? welche Verblendung! Laß mich dir den unseligen Zustand vorstellen..." — „Herr Pater," unterbrach ich ihn heftig, „behaltet Eure Moral für Euch, wenn ich bitten darf. Ich gehe nicht auf die Heerstraßen, um Predigten anzuhören: ich will Geld!" — „Geld?" rief er erstaunt. „Du mußt einen schlechten Begriff von der christlichen Liebe und Milde der Spanier haben, wenn du glaubst, daß Leute meines Standes Geld nöthig hätten, um in Spanien zu reisen. Laß dich eines Bessern belehren. Man empfängt uns überall freundlich und beherbergt uns, ohne etwas Anderes als unsere Gebete zu verlangen. Kurz, wir führen auf der Reise kein Geld bei uns, sondern verlassen uns auf die Vorsehung." — „Nicht so ganz," erwiderte ich; „um der Vorsehung ganz sicher zu sein, nehmt ihr immer blanke Goldstücke mit auf den Weg. Aber," setzte ich hinzu, „wir wollen dem Spaß ein Ende machen, Herr Pater. Meine Kameraden hier im Walde werden ungeduldig: werft sogleich Eure Börse auf den Boden, oder ich schieße Euch über den Haufen."

„Bei diesen Worten, die ich mit einer drohenden Geberde begleitete, schien der Mann Gottes für sein Leben besorgt zu sein. „Warte," sagte er zu mir, „weil es denn sein muß, so will ich dich befriedigen. Ich sehe wohl, daß man bei euch Herren mit rhetorischen Figuren nicht auskommt." Somit zog er einen dicken gemsledernen Beutel unter seiner Kutte hervor und ließ ihn auf den Boden fallen, worauf ich ihm erklärte, er könne jetzt weiter ziehen. Er ließ sich dies nicht zweimal sagen und stieß sein Maulthier in die Seiten, das auch recht wacker davontrabte,* obschon ich es im Anfang nicht für besser gehalten hatte, als das meines Oheims. Während er sich aus dem Staube machte, stieg ich ab und hob die Börse auf, die mir gewichtig schien. Dann schwang ich mich schnell wieder auf mein Thier und ritt in den Wald zurück, wo die Räuber mich mit Ungeduld erwarteten, um mir zu meinem Siege Glück zu wünschen. Sie drängten sich so sehr herzu, mich zu umarmen, daß ich kaum Zeit hatte, abzusteigen. „Bravo, Gil Blas!" sagte Rolando, „du hast dich vortrefflich gehalten. Ich habe während deiner Expedition kein Auge von dir gewandt und dein ganzes Betragen beobachtet; ich prophezeie dir, daß du mit der Zeit ein ausgezeichneter Heerstraßenräuber werden wirst." Der Lieutenant und die Andern stimmten in diese Prophezeiung ein und versicherten mich, daß ich sie unfehlbar dereinst wahr machen werde. Ich dankte ihnen für ihre gute Meinung und versprach, mir alle Mühe zu geben, um dieselbe zu rechtfertigen."

„Nachdem sie mich um so mehr gelobt hatten, je weniger ich es wirklich verdiente, kam ihnen die Lust an, die Beute, die ich erobert, genauer in's Auge zu fassen. „Wir wollen doch sehen," sagten sie, „was der Pfaffe in seiner Börse hat. Sie muß wohl gespickt sein," fuhr einer von ihnen fort, „denn diese edlen Herren reisen nicht wie Pilger." Der Hauptmann knüpfte die Börse auf, öffnete sie und zog zwei oder drei Handvoll kleine Kupfermünzen, Agnusdei und Scapuliere hervor. Beim Anblick dieser ungewohnten Beute brachen sämmtliche Räuber in ein unbändiges Gelächter aus. „So wahr Gott lebt!" rief der Lieutenant, „wir sind Gil Blas großen Dank schuldig; er hat durch seinen Proberaub Glück und Segen über die ganze Bande gebracht." Auf diesen Witz folgten eine Menge andere. Die Schurken, besonders der Apostat, fingen an sich über die Sache lustig zu machen, und rissen eine Menge Witze, die ihre tiefe moralische Verdorbenheit beurkundeten. Ich allein lachte nicht; die Spötter hatten mir alle Lust dazu benommen, da sie mich hauptsächlich zur Zielscheibe ihres Witzes machten. Jeder gab mir einen Hieb und zu guter Letzt sagte der Hauptmann: „Mein' Seel' Gil Blas, ich rathe dir als guter Freund, dich nicht mehr mit Pfaffen einzulassen: die Leute sind zu fein und zu schlau für dich."

Der Erfolg dieses Tages schien sich indeß einzig auf dies lächerliche Abenteuer beschränken zu wollen, als die Räuber gegen Abend einen von drei Reitern begleiteten Wagen bemerkten, und sogleich den Angriff beschlossen. Gil Blas hatte während des hartnäckigen Gefechts, das sich entspann, die Augen in Todesangst geschlossen, und öffnete sie erst dann wieder, als er seine Kameraden „Victoria" rufen hörte, und die Begleiter des Wagens todt auf dem Wahlplatze sah. In dem Wagen fand man eine Dame, die während des Gefechts in Ohnmacht gefallen und außerordentlich schön war. Während der Hauptmann seine Augen an ihr weidete** plünderten seine Gefährten den Wagen, nahmen alles Werthvolle mit sich, und nachdem einer der stärksten und bestberittenen Räuber die Dame zu sich auf sein Pferd gehoben, zogen Alle der Höhle zu.

** „In unsre Höhle kamen wir erst bei tiefer Nacht zurück. Dann wurden vor Allem die Thiere in den Stall geführt, wo wir sie selbst an die Raufe binden und mit Futter versehen mußten, weil der alte Neger seit drei Tagen das Bett hütete. Außer einem heftigen Anfall von Podagra war er an allen Gliedern gelähmt, und konnte nur noch die Zunge rühren, die er auch dazu benutzte, in schrecklichen Gotteslästerungen seine Ungeduld an den Tag zu legen. Wir ließen den Elenden fluchen und toben, und verfügten uns nach der Küche, wo wir unsre ganze Aufmerksamkeit der Dame zuwandten, die von den Schatten des Todes umlagert schien. Nach vielen Bemühungen gelang es uns, die Ohnmächtige wieder in's Leben zu rufen. Allein sobald sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder erhalten hatte und sich von so vielen unbekannten Männern umgeben sah, fühlte sie mit Schaudern den ganzen Umfang ihres Unglücks. Alle Schauer des Schmerzes und der Verzweiflung malten sich in ihren Augen, die sie zum Himmel erhob, als wollte sie ihm die Unbilden klagen, die ihr drohten. Dann erlag

* s. die untere Einfassung des zweiten Blattes der Illustr.

* s. die obere Einfassung des zweiten Blattes der Illustr.
** I. Buch, 10. Capitel.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie auf einmal diesen Schreckbildern, fiel auf's Neue in Ohnmacht, ihre Wimpern schlossen sich wieder, und die Räuber glaubten schon, der Tod wolle ihnen ihre Beute entreißen. Der Hauptmann aber, der es für rathsamer hielt, sie sich selbst zu überlassen, als mit neuen Bemühungen zu quälen, befahl, sie auf Leonarda's Bett zu bringen und ganz allein zu lassen, mochte daraus erfolgen, was da wollte."

„Wir gingen in den Saal, wo einer der Räuber, ein ehemaliger Wundarzt, die Wunden des Lieutenants und des andern Cavaliers besichtigte und Wundbalsam darauf legte. Nach der Operation wurden die Koffer geöffnet. Die einen waren mit Spitzen und Weißzeug, die andern mit Kleidern angefüllt; im letzten aber, den man öffnete, fanden sich einige Beutel voll Pistolen, was die Herren Interessenten ungemein erfreute. Nach dieser Visitation machte die Köchin den Schenktisch zurecht und trug das Abendessen auf. Zuerst unterhielten wir uns von dem großen Siege, den wir erfochten, worauf sich Rolando zu mir wandte mit den Worten: „Gesteh' es, Gil Blas, gesteh' es nur, guter Junge, du hast gewaltig Angst gehabt." Ich erwiederte, ich müsse es ehrlich zugeben, allein sobald ich nur zwei oder drei Feldzüge mitgemacht hätte, würde ich mich schlagen trotz einem Ritter von Arthur's Tafelrunde. Die ganze Gesellschaft nahm meine Partei und sagte, man müsse mir verzeihen, der Kampf sei etwas lebhaft gewesen, und für einen jungen Menschen, der noch kein Pulver gerochen, habe ich mich nicht schlecht herausgebissen."

„Hierauf kam das Gespräch auf die Maulthiere und Pferde, die wir mitgebracht hatten. Es wurde beschlossen, am andern Morgen in aller Frühe insgesammt nach Manzilla zu reiten, wo man von unsrer That wahrscheinlich noch nichts wissen werde, und sie dort zu verkaufen. Nachdem man darüber einig war, vollendeten wir unser Mahl und gingen wieder in die Küche, um nach dem Befinden der Dame zu sehen."

„Sie war noch in demselben Zustande, und wir glaubten, sie würde die Nacht nicht überleben. Deßungeachtet, obschon sie nur noch ein Fünkchen von Leben zu besitzen schien, konnten mehrere Räuber es nicht unterlassen, ein ruchloses Auge auf sie zu werfen und eine viehische Begierde auszudrücken, die sie auch befriedigt haben würden, wenn nicht Rolando ihnen vorgestellt hätte, sie sollten doch wenigstens so lange warten, bis die Dame aus ihrem verzweifelten Zustande zu sich gekommen wäre. Die Ehrfurcht vor dem Hauptmann hielt ihre Lüsternheit im Zaum, sonst hätte nichts die Dame retten können; vielleicht nicht einmal der Tod hätte ihre Ehre in Sicherheit gestellt."

„Wir überließen die Unglückliche abermals ihrem Zustande; Rolando begnügte sich, Leonarda mit ihrer Pflege zu beauftragen, und Jeder ging auf seine Kammer. Ich für meine Person überließ mich auf meinem Lager nicht dem Schlafe, sondern beschäftigte mich einzig und allein mit dem Unglück der Dame. Ich zweifelte nicht daran, daß sie aus vornehmem Stande sei, und fand ihr Schicksal nur um so beklagenswerther. Nicht ohne Schaudern konnte ich an die Abscheulichkeiten denken, die ihrer warteten, und ich fühlte so inniges Mitleid mit ihr, wie wenn ich durch Bande des Bluts oder der Freundschaft an sie geknüpft gewesen wäre. Endlich nach langen Klagen über ihr Loos sann ich auf Mittel, ihre Ehre aus der drohenden Gefahr zu retten und zugleich selbst aus der Höhle zu entkommen. Es fiel mir ein, daß der alte Mohr sich nicht rühren konnte, und daß seit seiner Unpäßlichkeit die Köchin den Gitterschlüssel hatte. Dieser Gedanke erhitzte meine Einbildungskraft und brachte mich auf einen Plan, den ich wohl überlegte und dann sogleich folgendermaßen auszuführen begann."

„Ich stellte mich, als hätte ich die Kolik, und fing an zu wimmern und zu ächzen, dann aber nach und nach laut aufzuschreien. Die Räuber erwachten, sammelten sich bald um mich und fragten, warum ich so schreie. Ich antwortete, ich habe entsetzliches Bauchgrimmen, und zum Beweis knirschte ich mit den Zähnen, schnitt schreckliche Grimassen, gerieth in Verzuckungen und warf mich auf die auffallendste Art auf meinem Lager herum. Dann wurde ich auf einmal ruhig, wie wenn die Schmerzen ein wenig nachgelassen hätten. Einen Augenblick darauf fing ich auf's Neue an, Sprünge auf meinem Lager zu machen und die Hände zu ringen. Kurz, ich spielte meine Rolle so gut, daß die Räuber mit aller ihrer Schlauheit sich täuschen ließen und in der Meinung, ich habe wirklich schreckliches Leibschneiden, auf's eifrigste bemüht waren, mir Linderung zu verschaffen. Der Eine bringt eine Flasche Branntwein, die ich halb hinunterstürzen muß, ein Anderer setzt mir gegen meinen Willen ein Süßmandelöl-Klystier an, ein Dritter wärmt eine Serviette und legt sie mir glühendheiß auf den Bauch. Ich mochte um Barmherzigkeit schreien, solang ich wollte, sie schrieben mein Geschrei der Kolik zu und fuhren fort, mir wirkliche Schmerzen zu verursachen, um mich von meinen erheuchelten zu erlösen. Endlich, als ich es nicht länger aushalten konnte, sah ich mich genöthigt, ihnen zu erklären, daß ich keine Schmerzen mehr empfinde, und beschwor sie, mich in Ruhe zu lassen. Sie hörten auf, mich mit ihren Heilmitteln zu quälen, und ich hütete mich wohl, auf's Neue zu klagen, um nicht abermals in ihre hülfreichen Hände zu fallen."

„Nach diesem Auftritte, der gegen drei Stunden gedauert hatte, glaubten die Räuber, es müsse nächstens Tag sein, und machten sich fertig, um nach Manzilla zu reisen. Jetzt spielte ich auf's Neue den Hanswurst. Ich wollte aufstehen, damit sie glauben sollten, ich habe große Lust, sie zu begleiten; allein sie ließen es nicht zu. „Nein, nein, Gil Blas," sagte Senner Rolando, bleib' du hier, mein Sohn: deine Kolik möchte wieder kommen. Du kannst ein ander Mal mit uns gehen; für heute bist du zu schwach dazu." Ich glaubte, nicht darauf bestehen zu müssen, aus Furcht, man möchte mich doch zuletzt beim Wort nehmen: deßhalb stellte ich mich sehr betrübt, sie nicht begleiten zu können, und machte meine Sachen so natürlich, daß sie ohne den mindesten Argwohn mit einander fortritten."

„Nach ihrer Abreise, die ich gerne durch meine Wünsche beschleunigt hätte, sprach ich zu mir selbst: „Jetzt gilt es, Gil Blas, jetzt mußt du Entschlossenheit zeigen. Waffne

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dich mit Muth, um das so glücklich Angefangene zu Ende zu führen. Domingo ist nicht im Stande, deinem Unternehmen etwas in den Weg zu legen, und Leonarda kann seine Ausführung nicht hindern. Ergreife diese Gelegenheit zur Flucht, du wirst vielleicht nie eine günstigere finden." Dieser Gedanke erfüllte mich mit Zuversicht. Ich stand auf, nahm Degen und Pistole und ging nach der Küche, blieb aber vor der Thüre stehen, um Leonarda, die ich reden hörte, zu belauschen. Sie sprach mit der unbekannten Dame, die sich nunmehr erholt hatte und im Gefühl ihres Unglücks bittere Thränen vergoß. „Weint nur, meine Tochter," sagte die Alte zu ihr, „ergießet Euer Herz in Thränen und Seufzern; dies wird Euch Erleichterung verschaffen. Euer Schmerz wird sich nach und nach legen, und Ihr werdet Euch an das Leben mit unsern Herren gewöhnen. Es sind Ehrenmänner, die Euch besser behandeln werden, als eine Prinzessin; sie werden Euch tausend Gefälligkeiten erweisen und täglich ihre Liebe bezeigen. Manche Frau würde sich an Euern Platz wünschen."

„Weiter ließ ich die Alte nicht schwatzen. Ich stürzte hinein, setzte ihr ein Pistol auf die Brust und forderte ihr mit drohender Geberde den Gitterschlüssel ab. Sie war bestürzt, und obgleich schon nahe am Ende ihrer Laufbahn, hing sie doch noch zu sehr am Leben, um eine abschlägige Antwort zu wagen. Als ich den Schlüssel in Händen hatte, wandte ich mich an die tiefbetrübte Dame mit den Worten: „Sennora, der Himmel schickt Euch einen Befreier. Stehet auf und folget mir; ich will Euch hinführen, wohin Ihr nur wollt." Die Dame war gegen diese Anrede nicht taub; meine Worte machten einen solchen Eindruck auf sie, daß sie alle ihre Kräfte zusammenraffte, aufstand, sich zu meinen Füßen warf und mich beschwor, ihre Ehre zu retten. Ich hob sie auf und versicherte sie, daß sie auf mich zählen könnte. Sodann nahm ich einige Stricke, die ich in der Küche bemerkte, und band Leonarden mit Hülfe der Dame an den Fuß eines großen Tisches; zugleich drohte ich ihr, sie niederzustoßen, wenn sie den geringsten Laut von sich gäbe. Ueberzeugt, daß ich mein Wort erfüllen werde, wenn sie sich den leisesten Widerspruch erlaubte, entschloß sich die gute Frau, mich nach Belieben walten zu lassen."

„Nun zündete ich eine Wachskerze an und ging mit der Unbekannten nach dem Zimmer, wo das Gold und Silber lag. Dort füllte ich alle meine Taschen mit Pistolen und Dublonen an und forderte die Dame auf, gleichfalls zuzugreifen, da sie sich dadurch ja nur ihr rechtmäßiges Besitzthum wieder aneigne, was sie denn auch ohne weitere Bedenklichkeiten that. Nachdem wir uns tüchtig versehen*, gingen wir nach dem Stall, wo ich mit gespannten Pistolen allein eintrat. Ich dachte mir, der alte Mohr würde mich trotz seines Podagras und Gliederreißens mein Pferd nicht ruhig satteln und zäumen lassen, und war entschlossen, ihn auf Einmal von allen seinen Krankheiten zu heilen, wenn er sich beikommen ließe, den Unangenehmen zu spielen; allein glücklicher Weise war er durch seine früheren, so wie durch seine gegenwärtigen Schmerzen so geschwächt, daß ich mein Pferd aus dem Stall zog, ohne daß er es nur zu bemerken schien. Die Dame erwartete mich vor der Thüre. Wir schlugen schnell den Gang ein, der zur Höhle hinaus führte, gelangten an's Gitter, öffneten es und kamen endlich zur Fallthüre. Es kostete uns viele Mühe, sie aufzuheben, oder vielmehr, wir bedurften dazu neuer Kräfte, und diese verlieh uns die Sehnsucht nach Befreiung.

Der Tag begann zu grauen, als wir uns aus dem Abgrund erlöst sahen. Wir beschlossen, uns auf's schleunigste zu entfernen. Ich schwang mich in den Sattel, die Dame hinten auf, und so galoppirten wir auf dem ersten Fußwege, der sich vorfand, fort, und kamen bald aus dem Walde und in eine von mehreren Wegen durchschnittene Ebene. Ich schlug auf gut Glück einen davon ein, war aber in Todesangst, er möchte uns nach Mansilla führen, und wir Rolands und seinen Kameraden begegnen, was sehr leicht hätte geschehen können. Glücklicher Weise war meine Besorgniß ungegründet. Wir kamen gegen zwei Uhr Nachmittags in der Stadt Astorga an. Dort bemerkte ich Leute, die uns mit außerordentlicher Aufmerksamkeit betrachteten, wie wenn es etwas Neues für sie gewesen wäre, eine Frau hinter einem Manne zu Pferd zu sehen. Wir stiegen vor dem ersten Wirthshaus ab, wo ich sogleich Befehl gab, ein Rebhuhn und ein Kaninchen an den Spieß zu stecken. Bis dies fertig wurde, führte ich einstweilen die Dame nach einem Zimmer, wo wir mit einander zu reden anfingen, was unterwegs bei dem schnellen Ritte nicht möglich gewesen war. Sie gab mir ihren herzlichsten Dank für den ihr geleisteten Dienst zu erkennen und sagte, sie könne sich nach einer so edlen That unmöglich überreden, daß ich ein Genosse der Räuber sey, denen ich sie entrissen habe. Um sie nun in dieser guten Meinung zu bestärken, erzählte ich ihr meine Geschichte. Dies bewog sie, mir ihr Vertrauen zu schenken und die Geschichte ihres Unglücks mitzutheilen.

* S. das zweite Blatt der Illustr.

Die Londoner fashionable Gesellschaft.

Unter die zahlreichen Eigenthümlichkeiten der Engländer gehört eine ausnehmende Empfindlichkeit gegen jede Kritik ihrer Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, und eine unvertilgliche Erbitterung gegen die Individuen, welche so keck sind, dergleichen zu wagen. Wenn ein Ausländer, der nicht très répandu dans la société hier ist, seine Ansichten über das Land niederschreibt, so wird er verschrieen als Ignorant von Anmaßung, dessen Meinungen keine Beachtung verdienen; ist er aber wirklich très répandu gewesen, so werden alle Schalen des Zorns auf sein unglückliches Haupt geleert. Schildern, was er gesehn hat, wird ihm als eine höchst indelikate Verletzung der Schicklichkeit und der Gastespflicht angerechnet.

TUTTI FRUTTI. 9

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sagen, daß die schwerfällige Pracht aristokratischer Diners den Gästen manchmal einen Zwang auferlegt, gilt bei einem Mann, der mit den Lords A B C gespeist hat, für eine ungeziemende Verletzung der **bienséances**; und bemerken, daß Soireen von 3, 4 — 500 Personen in verhältnißmäßig kleinen Sälen nicht angenehm sind, heißt allen Convenancen Hohn gesprochen. Wenn Persönlichkeiten aufgeführt werden, was, wie ich zugebe, immer tadelnswerth sein mag, so ist alle Welt in Waffen. Die Gelobten glauben nicht hinlänglich gelobt zu sein; die nicht Genannten sehen sich als beleidigt an, und die, wenn auch noch so leise, Getadelten sind wüthend. Daher darf man sich nicht wundern, daß die bisher erschienenen Bücher über die englischen Sitten mangelhaft waren. Die einer treffenden Schilderung unausbleiblich harrende Strafe wird wahrscheinlich von dem Versuch abschrecken.

Die Engländer sind so ausnehmend egoistisch, daß sie alle Fremden als Aufdringliche in ihrer Gesellschaft ansehen. Personen, die nicht auf dem Laufenden der Gegenstände des Tages sind, die nichts von den Freundschaften und Feindschaften aller der Cliquen untereinander, von den **brouilleries**, den scandalösen und lächerlichen Geschichten der Individuen wissen, aus denen sie bestehen; die die Anspielungen und **demi-mots** ihrer Umgebungen nicht verstehen, können von einem ächten Fashionable des exclusiven Kreises nicht anders denn als abgeschmackt und langweilig betrachtet werden.

Zwar bisweilen dehnen diese Kreise ihre Gunst auf Fremde aus, welche kommen in der unbestreitbaren Gestalt eines Fürsten, eines renommirten Diplomaten oder eines Literaten von anerkanntem Ruf. Diese werden aufgenommen als Löwen in der großen Menagerie der Fashion; sie werden geätzt und angestarrt, und dienen, die täglich in der Morgenpost veröffentlichte Liste von fremden Gästen zu verlängern. Bleiben sie nur kurz in London, so reisen sie mit dem Glauben ab, daß seine feingesitteten Einwohner das gastlichste Volk auf der Welt seien, und daß seine Cirkel ein beständiges glänzendes Fest darbieten. Aber sie lassen sich nicht träumen, daß ihr Ruf und nicht ihr Verdienst ihnen solche schmeichelhafte Aufmerksamkeit zuwendete. Werden sie im Gespräch auf die Gegenstände geführt, in welchen sie sich Auszeichnung erworben haben? Verräth irgend Jemand das geringste Interesse hinsichtlich ihrer persönlichen Neigungen und Studien, oder der Eindrücke, welche die ihnen neuen Scenen auf sie gemacht haben? Nein! Wenn ihre Namen in allen Zeitungen sind ausposaunt worden, daß sie so oft als der Brauch ist bei L — und D und S — dinirt, soupirt, dejeunirt haben, und ihre Gesichter hinlänglich gesehen worden sind in dem buntscheckigem Gewühle, das man die fashionable Welt nennt, dann werden die Leute, die zuerst, vermöge der durch das Programm von ihren Ansprüchen auf Auszeichnung erweckten Neugier, sie angestiert haben, allgemach gewohnt „des sonderbar aussehenden Mannes mit der braunen Perücke und dem Stern" oder des „schlecht angezogenen Mannes mit der Ordensdecoration im Knopfloch" oder „des Mannes mit der Brille und dem Kahlkopf, der so dumm aussieht" und denken nicht mehr an sie. Wenn aber ein Curtius der Gesellschaft sich großmüthig einmal eine halbe Stunde lang aufopfert, indem er sich in die Kluft der Unterhaltung mit einem der exotischen Ehrenmänner stürzt, so macht er sich ein boshaftes Vergnügen daraus, sie zu mystificiren; er nickt dem Aussprechen ihrer irrigen Ansichten Zustimmung, und gibt durch ein wohl anständiges Achselzucken oder ablehnendes Schütteln des Kopfes seine Nichtübereinstimmung zu erkennen mit solchen, welche sie mit größerem Rechte angenommen haben, die aber zufällig nicht mit seinen Vorurtheilen oder mit seiner Freude am Unglück zusammentreffen.

Der aufgeklärte Fremde entdeckt jetzt, daß der Redner, dessen Beredsamkeit im Ausland Bewunderung erregt, zu Haus wenig geachtet ist, weil er durch das falsche Prisma entgegengesetzter Politik betrachtet wird, daß der Autor, dessen Werke in anderen Ländern ebenso enthusiastisch gepriesen als allgemein gelesen worden, in seinem Vaterland unterschätzt wird, weil er krauses Haar hat, oder weil er sich zu viel oder zu wenig nach der Fashion kleidet (beide Verbrechen geben genügenden Grund, ihn zu verschreien), oder gelbe Handschuhe trägt. Kurz die Reputationen, die auf dem Continent gestempelt sind mit dem Beifall aller Männer von Genius, welche Frankreich, Deutschland und Italien aufzuweisen hat, werden gering geschätzt in dem Land, das ihre Inhaber erzeugte; und die Wahrheit des alten Sprüchworts, daß kein Prophet in seinem Vaterland etwas gelte, bestätigt sich nirgends so vollkommen und so oft, wie in England. —

Eine Londoner Saison gleicht den römischen Saturnalien, während welcher, obgleich vollkommene Freiheit gestattet ist, man doch die Ketten der Sklaven unter dem Tanzen klirren hört. Hier sind Alle Sklaven, ja, wirkliche Sklaven,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und zwar Sklaven des tyrannischsten unter allen Despoten — des Tons. Scheint es nicht absurd, daß die Mode, die ihr in Frankreich beherrscht und als einen Zuwachs zu den Vergnügungen betrachtet, bei uns Engländern zu einer Despotin erhoben wird, die, wie alle Despoten, an ihren Unterthanen die Schwäche rächt, die zu ihrer Erhebung führte, indem sie sie aller Willenskraft, oder wenigstens alles Gebrauchs derselben beraubt. Endlos sind die Opfer, die dieser Jaggernaut fordert und die Bußen, die er auferlegt; aber bei ihrer Unterwerfung unter die Gebote dieses Götzen werden seine Vasallen in der Pflicht und Ordnung gehalten durch den allseitigen Wetteifer in schmachvoller Unterthänigkeit. So selten sind in der That die vorkommenden Beispiele von Widerspänstigkeit, daß diese zweifüßigen Möpse selten an die Möglichkeit der Auflehnung erinnert werden.

Nichts kann unbestimmbarer sein als dies imaginäre Gut, und doch gibt es nichts Tyrannischeres, als die Gesetze und Opfer, die es auferlegt. Es schreibt gewisse Stadttheile zum Wohnsitz für seine Anhänger vor; gewisse Personen, deren Bekanntschaft, koste es was es wolle, gepflegt werden muß, und gewisse andere, die eben so ängstlich zu meiden sind; gewisse Equipagen, in welchen die élégants zu erscheinen haben, und gewisse Orte, wo man sich mit den Equipagen zeigt; gewisse Gewerbsleute, an die man sich halten muß; einen gewissen Styl des Aufwandes in der Pracht bei Mahlzeiten, den man annehmen muß, und gewisse Gäste, deren Anwesenheit als unerläßlich gilt. Da nun die Befolgung aller dieser Gesetze Kosten erfordert, die nicht selten die Mittel der Jünger des Tons weit übersteigen, so darf man sich nicht wundern, daß sie oft in Verlegenheiten gerathen, welche mit Ruin, oder mit Verbrechen, oder deren schlimmen Folgen endigen. Sobald sie den angenommenen Schein nicht mehr behaupten können, werden sie mit Schmach aus dem Kreise vertrieben, in welchen Eintritt zu gewinnen sie Vermögen und Ruf geopfert.

Um diesen mehr als morgenländischen Tyrannen sich günstig zu machen, knüpfen seine Unterthanen neue Freundschaften mit Personen, die sie nicht achten können und brechen alte mit ihnen lieben Personen ab. Selbst die Bande des Bluts werden auf seinen Wink verletzt, denn welcher Sohn, welche Tochter könnten ihre Zärtlichkeit gegen die Urheber ihres Daseins bethätigen, wenn sie Gefahr liefen, dafür aus dem Kreis der Fashion ausgeschlossen zu werden? Der tadelnswürdigste und offenkundigste schlechte Wandel wird geduldet, wenn die betroffene Person à la mode ist; die unangenehmsten Personen werden fetirt, und die Geistlosesten sind gesucht, wenn einmal das Siegel der Fashion auf ihren Paß gedruckt ist.

Die Fashion regiert allmächtig in London. Ihr Stempel verleiht dem schlechtesten Metall Cours. Männer von schlechtem Ruf, und Frauen, die gar keinen mehr haben, werden durch die Macht der Fashion in der Gesellschaft, welche sie beherrscht, in der Höhe gehalten; und Personen von hoher Geburt und Stellung, mit unbeflecktem Namen, können zurückgewiesen werden, wenn die chamäleonsmäßige Gottheit sie kalt ansieht.

Die Günstlinge der Fashion sind in der That ein buntscheckiger Haufen. Schönheit, Tugend, Geist oder Gutherzigkeit findet man selten darunter, aber dafür ist ein Ueberfluß an Lasterhaften, Abgeschmackten, Frivolen und Unverschämten. Lady So uod So wird in den Clubs und Coterien genannt als eine Dame, die ihren Bewunderern, jedem einzeln, eben so viel Grund zur Klage gebe, als ihrem Gemahl. Ihre Bekannten im Allgemeinen und ihre besondern Freunde suchen die Gerechtigkeit der Anklage nicht zu läugnen; aber Lady So und So ist eine fashionable Dame und wird demgemäß überall empfangen. Lord So und So oder Mr. So und So sollen viele Männer und noch mehr Frauen ruinirt haben; man hat sie in Verdacht der Gewandtheit im Spiel und großer Geschicklichkeit in der Berechnung, die den geschicktesten Taschenspielern Ehre machen würde; aber es sind Männer von Fashion, und als solche haben sie überall Zutritt, wo der Fashion gehuldigt wird.

Selbst auf leblose Gegenstände erstreckt sich der tückische und allmächtige Einfluß dieses moralischen Upasbaumes. Zeit und Ort werden von ihr gleicherweise beherrscht; und selbst die Orte für Fahrten und Spaziergänge haben nicht nur ihre locale und wirkliche, sondern auch ihre periodisch wechselnde Fashion. Sonntag für Sonntag (aber nur an diesem magischen Tag!) sieht man Schaaren unseres Geschlechts in den zoologischen Gärten sich drängen, um zugleich ihre schönen Kleider und Liebeleien und die Proben ihrer Neigung für das Studium der Naturgeschichte zur Schau zu tragen in dem sie begleitenden Zuge zweifüßiger Geschöpfe, die, obgleich viel lächerlicher, doch unendlich weniger unterhaltend sind, als die in den Käfigen rings umher. Fragt man sie, warum sie Sabbath für Sabbath diesen Platz besuchen, da sie doch längst schon ihre naiven Be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

merkungen über die Paviane erschöpft haben, so antworten sie: „Es kommt Jedermann hin — es ist da ein solches Menschengewühl," und weil an diesem Tage allein der Pöbel — ihr Synonymon für Volk — nicht herein darf.

Ueberall gesehen zu werden, an den Orten wenigstens, wo die Leute von Fashion sich zusammenfinden, scheint für den Engländer etwas Unerläßliches, und dem Anschein nach ist es ebenso wesentlich, den ennui, den man empfindet, auszusprechen. Nacht für Nacht hört man sich über die Hitze, das Gedränge und die Langeweile beklagen; aber die Menschen, welche diese Klagen ausstoßen, wären doch au désespoir, wenn sie nicht an den Qualorten gegenwärtig wären. Nicht als ob sie den ennui, worüber sie klagen, nicht wirklich empfänden; aber sie fürchten, ihr Wegbleiben würde als Folge einer nicht an sie ergangenen Einladung betrachtet werden — ein Unglück, das der Ausstoßung aus der Kaste gleich käme.

Uebrigens brauchen sie sich keine Mühe zu geben, um bei ihren Belustigungen, die nach ihrem eigenen Geständniß nur ennui geben, selbst auch ennuyant zu erscheinen, denn diese Eigenschaft scheint ihrer Natur angeboren. Dennoch sind sie eitel auf die vermeintliche Superiorität, welche, wie sie glauben, in ihrem Zurschautragen eines ekeln und verwöhnten Geschmacks liegen soll, indem sie jenen krankhaften Zustand geistiger Leerheit, welcher die Folge unmäßiger Ueppigkeit und des Müßiggangs ist, für Verfeinerung halten. Die englischen Fashionables sind die einzigen Leute, welche unbedenklich ihre geistigen Krankheiten zur Schau stellen, obgleich sie ihre leiblichen Gebrechen sorgfältig verhehlen. Feine Ladies und Gentlemen gestehen ohne Verlegenheit, daß sie „bis zum Tode gelangweilt sind."

Die exclusiven Kreise sind im Krieg mit Genius und Talent, obgleich die Eitelkeit sie oft verleitet, zu ihren langweiligen Routs und stattlichen Dinners Leute einzuladen, welche dafür gelten, eines jener Prädicate in ausgezeichnetem Grad zu besitzen. Sie denken, es nehme sich gut aus, unter den aristokratischen Namen, welche täglich in den Zeitungen aufgezählt werden als solche, die an ihrer prahlerischen Gastlichkeit Theil gehabt, diejenigen genannt zu sehen, welche die Aristokratie des Genius bilden; denn sie halten sich für moderne Mäcene, welche Poeten und Philosophen beschützen, wenn sie in Verbindung mit Namen genannt werden, deren Glanz sie auf sich fallen lassen möchten. — —

Ein guter Koch ist das unfehlbare und wesentlichste Mittel zur Gewinnung einer Popularität in London; und wer wöchentlich einmal ein Dutzend Gäste zu Richtern über die Talente seines chef de cuisine macht, der darf zuversichtlich darauf rechnen, für eine Person von Wichtigkeit zu gelten. Der Magen ist dem Herzen so nahe, daß, wer jenem schmeichelt, gewiß sein darf, auf letzteres einen günstigen Eindruck zu machen; daher ist, wer gute Diners giebt, immer populär. Mag es auch ein Mann sein, der im Verdacht steht, manche schlimme Thaten gethan zu haben, oder auch solcher überwiesen sein: wenn er nur einer gewissen Clique von Gourmands den Mund mit fillets de volaille aux truffes stopft, so kann er jedem Tadel trotzen. Ein moderner Lucullus, dessen Ruf weniger gut war als seine Diners, wäre einmal beinahe von seinen Freunden aufgegeben worden, weil er sich weigerte, die unmäßigen Forderungen seines Kochs zu bewilligen, welcher das Doppelte des gewöhnlichen Lohns verlangte; und erst, nachdem er den factischen Beweis geführt hatte, daß der Nachfolger ein völlig eben so großer artiste war, knüpften sie wieder das Band der Freundschaft an.

Man glaubt oft auf dem Continent, England sei das Land par excellence, wo weibliche Sittsamkeit die unerläßlichste Eigenschaft sei, um sich eine gute Aufnahme zu sichern, und der Mangel derselben bilde eine Schranke, welche weder Rang, noch Genius, noch Reichthum der Besitzerin zu übersteigen möglich mache; aber die tägliche Erfahrung zeigt, daß es gerade das Land ist, wo der Mangel jener Eigenschaft am wenigsten streng bestraft wird.

Nichts ist gewöhnlicher, als bei einem Morgenbesuch über verschiedene Damen die für die weibliche Ehre nachtheiligsten Gerüchte zu hören, und am Abend diese Personen in der fashionablesten Gesellschaft zu treffen, wo sie ganz so aufgenommen werden, als ob keine dergleichen Gerüchte existirten. Freilich beschränken sich, glaube ich, solche Fälle ganz auf den exclusiven oder ultrafashionablen Cirkel; denn es wird allgemein zugegeben, daß unter der englischen Aristokratie sich manche der glänzendsten Muster weiblicher Reinheit und Sittsamkeit finden. Aber diese mischen sich selten unter die Clique, die sich selbst die exclusive nennt und größtentheils aus der verarmten Noblesse besteht, aus Coketten von zweideutigem, oder vielmehr nicht zweideutigem Ruf und aus geistlosen Personen, die nach einer Notorietät streben und sich einbilden, daß eine solche nicht schmeichelhafte Auszeichnung eine Celebrität sei. —

Die Mittelklasse hier ist, wie ich mir sagen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lassen, im Besitz aller Vortheile der Bildung und Verfeinerung, doch ohne die Entsittlichkeit, die nur allzuhäufig sie begleitet und befleckt, und dies ist wohl dem Einfluß religiöser Grundsätze zuzuschreiben, und der Zucht und dem Anstand, welche die unausbleiblichen Folgen davon sind; denn die Religion ist am Ende die beste Garantie für das Glück und den Bestand des Volkes. Die Literatur und die Künste werden von dieser Classe allgemein und mit Erfolg betrieben und gepflegt; und an ihren humanisirenden Wirkungen kann Niemand zweifeln, wer Zeuge davon gewesen ist, welchen Reiz sie über die Monotonie des häuslichen Kreises verbreiten. Talente und Fertigkeiten werden von diesem Theil der Gesellschaft nicht der Schaustellung wegen geübt, sondern als Quelle der Unterhaltung und des Genusses. Eine Thorheit jedoch wird ihnen allgemein nachgesagt: die Anmaßung und das Streben einer höhern Classe anzugehören. —

Zu den auffallendsten Zügen der Londoner Gesellschaft gehört eine ungemessene Neigung zum Skandal, welche ihre Anhänger verleitet, jedem Gerücht, sei es noch so übertrieben oder unwahrscheinlich, Glauben zu schenken. Der Skandal herrscht hier zügellos, und ohne gemildert zu werden durch den Geist und Witz, der ihn bei Euch in Frankreich so pikant macht, daß, wenn man einem **on dit plein de malice** zuhört, man sich bei sich selbst entschuldigt, wenn man dabei lächelt. Hier ist kein solcher Firniß über die rohen Ausbrüche der Bosheit und des Neides, welche die fashionable Gesellschaft eben so unangenehm, als gefährlich machen. Jederman scheint geneigt, die schlimmsten Auslegungen von den Handlungen seiner Bekannten zu machen, und nie vergnügter, als wenn er die ihnen zugeschriebenen Verirrungen mit anhört oder erzählt.

Dieser eigenthümliche Geschmack meiner Landsleute am Skandal ist etwas so Bekanntes, daß er zu einem eigentlichen Handelsartikel geworden ist; Journale sind gebildet worden, um ihn im Kleinen zu verkaufen; und je stechender die Satyre darin, um so ausgebreiteter ist der Absatz. Wer könnte widerstehen, einen Angriff auf einen theuern Freund oder eine Freundin zu lesen, auf „die gute, arme Lady A— oder Mrs B—, die in den Sonntagsblättern so gräßlich mitgenommen worden!" Die Männer verschlingen die Zeitungen in ihren Clubs und trösten sich über die Mißhandlungen, die sie erfahren, mit denen ihrer Genossen; und die Frauen lesen sie in der Heimlichkeit ihrer Boudoirs oder Ankleidezimmer, und betheuern unter ihren Bekannten, daß sie das abscheuliche Blatt mit keinem Auge gesehen.

In London kann jede Frau in einer glänzenden Stellung ihren guten Ruf in acht Tagen verlieren, ohne daß sie je daran gedacht hätte, den Grundsätzen der Zucht und Ehre untreu zu werden. Es wird immerfort so viel **médisance** zu Tage gefördert; die Leute sind zugleich so müßig und so boshaft, daß sie mit Begierde über jeden neuen Gegenstand des Skandals herfallen; und sie wiederholen ihre Lügen so oft, daß sie am Ende nicht nur Andere daran Glauben machen, sondern selbst auch daran glauben. Wenn man einen Herrn dreimal mit einer Lady öffentlich gesehen hat, und eben so oft mit ihrem Gatten, so genügt dies schon zum Fundament eines Gebäudes von Skandal, das der Möglichkeit der Widerlegung Trotz bietet. Die müßigen und boshaften Leute wiederholen immer: „Haben sie Lord D— und Lady E— gesehen? wie die immer mit einander sich zeigen! man sieht sie nie ohne einander!" Dieses Geschwätz, in drei oder vier Klubs herumgetragen, wo weibliche Reputationen so leicht verloren werden als Vermögen, und in einem halb Dutzend fashionabler Gesellschaften verträtscht, verbreitet sich in der ganzen Stadt; und die arme Lady E— sieht sich zum Gegenstand des allgemeinen Gesprächs gemacht, weil Lord D— in öffentlichen Gesellschaften ihr dreimal zur Seite war, während sie sich vielleicht privatim nie gesehen. Dann wird Lord E— entweder als ein Dupe oder als Mitschuldiger bei seiner Frau Schuld verschrieen, denn die Schuld wird sofort angenommen. Er wird von dem Einem bemitleidet, von dem Andern getadelt und von fast Allen verlacht; denn selbst die Mitleidigen können nicht widerstehen, über einen entehrten Ehemann zu lachen. Lady E— wird verschrieen als ein höchst lasterhaftes Weib, obgleich in ihr wahrscheinlich auch nicht einmal ein sündiger Gedanke aufgestiegen ist; oder sie wird bemitleidet als ein Opfer der Gleichgültigkeit eines Gatten, der so nichtswürdig war, zu dulden, daß sie dreimal öffentlich von Lord D— sich begleiten ließ, und den man selbst zweimal Arm in Arm mit diesem Edelmann gesehen hat — ein Umstand, den man sofort als einen Beweis seines Wissens um die **Liaison** ansieht.

Der Ruf der Dame ist dahin, der Charakter des Gatten verdächtig, der vermeintliche Geliebte wird von der andern **beau monde** beneidet und die Sache liefert Stoff zur Unterhaltung, bis sich eine neue Reputation zum Opfer auf dem Altar des Skandals darbeut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lady E— wird jedoch wegen ihrer angeblichen Schuld nicht aus der Gesellschaft vertrieben. O nein! so lange ihr Gatte in gutem Vernehmen mit ihr bleibt, wird sie wie früher überall empfangen; ihre Bekannten, zufrieden ihren Fehltritt auszuposaunen, verlangen nicht dessen Bestrafung. Wenn sie gutherzig ist, so macht sie das Bewußtsein ihrer Unschuld geneigt, alle angeschuldeten Frauen für ebenso schuldlos zu halten, als sie sich selbst weiß. Demgemäß hat sie Mitleid mit ihnen und tritt in geselligen Verkehr mit einigen der unwürdigsten ihres Geschlechts, und so drückt sie das Siegel auf ihre eigene angebliche Schuld. Ist sie aber nicht so mild und gutherzig, so wird die unverdiente Beraubung ihres guten Rufs bewirken, daß sie das Wesen der Tugend selbst gering anschlägt, deren Namen und Schein sie verloren hat, und sie wird am Ende das wirklich, was zu sein sie zuvor fälschlich verdächtigt wurde.

Nicht selten kommen Fälle vor, daß Frauen frei von jeder ernsteren Anklage, als etwa der der Unklugheit und Unbesonnenheit, die Strafe zu erdulden haben, welche nur die Schuld treffen sollte. Ich meine solche Fälle, wo die durch Coterien und Clubs in Umlauf gesetzten Gerüchte später in Zeitungen aufgenommen wurden; eine solche, die skandalösen Anklagen enthaltend, wird von irgend einer boshaften Person dem Gemahl zugeschickt. Seine Eigenliebe, wenn auch nicht seine Liebe zu ihr, ist unheilbar verwundet. Wenn er ein schwacher Mann ist, und die Mehrzahl der fashionablen Männer ist schwach, so schließt er, ihr Benehmen müsse in der That auffallend unanständig gewesen sein, sonst hätte die Kunde davon nicht so ins Publikum dringen können. Er ruft sich jeden, wenn auch noch so geringfügigen Umstand ins Gedächtniß zurück, der sich auf ihr Benehmen im Allgemeinen bezieht, und keiner derselben wird unparteiisch angesehen. Unter dem Einfluß seiner gereizten Eitelkeit hat er sie schon im voraus verurtheilt und verdammt, ohne irgend einen Beweis, als die Verleumdung der Zeitungen, bestätigt vielleicht durch eine unzarte und unkluge Erkundigung bei der Dienerschaft, die ihre Vermuthungen aus derselben Quelle geschöpft hat. Eben die Diener, denen nie auch nur ein Gedanke an ihre Schuld gekommen war, bis sie die zuversichtliche Anklage gelesen, werden jetzt Spione und brennen vor Begierde, sich von dem wirklichen Vorhandensein der Schuld zu überzeugen, die sie sich einbilden. Ihre Mienen, Worte, Handlungen werden genau bewacht. Jeder Brief, jeder männliche Besuch, den sie empfängt, wird für ihre mißfährtige Brille ein schlagender Beweis; so daß, wenn sie über die Sache befragt werden, sie mehr angeben, was sie glauben, als was sie gesehen haben. So begründet eine Kette von Zeugnissen, gestützt auf irrthümliche Voraussetzungen, einen Prozeß, und das Opfer wird von der Gesellschaft ausgestoßen, mit Schmach gebrandmarkt, obwohl vielleicht frei von Sünde, das, wenn der Gatte mit ihr nicht gebrochen hätte, darin hätte fortleben können, wenn schon allgemein für schuldig gehalten. —

Ob die englischen Ehemänner im Allgemeinen gut und liebenswürdig sind? Ganz und gar nicht! im Gegentheil, sie sind, so weit ich aus den Mustern, die ich gesehen, urtheilen kann, die selbstsüchtigsten Wesen, die man sich denken kann. Zahlreich sind die Beispiele hier von Männern, die vor einem Jahr erst die Liebhaber ihrer Frauen waren, die aber jetzt kaum die Symptome der Sattheit, die sie empfinden, verhehlen, selbst nicht einmal vor den ganz kürzlich noch so angebeteten Gegenständen. Männer von großem Vermögen heirathen in England selten aus Geldrücksichten; nicht daß sie frei wären von Geldgier; gar sehr das Gegentheil hievon findet statt; sondern weil, auf Erbinnen selten, meist auf männliche Erben die großen Güter, überwiesen sind! Nur wenn irgend ein reicher **Parvenu** eine Tochter hat, die er auf einen edlen Stamm zu pflanzen wünscht, sind große Reichthümer durch eine Heirath zu erlangen, wo dann das durch Handel erworbene Geld wieder den erschöpften Cassen der Aristokratie zu Hülfe kommt, deren Verschwendung zu seiner Anhäufung beitrug.

Die unverheiratheten Männer in London zeichnen sich aus durch einen hohen Grad von Selbstsucht, der sie sich hingeben bis zur völligen Gleichgültigkeit gegen Alles sonst, und durch eine kluge Berechnung selbst in ihren Neigungen, die nicht sowohl die Frucht der Weisheit, als eines Alles verschlingenden Egoismus ist. Venus selbst, *ohne* ein Vermögen, würde sie nicht in Versuchung zur Ehe führen, während eine wahre Gorgo, mit einem großen Vermögen an ihnen begierige Candidaten um die Fesseln Hymens fände. Sie betrachten jede junge Schönheit mit Mißtrauen und Unruhe, als hätte sie Absichten auf ihre Freiheit, oder als könnte sie sie durch ihre Bezauberung zu einer übereilten Ehe verführen, die sie als das allzufrühe Grab ihrer selbstsüchtigen Genüsse ansehen. Mit der entfernten Absicht, am Ende mit einem schönen jungen Wesen sich häuslich niederzulassen, das die Besänftigerin seiner Reizbarkeit und die Pflegerin sei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ner Schwachheit sein soll, verfolgt der genußsüchtige Weltmann systematisch seinen Kreis herzloser Zerstreuungen, bis seine Gesundheit gebrochen, sein Geist verstimmt ist, und er denn sein Opfer sich wählt, um in der übelpassenden Vereinigung (welche, wie der grausame Mezentius, die Lebenden an die Todten kettet) den Lohn seiner Selbstsucht zu suchen.

Die Männer der höchsten Klasse heirathen gewöhnlich aus Liebe, wie sie es nennen, was aber nichts Anderes ist, als eine bald verfliegende Caprice, ein Gelüsten, einen auf andere Weise nicht zu erlangenden Gegenstand zu besitzen. Sie sind so wenig daran gewöhnt sich etwas zu versagen, was sie für nothwendig zu ihrem Vergnügen halten, daß einer aus ihrer Gattung sich nicht viel länger besinnt, ein Mädchen, das seine Einbildungskraft aufgeregt hat, zu heirathen, als ein berühmtes Pferd zu kaufen, für das er einen unmäßigen Preis zu zahlen hat, und wird des einen wahrscheinlich sobald als des andern überdrüssig. Während der ersten kurzen Monate betrachtet und behandelt er seine junge Frau nicht als die theure Freundin und Gefährtin seines Lebens, als die künftige Mutter seiner Kinder, sondern als einen Gegenstand der Leidenschaft, den er vergöttert, so lang die Leidenschaft währt, und den er in liebloser Einsamkeit verläßt, wie man eine gewelkte Blume wegwirft, sobald die Uebersättigung eintritt. Drei Monate lang hat er sich ihr bis zur Narrheit hingegeben, ihr geschmeichelt und sie vergöttert; und dann, durch seine Schmeichelei und übertriebene Zärtlichkeit verwöhnt und verderbt, sieht sie sich zuerst vernachlässigt, und am Ende verlassen, um, so gut sie kann, diesen demüthigenden, diesen quälenden Wechsel allein zu ertragen. Wenn sie ihren Gatten liebt, so faßt Eifersucht mit allen ihren vergifteten Krallen ihre junge Brust an. Sie weiß, wie glühend, wie wahnsinnig er anbeten kann, vergleicht seine jetzige unverstellte Kälte mit der Inbrunst der glücklichen Vergangenheit und schließt, oft mit Recht, ein anderer Gegenstand habe ihren Platz in seinem Herzen eingenommen. Liebe, Stolz und eifersüchtige Wuth sind jetzt in Waffen; und wie stark muß die Tugend, wie fest müssen die Grundsätze sein, die sie in Stand setzen, den Versuchungen der Eitelkeit und der Rachsucht zu widerstehen.

Besser wahrlich wäre es, zu dem Schicksal verdammt zu sein, das, wie man sagt, das Loos alter Jungfern ist: „Affen zur Hölle zu führen" als auf Erden an ein Brutum gefesselt zu sein. Und dennoch, trotz einer Menge solcher Beispiele, sind unsere jungen englischen Damen nicht beunruhigt, lassen sie sich nicht abschrecken, alle möglichen Mittel aufzubieten, um in den Hafen der Ehe einzulaufen.

Nur diejenigen Frauen entgehen diesem Schicksal, die, um des Standes und Vermögens willen, heirathend, den Ehemann, durch welchen sie in den Besitz dieser ersehnten Güter kommen, als einen davon unzertrennlichen Anhang ansehen, dem sie keinen andern Werth beilegen, als den eines Mittels.

Die Liebe zum Geld und die Achtung vor solchen, welche für reich gelten, ist ein weiterer eigenthümlicher Charakterzug meiner Landsleute. Wer sich eines großen Vermögens zu rühmen hat, einerlei, auf welche Weise es erworben ist, kann auf eine gute Aufnahme in der Gesellschaft rechnen, wenn solche Leute auch ganz ohne Bildung, ohne feines Benehmen und von nicht fleckenlosem Rufe sind. Als ich gewisse Individuen in dem sich selbst exclusiv nennenden Kreis bemerkte, deren persönliche Verdienste ihnen gewiß nie den Zutritt verschafft hätten, antwortete man mir auf meine einfältigen Fragen: warum und wieso? mit der Versicherung: daß er, oder sie, unmenschlich reich seien; — eine Antwort, die man als vollkommen genügende Erklärung ansah. „Dann ist er, oder sie, wahrscheinlich sehr großmüthig?" fragte ich in meiner Einfalt weiter, voraussetzend, daß verschwenderischer Aufwand unter einer Clique, welche zum Sprüchwort geworden wegen der zerrütteten Finanzen ihrer Mitglieder, der geheime Grund der Aufnahme des besagten reichen Individuums sei. — „Nein, ganz im Gegentheil," war die Antwort, „er ist sehr geizig, kann ich Sie versichern;" denn Niemand kennt besser den Werth des Geldes, oder ist weniger zu einer großmüthigen Anwendung desselben geneigt, als der, der keine andere empfehlende Eigenschaft hat.

Was aber noch sonderbarer ist, eben der Ruf des Reichthums in dem Jemand steht, wird als eine Entschuldigung der Sparsamkeit betrachtet, die nur durch die Beschränktheit des Einkommens zu rechtfertigen wäre. Ein wegen seines Reichthums bekannter Mann kann nicht nur wenige, sondern auch auffallend schlechte Diners geben, und Weine, deren abscheuliche Qualität von Allen verdammt wird; und doch werden dieselben Leute, die ohne Umstände, eine viel weniger zu verachtende Mahlzeit ablehnen würden, bei einem Mann von beschränktem Einkommen, frisch darauf los essen und trinken, weil der Wirth reich ist. Die Genauigkeit der Reichen erregt kein Murren; die Leute speisen gern bei ihnen und haben sie gern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

GIL - - BLAS.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an ihrer Tafel; warum? kann ich nicht errathen, wenn es nicht etwa aus einem abergläubigen Wunsch zu erklären ist, mit den von Fortuna Begünstigten zu verkehren."

(Lady Blessington.)

Leone Leoni.

Von

G. Sand.

(Im Auszuge.)

In der Karnevalzeit, in einer unfreundlichen Nacht, befanden sich in einem der schönstgelegenen Gasthöfe an der Riva dei Schiavoni in Venedig Bustamente und Juliette. In tiefes Nachdenken versunken, Cigarren rauchend, schritt der Spanier lange in dem Zimmer auf und ab; Juliette lag, unwohl, in einem leichten Schlummer auf einem Ruhebett. Der Spanier hielt endlich in seinem Auf- und Abgehen inne, trat vor die Schlummernde und redete sie an: „Juliette, willst Du meine Frau werden?" Sie schlug die Augen auf, sah ihn an und antwortete nicht; er wiederholte die Frage; „ich habe es recht gut gehört," versetzte sie und schwieg wieder. Schmerzlich gekränkt schritt Bustamente wieder im Zimmer auf und ab, bis Juliette selbst ihn fragte: „aus welchem Grund?" „Deine Stellung in der Welt muß schmerzlich sein." „Ich weiß," sagte sie, „mein theurer Aleo, daß in der Welt der Makel einer unauslöschlichen Bezeichnung auf mir haftet: ein unterhaltenes Mädchen!" „Wir wollen sie auslöschen, Juliette, mein Name wird den Deinigen reinigen." — „O Stolz der Großen," seufzte sie; „wirklich, Du wolltest mich heirathen, Bustamente? O mein Gott, mein Gott! welche Vergleichung läßt mich dies anstellen!" — Das zärtlichtraurige Gespräch dauerte fort. Immer kam Juliette auf das Andenken des Mannes zurück, den sie geliebt hatte, und an den sie in Venedig Alles mahnte. „Bei Tod und Ewigkeit", sagte der Spanier, „wir verlassen morgen diese geliebte Vaterstadt." „Sie können morgen Venedig und Juliette verlassen," versetzte sie mit eisiger Kälte, „aber ich nehme von Niemand Befehle an und verlasse Venedig, wenn es mir gefällt." „Ich glaube Sie zu verstehen, Mademoiselle," sagte entrüstet Bustamente, „Leoni ist in Venedig!" Juliette war wie von einem elektrischen Schlage erschüttert. „Was sagst Du? Leoni in Venedig?" rief sie halb wahnsinnig, und warf sich in Aleos Arme; „wiederhole was Du gesagt hast, wiederhole seinen Namen, o laß mich wenigstens noch einmal seinen Namen hören!" Der Spanier war vor Zorn und Eifersucht fast außer sich, Juliette sank beinahe bewußtlos zurück; die Erschöpfung und Gleichgültigkeit schienen den Sieg über die letzte Aufwallung der Leidenschaft davon zu tragen. Eine Versöhnung folgte. Gerührt von Bustamentes ihr aufgedrungener Großmuth und Zärtlichkeit, der sie sogar aufforderte, ihr schmerzenschweres Herz ganz vor ihm auszuschütten, offen und frei von Leoni zu sprechen, willigte sie ein, ihm die Geschichte ihres Lebens und ihrer Liebe zu Leoni zu erzählen.

Sie war die Tochter eines reichen Juweliers in Brüssel. Ihr Reichthum gab ihnen Zutritt in allen Kreisen der Gesellschaft; der Vater war sanft und nachgiebig, die Mutter vergnügungssüchtig und gutmüthig. Putz und Lustbarkeiten hatten in dieser Lage sie beinahe ausschließlich beschäftigt. Als sie sechzehn Jahr alt war, kam Leoni nach Brüssel und ward wegen seiner glänzenden persönlichen und geistigen Eigenschaften, wegen seiner gesellschaftlichen Talente allgemein gesucht, geehrt und nachgeahmt. Bald gab er Julietten, welche ihn anfänglich kalt behandelt hatte, augenscheinlich den Vorzug vor allen Damen, er kam in ihr Haus; er wußte die Kunst des Juweliers aufs glänzendste zu preisen und zu veredeln, er bestach durch seine Schönheit und die Feinheit seiner Sitten die Mutter, er gewann durch klug berechnete Schmeichelei die Gunst der vorsichtigen Tante, so daß man darüber wegsah, daß er ein Spieler war, in der Voraussetzung, sein Vermögen gestatte ihm diese kostbare Unterhaltung, und die arglose Juliette ward ihm bald mit der heißesten Zärtlichkeit zugethan. „Ich glaube," sagte sie, „kein Mann auf Erden hat die Liebe gefühlt und ausgesprochen wie Leoni. Andern Männern überlegen im Guten wie im Bösen, sprach er eine andere Sprache, hatte er andere Blicke, ein anderes Herz als sie. Ich habe eine Französin sagen hören, ein Blumenstrauß in Leoni's Hand habe einen würzigeren Geruch als in eines andern Mannes Hand, und so war es mit Allem. Er hatte einen Zauber um sich; ich konnte und wollte nicht mich ihm entziehen. Er sah seinen Sieg, er war stolz und glücklich dadurch. Er brachte mir schöne und sittsame Schriften. Die rührenden und leidenschaftlichen Erzählungen, die Ansichten einer idealen Welt erhoben meine Seele, aber verschlangen sie auch. Ich bekam eine romantische Stimmung — die unglücklichste, in die ein Weib gesetzt werden kann!" Die Heirath wurde festgesetzt; Leoni's

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Papiere, die Nachweisungen über seinen Stand und sein Vermögen wurden allein noch erwartet, sie kamen nicht zur festgesetzten Zeit; die beiden Liebenden waren trostlos über die Verzögerung, und die nachsichtigen Eltern willigten darein, über diese Förmlichkeiten wegzusehen, und so wurde die Vermählung auf die nächste Woche festgesetzt. Der Tag nach dem dies beschlossen worden, war der Fastnacht-Dienstag. Mutter und Tochter waren zu einem prächtigen Fest geladen, auf Leoni's Wunsch maskirten sie sich als Türkinnen, die Tante Agathe als Jüdin, er selbst als Türke, Alle aufs reichste gekleidet und verschwenderisch mit den kostbarsten Edelsteinen des Juweliers geschmückt. Während des Balls setzte sich Leoni neben seine Braut und redete halblaut zu ihr mit einer Leidenschaft, daß jedes seiner Worte wie ein Funken ihr Herz entzündete. Plötzlich erstarb ihm das Wort auf der Lippe. Er ward blaß wie der Tod, und schien wie von einer Geistererscheinung erschreckt. Juliette folgte seinem Blick, und sah einen jungen Mann, Henryet, der früher um sie geworben, den sie ausgeschlagen hatte, und der jetzt von einer Reise nach Paris zurückkam. Auch ihr war der Anblick zuwider und sie ließ sich gern von Leoni in einen andern Saal führen. Sie kamen in einen Gang; aber Henryet folgte ihnen. Juliette die es bemerkte, sagte: Wahrhaftig dieser Mensch folgt uns wie ein böses Gewissen; ist es ein Mensch? Ich möchte ihn beinahe für eine gequälte Seele halten! — Leoni's Hand wurde, als er ihn wieder in seiner Nähe sah, kalt wie der Tod, er zitterte am ganzen Leibe, klagte daß er an den Nerven leide und bat sie, ihn in ein Zimmer zu begleiten, wo sie allein sein würden, ein Augenblick Ruhe werde ihn herstellen. „Indem er so sprach, zog er mich hastig nach dem Boudoir; er schien eher zu fliehen, als zu gehen. Ich vernahm Schritte hinter uns; ich wandte mich um; ich sah Henryet, der uns näher und näher kam, als setze er uns nach; ich glaubte er sei verrückt geworden. Leoni's Angst, die er nicht verbergen konnte, verwirrte vollends alle meine Gedanken, eine Geisterfurcht ergriff mich, mein Blut erstarrte wie beim Alpdrücken, es war mir unmöglich noch einen Schritt zu thun. Jetzt erreichte uns Henryet und legte eine Hand, die mir wie von Metall schien auf Leoni's Schulter. Leoni blieb wie vom Blitz getroffen stehen und nickte bejahend mit dem Kopf, als ob er in diesem entsetzlichen Stillschweigen eine Frage oder eine Forderung errathen hätte. Jetzt entfernte sich Henryet und ich konnte meine Füße wieder erheben. Ich folgte Leoni in das Boudoir und sank, so blaß und bestürzt wie er, auf die Ottomane.“ Leoni warf sich ihr zu Füßen, erklärte, er sei verloren, wenn sie ihn nicht bis zum Wahnsinn liebe; ein schreckliches Geheimniß, das er ihr nicht mittheilen könne, laste auf ihm; sie müsse auf der Stelle mit ihm fliehen, wenn sie nicht wolle, daß er sich tödte. Halb besinnungslos, willenlos gab sie ihre Einwilligung. Wir haben wenige Augenblicke zu verlieren, sagte Leoni; in einer Stunde müssen wir fort sein oder Deine Flucht ist unmöglich. Ein Falkenauge belauert uns. Aber wenn Du willst, können wir es täuschen. Kehre in den Saal zurück, zeige Deine Bewegung nicht; tanze wenn es nöthig ist, aber laß Dich nicht wegführen. Wenn Henryet mit Dir spricht, sei vorsichtig und reize ihn nicht, bedenke daß noch eine Stunde mein Schicksal in seiner Hand ist! — Er versprach sie nach einer Stunde in einem Domino abzuholen. So kehrte sie in den Saal zurück. „Ich hatte mir vorgenommen den Blicken meiner Mutter auszuweichen, ich fürchtete ihre Unruhe, ihre Zärtlichkeit und meine Gewissensbisse. Ich sah ihr Taschentuch auf der Bank liegen, ich nahm es vor mein Angesicht, bedeckte mir damit den Mund, verschlang es mit krankhaften Küssen. Meine Gefährtin glaubte, ich huste wieder; ich stellte mich wirklich so an. Ich wußte nicht, wie die entsetzliche Stunde ausfüllen, die kaum erst zur Hälfte verstrichen war. Meine Tante bemerkte, ich habe starken Katarrh und wollte meine Mutter auffordern, heimzugehen. Ich entsetzte mich über diese Drohung und nahm eine neue Aufforderung an. Erst in dem Gewühl der Tänzer bemerkte ich, daß ich einen Walzer angenommen; ich walzte noch niemals; aber als ich in demjenigen, der mich schon in seinen Armen hielt, das unheimliche Antlitz Henryets erkannte, hinderte mich die Furcht, mich loszusagen. Er riß mich hinein in diese rasche Bewegung und zerrüttete vollends mein Gehirn. Ich fragte mich, ob alles das, was um mich vorging, nicht ein Traum sei, ob ich nicht fieberkrank im Bette liege, oder ob ich wie eine Wahnsinnige mit einem Wesen, das mir Schauer einflößte, in einen Walzer hineingeschleudert sei? Dann erinnerte ich mich, daß Leoni mich abholen sollte. Ich betrachtete meine Mutter, die leichten Sinnes und fröhlich durch den Kreis der Walzenden hinzufliegen schien. Ich sagte mir, es sei unmöglich, ich könnte so meine Mutter nicht verlassen. Ich bemerkte, daß Henryet mich in seine Arme preßte und daß seine Blicke mein dem seinen zugewandtes Antlitz verschlangen. Ich wollte schreien und fliehen. Da besann ich mich auf die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Worte Leoni's: mein Schicksal ist noch eine Stunde in seiner Hand! Ich überwand mich. Wir blieben einen Augenblick stehen. Er sprach zu mir. Ich hörte nicht und antwortete lächelnd ganz zerstreut. Da fühlte ich Seidenstoff meine Arme und meine nackten Schultern streifen. Ich brauchte mich nicht umzuwenden, ich erkannte den kaum vernehmbaren Athemzug Leoni's. Ich verlangte an meinen Platz zurückgeführt zu werden. In einem Augenblick bot mir Leoni im schwarzen Domino die Hand. Ich folgte ihm. Wir durchschnitten das Gewühl und entgingen, ich weiß nicht durch welches Wunder, dem eifersüchtigen Auge Henryets und dem meiner Mutter." In einem Augenblick darauf saßen sie in einer Postchaise und entflohen. Vier und zwanzig Stunden fuhren sie fort, ohne auch nur beim Pferdewechsel auszusteigen. Dann machten sie Halt in einem vom Wege abgelegenen, sonderbaren Hause. Hier wurden erst die reichen Ballkleider abgelegt und Juliette bat Leoni, der über seiner Besorgniß seine Zärtlichkeit beinahe vergaß, die Kostbarkeiten zurückzusenden, welche sie wirklich in einem Koffer zusammenpacken sah. Nach kurzer Rast ging es weiter, und ähnliche Nachtlager empfingen sie noch mehrere Male. Je weiter sie kamen, je heiterer und zärtlicher ward Leoni. Sie erreichten Genf, ruhten sich aus, und bezogen dann eine reizende Einsiedelei in einem Thale des Lago maggiore.

Hier am Lago maggiore führten Leoni und Juliette sechs Monate lang das friedlichste und glücklichste Stillleben, fern von aller Berührung mit der Welt. Zwei junge Eheleute bedienten sie. Bei schönem Wetter machten sie große Spaziergänge und befreundeten sich mit allen Schönheiten der daran so reichen Gegend; bei schlechtem Wetter arbeiteten sie zu Haus nach dem von Leoni jeden Tag entworfenen und streng eingehaltenen Plan. Leoni selbst besaß viel kleine Geschicklichkeiten in verschiedenen Handwerken; er malte und dichtete. Den Tag über sprachen sie dann wenig; nur einige süße Worte und Liebkosungen wurden gewechselt. „Aber mit dem Abend wurde Leoni körperlich abgespannt und geistig lebendig; das waren die Stunden, wo er am liebenswürdigsten war, und sie hatte er für die Ergießungen unserer Zärtlichkeit aufgespart. Ermattet von seinem Tagewerke, streckte er sich auf dem Moose zu meinen Füßen nieder, an einem köstlichen Plätzchen neben dem Hause, auf dem Abhang des Berges. Von da sahen wir dem glanzvollen Untergang der Sonne, dem melancholischen Versinken des Tages, dem ernsten und feierlichen Eintritt der Nacht zu; wir wußten von jedem Stern den Augenblick seines Aufgehens und auf welchem Punkte jeder anfing seinen Glanz zu enthüllen. Leoni war mit der Astronomie ganz vertraut, aber Johannes besaß beinahe in gleichem Grade diese Wissenschaft der Hirten und gab den Gestirnen nur andere, oft poetischere und bezeichnendere Namen. Hatte sich Leoni an seiner ländlichen Gelehrsamkeit erfreut, so ließ er ihn den Kuhreihen auf seiner Pfeife blasen. Von fern hatten diese grellen Töne einen unbeschreiblichen Reiz. Leoni versank in eine Träumerei, welche der Ekstase gleich kam; und wenn dann die Nacht ganz angebrochen, die Stille des Thals nur noch durch den Klageschrei eines in den Felsen nistenden Vogels unterbrochen war, die Leuchtwürmchen sich im Gras um uns entzündeten, ein lauer Wind in den Tannen über unsern Häuptern säuselte: dann schien Leoni aus einem Traume sich zu ermannen oder zu einem andern Leben zu erwachen; seine Seele entzündete sich, seine leidenschaftliche Beredsamkeit schwoll mir ans Herz; er sprach schwärmerisch mit dem Himmel, dem Wind, dem Echo, der ganzen Natur, er nahm mich in seine Arme und überhäufte mich mit ausschweifenden Liebkosungen; er vergoß Thränen der Liebe an meinem Busen, und war er ruhiger geworden, so richtete er die liebreichsten und berauschendsten Worte an mich. O, wie hätte ich ihn nicht lieben sollen, diesen Mann der nicht seines Gleichen hatte in seinen guten und in seinen bösen Tagen? Wie war er schön, wie war er liebenswürdig! Wie stand die braune Farbe von der Sonnenhitze seinem männlichen Gesichte so gut! Wie verstand er zu lieben, und wie es zu sagen! Wie verstand er das Leben zu beherrschen und es zu verschönern! Was er that, was er sprach, war recht, gut und schön. Er war edelmüthig, gefühlvoll, zart, heroisch; gern tröstete er die Armen, die an unsere Thür klopften, in ihrem Elend oder in ihren Krankheiten. Er stürzte sich einmal in einen reißenden Strom, um mit Lebensgefahr einen jungen Hirten zu retten; er irrte eine Nacht unter den gräßlichsten Gefahren im Schnee herum, verirrten Reisenden zu Hülfe zu kommen, welche ein Nothgeschrei hatten vernehmen lassen. O wie, hätte ich ein Mißtrauen setzen können in Leoni! Wie hätte ich fürchten können für die Zukunft! Man nenne mich nicht leichtgläubig und schwach, die männlichste Frau wäre durch eine solche halbjährige Liebe überwunden worden. Ich war es ganz und gar, und die grausame Reue darüber, daß ich meine Eltern verlassen hatte, die Vorstellung von ihrem Schmerz ward immer

schwächer und verlor sich allmählich beinahe ganz. O wie groß war sie, die Gewalt dieses Mannes."

Was jenes furchtbare Geheimniß betraf, so dachte Juliette an tausend romantische unglückliche Verwicklungen, wie sie solche aus Romanen kannte; ja sie fand in diesem undurchdringlichem Geheimniß einen Reiz mehr, und nur in der letzten Nacht, als sie beim herannahenden Winter wegen der Gefahren von Lawinen, ihren Sitz zu verlassen beschlossen hatten, war sie Zeugin einer sonderbaren Scene. Sie fand, als sie erwachte, Leoni nicht in der Kammer; sie kleidete sich, als er lange ausblieb, an und suchte ihn in der kalten Nacht. Sie belauschte ihn, ohne daß er es wußte, wie er einen Koffer aus der Erde grub; in unheimlicher Angst hatte sie zugesehen und eilte dann wie ein gescheuchtes Wild nach Hause zurück, ihm voraus. Er kam erst eine halbe Stunde später, aber sie träumte die ganze Nacht von diesem Koffer, und sah eine Menge sonderbarer Sachen aus ihm hervorgehen: bald Karten mit sonderbaren Gestalten, bald blutige Waffen, dann Blumen und Federn und Schmuck und dann Knochen und Schlangen und Goldklumpen, Ketten und Halseisen. Sie hütete sich aber wohl irgend etwas gegen Leoni zu äußern. Am folgenden Tage reisten sie ab, und nach Venedig. Hier bezogen sie am ersten Tage schon einen prachtvollen Pallast, der die Inschrift hatte: **Palazzo Leoni**, nachdem sie in einem ziemlich armseligen Hause zuerst abgestiegen waren. Hier hatte Juliette im Schlafgemach Leoni's den Koffer leer gefunden und es sank ihr damit ein Stein vom Herzen, aber es war ihr eine Stecknadel mit großen Brillanten zufällig in die Hände gefallen, welche sie für eine Arbeit ihres Vaters erkannte. Sie fragte darüber Leoni, ob er auch gewiß die Kostbarkeiten ihrem Vater zurückgeschickt habe? Er versicherte dies und entschuldigte das Zurückbleiben der Stecknadel durch Unachtsamkeit. In dem Pallast ging das fröhlichste Leben an, von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl der Gäste. Juliette hatte daran wenig Gefallen, aber Leoni schien sich sehr wohl dabei zu befinden. Man aß, trank, spielte, lebte in beständiger Zerstreuung. Ungefähr ein Dutzend der Freunde kamen jeden Tag, dies waren fein gebildete Leute vom besten Ton; Leoni aber war die Seele und das Haupt von dem glänzenden Zirkel in Mode, Ton, Vergnügen und Aufwand. Juliette, unbefriedigt von diesem glänzenden Leben, gab es Leoni zu erkennen, und äußerte ihre Sehnsucht nach dem Glück in ihrem Thal. Leoni gab ihr zu bedenken, daß der Wechsel dem Menschen nothwendig sei. Nach einer ihrer zärtlichen Klagen sprach er zu ihr: Meine Juliette, die Engel sind Kinder, und Du bist das eine, wie das andere, Du weißt nicht, daß die Liebe das Geschäft der edelsten Vermögen der Seele ist, und daß man diese Vermögen schonen muß wie einen Augapfel. Du weißt nicht, Kleine, was Dein eignes Herz ist! gut, gefühlvoll und vertrauend hältst Du es für einen ewigen Altar der Liebe; aber die Sonne selbst ist nicht ewig; Du weißt nicht, daß die Seele müde wird wie der Körper, und daß man sie eben so pflegen muß. Laß mich machen, Juliette, laß mich das heilige Feuer in Deinem Herzen unterhalten; es ist mir daran gelegen, mir Deine Liebe zu bewahren, Dich daran zu hindern, daß Du sie nicht zu schnell verschwendest. Alle Frauen sind wie Du, sie lieben mit solcher Hast, daß sie plötzlich nicht mehr lieben, ohne zu wissen warum. Erinnere Dich an die Regentage in unserm Thale, wo ich mit einiger Strenge darauf drang, daß Du dich beschäftigest, um Dich vom Nachdenken abzuhalten und von der Schwermuth, welche die unausbleibliche Folge davon ist. Glaube mir, die allzuhäufige Prüfung seiner selbst und Anderer ist die gefährlichste Forschung; wir müssen dies egoistische Bedürfniß abschütteln, das uns immer mehr wühlen macht im eignen Herzen, und in dem, was wir lieben. Die Zerstreuungen sind nur gefährlich für schwache und träge Herzen. Eine feurige Seele muß sie suchen, um nicht sich selbst zu verzehren; sie ist immer reich genug. Hier, siehst Du wohl, haben wir Bewegung und Abwechselung nöthig. Die großen Paläste sind schön, aber trübselig; der Schaum des Meeres nagt an ihren Fundamenten, und das klare Wasser, das sie zurückspiegelt, ist oft von Dünsten bedeckt, die in Thränen niederfallen. Dieser Luxus hat ein ernstes Gepräge, und diese Spuren von Adel, welche Dir so wohlgefallen, sind nur eine lange Reihe von Todtenmalen und Leichensteinen, die man mit Blumen schmücken muß. Mit Lebenden anfüllen muß man diesen hallenden Palast, wo Deine eigenen Tritte Dich ängstigten, wenn Du allein wärest. Geld muß man aus dem Fenster unter das Volk werfen, das nur die eisigen Brustmauern der Brücke zum Bett hat, damit nicht der Anblick des Elends uns nachdenklich mache mitten in unserm Wohlbehagen. Laß Dich durch unser Lachen erheitern und durch unsern Gesang einschläfern, sei gut und unbekümmert; ich bestrebe mich Dir das Leben recht und angenehm zu machen, wenn ich Dir es nicht in einen Freudenbecher verwandeln kann. Sei meine Frau und meine Geliebte in Venedig; Du

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirst auf den Eisbergen der Schweiz wieder mein Engel und meine Sylphide werden!

Trotz dieser Trostrede Leoni's fühlte sich Juliette nachgerade vernachlässigt, und das Andenken an die Ihrigen erwachte wieder; und doch siegte immer wieder ein Blick von ihm über ihren Schmerz. Ein Gespräch aber, zwischen zwei Hausfreunden Leoni's, dem Vicomte Chalni, einem Emigré, und einem Marquis, das sie zufällig hörte, und worin von ihr und ihrem Verhältniß zu Leoni in den beleidigendsten Ausdrükken gesprochen wurde, erhöhte ihren Kummer. Sie beklagte sich bei Leoni aufs bitterste. Dieser beschwor sie, solche übermüthige, leichtfertige Worte nicht so hoch anzuschlagen, und versicherte sie mit solcher Wärme seiner Liebe, daß sie sich tröstete. Statt daß jedoch Leoni seine Freunde zurecht gewiesen hätte, verfolgte vielmehr seit dieser Zeit der Vicomte Chalni Julietten beständig mit frechen Blicken und bei einem Gelage, wo sie unbemerkt in's Zimmer trat, bekam sie so viel zu hören, daß sie verzweiflungsvoll forteilte: von Schulden, von Falschspielen, von drohenden Gefahren und von dem Erlöschen der Leidenschaft Leoni's zu ihr. Dies letzte war das Einzige, was ihr ganz klar wurde; und was sie vornehmlich in eine Krankheit stürzte, während welcher Leoni sich nur sparsam nach ihrem Zustand erkundigte. Sie beschloß abzureisen und theilte ihm ihren Vorsatz mit, so wie auch, daß sie gehört, was er bei jenem Gelage von ihr gesprochen. Leoni wurde von ihrer Festigkeit erschüttert; er schluchzte und weinte, er umarmte sie wie wahnsinnig und erklärte ihr, daß er sie nicht von sich lasse, daß er sie leidenschaftlich liebe. „Du weißt nicht, Juliette," sagte er, „o Du weißt nicht all mein Unglück! Du weißt nicht, wozu mich die Gesellschaft von Verworfenen verurtheilt, wohin mich eine Seele von Erz, Feuer, Gold und Koth reißt, die ich vom Himmel und von der Hölle zusammen bekommen habe. Wenn Du mich nicht mehr lieben willst, so will ich nicht mehr leben. Juliette, Juliette, Gnade, Verzeihung! ich fühle meine Seele zermalmt, wenn Du mich verlässest." Alles war die Arme bereit ihm zu verzeihen, wenn er nur sie liebte; er gab diese Versicherung mit Entzükken. Er verabredete mit ihr, daß er nach Mailand reisen wolle, um dort Geld zu erheben; in acht, höchstens vierzehn Tagen komme er zurück, um dann für immer mit ihr, wo sie wolle, zu leben. Er reiste ab, aber er kam nicht zur bestimmten Zeit; statt seiner kamen Briefe, welche die Frist seiner Zurückkunft immer weiter hinausschoben, und eines Morgens kam der Vicomte Chalni, der sich in den Palast gedrängt hatte, im Auftrage Leoni's, wie er angab. Der Elende entwarf, unter dem Namen der Freundschaft, das ungünstigste Bild von Leoni, den er als einen völligen, studirten Heuchler schilderte, sprach von seinen zerrütteten Vermögensumständen, suchte sie für einen reichen, jungen Engländer, Lord Edwards zu gewinnen, versicherte sie, daß Leoni eine andere Geliebte habe und gab ihr endlich einen Brief von Leoni, der ihn zu all diesem ermächtigte. Leoni schrieb in diesem Brief, er wolle es darauf ankommen lassen, ob Juliette, für die er eine unüberwindliche, thörichte Neigung habe, diese Probe bestehe. Aber Juliette, statt dem Vicomte zu Lord Edwards zu folgen, wie er wähnte, reiste sofort nach Mailand ab, nachdem sie sich mit Gewalt von seinem Arme losgemacht, und ihn in einen Kanal hatte hineinstürzen lassen. Sein Blick schwur ihr ewige Rache. In Mailand angekommen, hielt sie Leoni den Brief vor, der sich, todesblaß, dazu bekannte. Sie brach in die bittersten und schmerzlichsten Vorwürfe aus. Leoni, außer sich, suchte sie zu überzeugen, daß er nur, um seinem Gewissen neue Vorwürfe zu ersparen, in jenen Plan gewilligt; „armer Engel," rief er aus, „verdientest Du die Genossin und das Opfer eines Verbrechers zu sein, wie ich? Was hast Du Gott vor Deiner Geburt schon zu Leide gethan, armes Kind, daß er Dich in die Arme eines Verworfenen warf, der Dich durch Schande und Verzweiflung tödtet! Arme Juliette, arme Juliette!" Und wieder ließ sich die Bethörte durch die verzweifelnden Versicherungen seiner noch fortdauernden Liebe, welche die Trennung nicht ertragen könne, zum Bleiben bewegen; trotz dem, daß er ihr gestehen mußte, er unterhalte Liebesverhältniß mit der jungen, reichen, verwittweten Fürstin Zagarolo.

Er betheuerte, daß er die Prinzessin, wenn er an Juliette denke, hassen und verabscheuen müsse. So blieb sie, aber im schrecklichsten Zustand. „Die fortwährenden Aufregungen schwächten meine Seele wie meinen Körper; ich verlor nach und nach das Vermögen richtig zu denken; Gut und Bös, Achtung und Verachtung wurden für mich leere Töne, Worte die ich nicht mehr verstehen konnte, und die mich in Angst setzten wie unermeßliche Zahlen, die ich hätte zusammenrechnen sollen. Leoni hatte von jetzt an über mich eine mehr als nur moralische Gewalt; er besaß eine magnetische Kraft, der ich mich nicht mehr entziehen konnte. Sein Blick, seine Stimme, seine Thränen wirkten auf meine Nerven ebenso, wie auf mein Herz; ich war nur eine Maschine,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die er nach seiner Willkühr bewegte, in jedem Sinne." Sie galt für Leoni's Schwester; sie ging wenig aus, während er die meiste Zeit bei der Fürstin zubrachte, mit der er sein Verhältniß nicht abbrechen konnte. Sie leerte den bittern Kelch der Eifersucht bis auf die Hefe. Sie beschloß schweigend zu sterben. Eines Abends, als sie aus dem Dom heimging, wo sie brünstig gebetet hatte, begegnete sie einem Manne, in welchem sie Henrypet erkannte. Sofort erinnerte sie sich der Rolle, welche er an jenem Ballabend gespielt hatte; sie begrüßte ihn lebhaft, und überhäufte ihn mit Fragen. Er schien gerührt — er brachte ihr die Nachricht, daß ihr Vater gestorben, ihre Mutter lange krank gewesen und noch jetzt trostlos und ganz verblüht sei, daß sie aber immer noch den Namen der geliebten Tochter im Munde habe und nur an sie denke. Henrypet gestand ihr auf ihre Frage, daß er sie zu lieben und zu achten aufgehört habe, aber sie bedaure, zu jedem Dienst bereit sei und sie zu ihrer Mutter heimführen wolle. Sie bestellte ihn auf den andern Tag zu sich, und so schwach war sie, daß sie, als er kam, beinahe Alles vergessen hatte, was sie mit ihm gesprochen. Er schlug ihr wieder vor, sie heimzuführen, sie antwortete weinend: sie wolle es, aber könne es nicht. Jetzt entdeckte ihr Henrypet, was er von Leoni wußte, voll Verwunderung, daß sie es bisher noch nicht erfahren hatte; er sagte ihr, daß er Leoni von Paris mit einem Wort, von Brüssel mit einem Blick fortgejagt, daß Leoni die Kostbarkeiten ihres Vaters nicht zurückgeschickt, sondern gestohlen, verkauft und in Venedig davon gelebt habe; er erzählte ihr Leoni's Leben, der, aus einer edlen venetianischen Familie stammend, eine glänzende Erziehung, aber unter einem durchaus unsittlichen Lehrmeister genossen, sich durch große Reisen gebildet, viele Verbindungen angeknüpft, nach seines Vaters Tod sein Vermögen verschwendet und dann in Paris als falscher Spieler gelebt habe. Er habe mit einem seiner saubren Genossen, einem Marquis, dies schändliche Gewerbe mit einer solchen Vorsicht betrieben, daß man lange nichts geahnt. Ein Freund Henrypets wurde aufmerksam und übertrug, da er abreisen mußte, diesem die weitere Beobachtung, welche zur zweifellosen Entdeckung führte. Henrypet gab sie nicht an, aber zwang sie unverzüglich abzureisen. Ihre gehorsame Unterwürfigkeit und ihr Schrecken bestätigten ihre Schuld.

Henrypet beschloß seine Erzählung damit, daß er ihr die Aussicht eröffnete, bald die Erbschaft der todtkranken Fürstin anzutreten, ihre Kleider und Diamanten tragen zu können, da Leoni nur um ihres Reichthums willen und in der Hoffnung, von ihr zum Erben eingesetzt zu werden, ihre leidenschaftliche Liebe erwiedere. — Schreckliche Krämpfe ließen Juliette nicht weiter hören. Leoni kam heim; er hatte gehört, daß ein Mann drei Stunden lang bei Julietten gewesen, und argwohnte, als sie auf seine Fragen stumm blieb, daß es ein Geliebter sei. Mit kaltem Zorn ging er aus und mit einer Drohung. Sie lag in dumpfer Betäubung da. Um Mitternacht erwachte sie und sah an einem Tisch Leoni und den Marquis trinken. Aus ihrem entsetzlichen, gräuelvollen Gespräch nahm sie ab, daß sie von Henrypets Anwesenheit wußten und mit Planen umgingen, sich seiner zu entledigen. Leoni wollte sich mit ihm schlagen, der Marquis ihn meuchelmorden. Ueber ihren verruchten Anschlägen, wobei der Marquis sich als Verführer mit der kältesten Bosheit aussprach, versank die Kranke in eine neue Betäubung. Sie glaubte, als sie wieder erwachte, nur eine Fortsetzung des vorigen Gesprächs zu hören, denn in dem Zimmer war Alles dasselbe; aber es lagen 24 Stunden dazwischen, und Henrypet war in dieser Zeit ermordet worden, der Marquis hatte ihn niederstoßen wollen, aber floh, als es mißglückte, und Leoni tödtete den Flamänder im Zweikampf mit Messern, zur Vertheidigung seines eignen Lebens. Ein bei ihm gefundener Brief an die Mutter Juliettens zeigte die Reinheit seiner Absichten; bald werde er ihr ihre Tochter, die er bemitleiden müsse, so sehr er ihr Benehmen verabscheue, zurückbringen. Leoni war darüber gerührt, und klagte sich an; der Marquis spottete seiner mit teuflischem Hohn; ich gehe jetzt schlafen, sagte er: gute Nacht, mein Lieber! lege Dich zu deiner Frau, aber wechs'le das Hemd, denn Du hast das Blut Henrypets an Deiner Hemdkrause! Leoni näherte sich Julietten, die ihm mit schwacher Stimme entgegen rief: Mörder, Mörder, Mörder! und die Worte Lorenzos wiederholte: Lege Dich zu Deiner Frau, aber wechs'le das Hemd, denn Du hast das Blut Henrypets an Deiner Hemdkrause! Leoni stürzte zu Boden, Juliette ward ohnmächtig; in seinen Armen erwachte sie wieder. Nie war er zärtlicher, nie seine Beredsamkeit hinreißender gewesen; er klagte sich selbst an, als den elendsten der Menschen; nur Eins erhebe ihn in seinen eignen Augen: seine unauslöschliche Liebe zu ihr. Er gestand alle Schändlichkeiten seines Lebens, aber in dieser Versunkenheit zeigte er ihr sein Vermögen zu lieben, die ewige Kraft einer Seele, in der die größten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ausschweifungen, die gefährlichsten Proben das heilige Feuer nicht zu löschen vermochten. Mein Lebenswandel ist niederträchtig, sagte er, aber mein Herz blieb immer edel; es blutet immer über seine Frevel; es hat so kräftig, so rein wie in der frühesten Jugend sich das Gefühl für Recht und Unrecht, den Abscheu vor dem Bösen, das es begeht, die Begeisterung für das Schöne, was es angeschaut, bewahrt. Deine Geduld, Deine Tugenden, Deine himmlische Güte, Deine unerschöpfliche, gottgleiche Barmherzigkeit können keinem Wesen zu Gute kommen, das sie besser verstände, sie heißer bewunderte. Ein Mann von strenger Tugend würde dies alles natürlicher finden und weniger schätzen; bei einem solchen wärest Du nur ein braves Weib; bei einem Manne wie ich, bist Du eine erhabene Frau, und die in meinem Busen sich anhäufende Schuld der Erkenntlichkeit ist unermeßlich, wie Deine Liebe und Deine Opfer. Ist es nichts, geliebt zu sein und das Recht zu haben auf eine unendliche Leidenschaft? Bei welchem anderen Manne hättest Du dies Recht wie bei mir? Glaubst Du, es gebe etwas Anderes im Leben als die Liebe? Ich glaube es nimmermehr! Und glaubst Du, es sei etwas so Leichtes darum, sie einzuflößen und sie zu empfinden! Tausende von Menschen sterben unvollendet, ohne eine andere Liebe gekannt zu haben, als die der Thiere, und oft sucht ein Herz, das ihrer fähig wäre, umsonst sie zu äußern, und scheidet jungfräulich aus allen irdischen Umarmungen, um sie vielleicht im Himmel zu finden. O wenn Gott auf Erden es uns vergönnt, dieses tiefe, heftige, unauslöschliche Gefühl, dann Juliette! braucht man nicht mehr das Paradies zu wünschen und zu hoffen; denn das Paradies ist das Ineinanderschmelzen zweier Seelen in einem Kuß der Liebe; und was liegt daran, wenn wir es hienieden nur gefunden haben, ob in den Armen einer Heiligen oder einer Verdammten? ob er verflucht ist oder angebetet unter den Menschen, der, den Du liebst, was liegt daran, wenn er nur Dich selig macht? Was hast Du an mir geliebt von Anfang an? Wenn Du mich jetzt hassest, so muß ich zweifeln an Deiner früheren Liebe! Statt des Engels, des ergebenen Opfers, dessen vergossenes Blut tropfenweise über meine Lippen träufelt, sehe ich in Dir nur noch ein armes, leichtgläubiges, schwaches Mädchen, das mich geliebt hat aus Eitelkeit und verläßt aus Selbstsucht. Bedenke, was Du thust, wenn Du mich verlässest! Du verlierst den einzigen Freund, der Dich kennt, der Dich schätzt, der Dich anbetet, einer Welt zulieb, die Dich verachtet und deren Schätzung Du nicht wieder erlangen wirst. Es bleibt Dir nichts übrig in der Welt, mein armes Kind, als ich! und wenn Du jetzt noch mich lieben und mir folgen willst: wisse, daß ich Dich dann lieben werde mit einer Liebe, von der Du keinen Begriff hast, und von der ich nie die leiseste Ahndung gehabt hätte, wenn ich Dich regelmäßig geheirathet und friedlich mit Dir im Schoße Deiner Familie gelebt hätte. Bisher habe ich Dich noch nicht so geliebt, wie ich das Vermögen dazu in mir fühle. Du hast mich bisher noch nicht geliebt, als den, der ich bin; Du schenktest Deine Neigung einem falschen Leoni, an dem Du noch etwas wie Größe, etwas Bestechendes sahest. Ich wünschte mir eine Seele, die mich kennte, wie ich bin, eine Freundin, die doch mich nicht verdammte, und ich flehte zum Himmel, daß Du diese Seele sein möchtest, denn Dich liebte ich am höchsten auf Erden, ehe ich noch begriff, was alles uns noch übrig bliebe für einander zu thun, um uns wahrhaft zu lieben. Und noch übte seine, durch alle Niederträchtigkeit und Frevel unentstellte Schönheit, sein dunkles Auge, seine Zärtlichkeit, die alte Macht über Juliettens Seele; sie vergaß Alles, auch Henryet's Blut. Eine neue Periode des Glücks, eines größeren Glücks sogar, als in jenem ländlichen Aufenthalt begann für sie in der feurigeren Zärtlichkeit Leoni's. Seinen Umgang mit der Fürstin Zagarolo brach er beinahe ganz ab; eines Abends aber kam er in großer Bewegung heim, und verlangte unter Tausend Liebkosungen von der Armen ein neues Opfer. Die Fürstin war argwöhnisch geworden, die angebliche Schwester Leoni's könnte seine Geliebte oder seine Gattin sein; sie verlangte sie zu sehen, sie bei sich in ihrem Palast zu haben. Mit dem Gefühl eines, der zum Tode geführt wird, trat die willenlose Juliette den schweren und schimpflichen Gang an; die peinliche erste Stunde ging vorüber, die beiden Frauen gewannen sich lieb, und Juliette, obgleich oft von bittrer Eifersucht gequält, pflegte die arme Kranke in den Tagen des herannahenden Todes. Leoni sah hoffnungsvoll der Erfüllung seiner Aussichten auf die Erbschaft entgegen, als eines Tages der Fürstin ein Brief zugestellt wurde, nach dessen Lesung sie ohnmächtig hinsank. Leoni las den Brief; er war von dem Vicomte Chalni und entdeckte der Fürstin Leoni's Verhältniß zu Juliette. Leoni und der Marquis Lorenzo waren allein im Zimmer; Julietten schickten sie hinaus; eine schlimme Ahnung durchzuckte sie, daß sie sogleich wieder zurückkehrte, sie schüttete der Kranken die letzte Arznei ein, und in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihren Armen verschied sie. Leoni ward der Erbe ihres Vermögens. Auf eine Anklage wegen unzweifelhafter Vergiftung wurden er und Juliette verhaftet und untersucht, aber freigesprochen. Der allein schuldige Marquis hatte sich davon gemacht. Jetzt fing Leoni wieder sein verschwenderisches leichtsinniges Leben an, und vernachlässigte wieder Julietten. Während Leoni den größten Theil des neuen Reichthums auf jede Art verschwendete, verseufzte sie ihr Leben in Schaam, Kummer und Eifersucht. Ein Brief, mit der Nachricht, daß ihre Mutter todtkrank sei, rief sie nach Brüssel, sie eilte hin, erhielt die Verzeihung der Sterbenden, versank in einen dumpfen Trübsinn und dachte nicht mehr daran, zu Leoni zurückzukehren. Ihre Tante begegnete ihr mit trüber schonender Milde. Sie sah sonst Niemand. Sie schauderte vor dem Gedanken, den einst so Heißgeliebten wieder zu sehen; sie besaß nicht mehr die Kraft zu lieben oder zu hassen. Nachdem sie, wie sie es nicht anders erwartet, lange ohne Brief geblieben, kam einer an mit traurigen Nachrichten. Es war ein anderes, späteres Testament der Fürstin an den Tag gekommen, das nicht Leoni zum Erben einsetzte. Er sollte das Verschwendete ersetzen, und wurde ins Gefängniß geworfen. Juliettens Entschluß war gefaßt; mit der schweigenden Zustimmung ihrer Tante verkaufte sie Alles, was sie hatte, eilte nach Mailand, zahlte Leoni's Schulden und befreite ihn aus dem Kerker. Aber er war körperlich und geistig ganz heruntergekommen und beinahe wahnsinnig; es blieb ihnen nur wenig Geld übrig; sie gingen nach Florenz, und mit ihrer Hände Arbeit ernährte Juliette den Unglücklichen, Stumpfsinnigen, der sie beständig seinen Mißmuth über die jetzigen Entbehrungen fühlen ließ, ihr seine armseligen Kleider zeigte, und ihr Vorwürfe machte: „Du kannst mir also keine andern schaffen? Du willst mir keine andern schaffen?" und solche Reden unzählige Male wiederholte. Sie verstand nicht den abscheulichen Sinn, der darin lag; er glaubte, sie wolle ihn nicht verstehen und mißhandelte sie aufs grausamste. Zwar bat er sie nachher fußfällig um Verzeihung, aber sie wich selbst am Ende solchen Aussöhnungen aus, welche seinen Nervenzustand nur verschlimmerten. Wenn sie bisweilen Nachts aufwachte, sah sie ihn mit düsterer Miene vor ihrem Bett stehen, und glaubte, er wolle sie tödten. Endlich machte er einen teuflischen Versuch, sie dem Lord Edwards in die Hände zu spielen; Juliette sprang zum Fenster hinaus; Leoni und seine Mitschuldigen entflohen; Juliette wurde todtkrank aufgehoben, und wäre in ein Hospital oder Irrenhaus gebracht worden, wenn nicht der Spanier Don Aleo Bustamente sich ihrer großmüthig angenommen und für ihre Herstellung alle ersinnliche Sorge getragen hätte, ohne ihre jammervolle Lage und ihre Ohnmacht irgend zu mißbrauchen.

So weit erzählte Juliette in jener Nacht und Don Aleo erklärte ihr die Gefühle, die sie ihm, der nie geliebt hatte, eingeflößt. Ein Weib, das so liebte und duldete, wie Juliette, war die Erfüllung seiner Ansprüche an eine Frauenseele. Was ihm den Muth gab zu dem Versuche sie zu trösten, war die Gewißheit, daß er sie aufrichtig und edelmüthig liebe. Aus ihrem Gebet um Vergebung für Leoni hatte er die Hoheit ihrer Seele, aus ihren Fieberphantasien ihre Liebefähigkeit erkannt. „Ich hatte," schloß er, „endlich das Glück, Dein Leben und Deinen Verstand zu retten, meine arme Juliette; seit dieser Zeit habe ich viel gelitten und bin sehr glücklich gewesen durch Dich. Ich bin vielleicht ein Narr, daß ich mich nicht mit der Freundschaft und dem Besitz eines Weibes wie Du, begnüge; aber meine Liebe ist unersättlich. Ich möchte geliebt sein, wie Leoni es war, und ich peinige Dich mit vollem Ehrgeiz. Ich habe nicht seine Beredsamkeit und seine bestechenden Eigenschaften, aber ich liebe Dich. Ich habe Dich nicht betrogen, ich werde Dich nie betrügen. Dein Herz, so lange gehetzt, sollte endlich zur Ruhe kommen, indem es an dem meinigen schlummerte. Juliette, Juliette, wann wirst Du mich lieben, so, wie du lieben kannst?" — „Jetzt und immer!" anwortete sie; „Du hast mich gerettet, hast mich geheilt und Du liebst mich. Ich war wahnsinnig, ich sehe es wohl, daß ich einen solchen Menschen liebte. Meine Erzählung hat mir die beinah vergessenen Schändlichkeiten wieder in die Seele gerufen. Du bist mein Freund, mein Bruder, mein Geliebter" „Sag auch, mein Gatte! ich flehe Dich, Juliette!" „Mein Gatte, wenn Du willst," sagte sie, und umarmte ihn mit einer ihm ganz ungewohnten Zärtlichkeit, die ihm Thränen der Freude und der Dankbarkeit erpreßte.

Am folgenden Tage, es war Dienstag der Fastenwoche, und überall ein reges Maskengewimmel, fuhr das Paar auf einer Gondel auf dem Canal der Gnidecca. Sie schlossen sich nebst mehreren andern Gondeln und Fahrzeugen einer schön geschmückten Barke an, worauf sich eine aufs reichste und glänzendste gekleidete Truppe von Masken befand. Besonders zeichnete sich auf diesem Schiff ein Mann aus, in einem langen Kleide von blaßgrüner Seide, mit breiten golde-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diät – Freunde.

Ich sage dir.. wir... sind ganz richtig... komm' nur.. aber leise.. ganz leise... du sollst sehen, deine Frau merkt nicht das Geringste.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nen und silbernen Arabesken gestickt. Er stand aufrecht da und spielte die Guitarre; seine Haltung war so edel, sein Wuchs so schön, daß er wie geboren schien für prächtige Kleider. Bustamente machte Juliette auf ihn aufmerksam, aber diese zerstreut und nachdenkend, sagte nur: „ja, ja, herrlich!" und sah kaum hin. Sie kamen dem Fahrzeuge ganz nahe und berührten es an der Stelle, wo der schöne Mann stand. Dieser beugte sich gegen Juliette hin, wie um sie zu erkennen, nahm seine schwarze Maske ab, die ein ausgezeichnet schönes und edles Angesicht enthüllte, und rief halblaut ihren Namen. Sie zitterte wie von einem galvanischen Schlage getroffen. „Juliette!" wiederholte er mit etwas stärkerer Stimme, „Leoni!" rief sie mit Entzücken. Der Spanier war wie im Traum, betäubt und besinnungslos. Juliette raffte sich auf und schwang sich, wie durch einen Zauber gehoben, hinüber auf das Schiff; ein wahnsinniger Kuß vereinigte ihre Lippen. Erst in seinem Quartier kam der Spanier wieder zur Besinnung, er fand sich allein; Juliette war mit Leoni verschwunden. Er wüthete und tobte wie ein Epileptiker. Am Abend erhielt er einen Brief von Julietten: „Verzeihe mir, verzeihe mir, Bustamente! ich liebe, ich verehre Dich! ich segne Dich auf den Knieen für Deine Liebe, Deine Wohlthaten; hasse mich nicht! Du weißt, ich gehöre nicht mir selbst an, eine unsichtbare Hand waltet über mir und wirft mich wider meinen Willen in die Arme dieses Mannes. O mein Freund! verzeihe mir! räche Dich nicht! ich liebe ihn, ich kann nicht leben ohne ihn. Ich kann ihn nicht am Leben wissen, ohne nach ihm zu verlangen, kann ihn nicht vorübergehen sehen, ohne ihm zu folgen. Ich bin sein Weib, er ist mein Herr, siehst Du? es ist unmöglich, daß ich mich seiner Leidenschaft und seiner Gewalt über mich entziehe. Du hast es selbst gesehen, ob ich seinem Ruf zu widerstehen vermag. Er war wie eine magnetische Kraft, die mich aufhob und mich an sein Herz warf; und doch war ich bei Dir, meine Hand war in der Deinigen, warum hast Du mich nicht zurückgehalten? Deine Hand that sich auf, Dein Mund vermochte nicht mich zurückzurufen; Du siehst, alles dies hängt nicht von uns ab. Es ist ein geheimer Wille, eine magische Kraft, die diese seltsamen Dinge ordnet und vollbringt. Ich kann die Kette zwischen mir und Leoni nicht zerbrechen; es ist die Kugel, welche die Galeerensklaven zusammenkoppelt, aber die Hand Gottes hat sie geschmiedet. O mein theurer Aleo, fluche mir nicht! ich bitte Dich fußfällig! Ich flehe Dich an, laß mir mein Glück. Wenn Du wüßtest, wie er mich wieder liebt, wie freudig er mich empfangen hat! welche Liebkosungen, welche Worte, welche Thränen ... ich bin wie trunken, ich glaube zu träumen." — Sie erzählte Leoni's Schicksale, bat Aleo, ihr zu verzeihen und zu denken, daß das Schicksal sie hingerissen habe, daß sie willenlos sei. „Untergehend," so schloß der Brief, „an den Klippen, an die es mich schleudern muß, werde ich Deinen Namen wiederholen und Dich anrufen als einen Engel der Gnade zwischen Gott und mir." — Trotz der Bitten Juliettens dachte der wüthende Spanier auf Rache. Er hörte, daß Leoni und der Marquis Lorenzo sich, aber erfolglos, um eine berühmte Buhlerin bemühten. Er ging zu dieser, erfuhr, daß sie Leoni aus triftigen Gründen tödlich hasse, und fand sie bereit, die Hand zu einer Mystification zu bieten. Er gab ihr ein Billet zum Abschreiben, worin sie Leoni einlud, zu einer bestimmten Stunde der Nacht an einem bestimmten Ort ihre Gondel zu besteigen, um mit ihr zusammenzukommen. Der Gondolier der Misana und Bustamente in Schifferkleidung erwarteten ihn. Sie führten ihn auf den Lido. Bustamente hieß ihn aussteigen, nahm ihn eine Strecke weit mit sich hinein in das sandige Ufer und zwang ihn, ohne seinen Namen und den Grund zu nennen, trotz seiner Weigerung, zum Zweikampf auf Leben und Tod. Leoni fiel, erschüttert fuhr Bustamente wieder zurück. Sie kamen an dem Dampfschiffe wieder vorbei, das eben nach Triest abgehen sollte. Aus einer Gondel stieg ein Paar auf der Leiter das Dampfboot hinan. Erstaunt und wie im Traume rief Bustamente dem Christofano. „Ist das nicht der Baron Leone de Leoni, der mit einer Dame nach Triest abreist?" „Ja Herr," antwortete dieser. Mit einem gräßlichen Fluch fragte der Spanier wieder: „Ha und wer war denn der Mann, den wir heut Abend nach dem Lido führten?" „Euer Excellenz wird das wohl wissen — der Marquis Lorenzo von . . . ."

Dies ist der wesentliche, kurzgefaßte Inhalt einer Erzählung, die sich in ihrer Ausführlichkeit vollkommener und künstlicher abrundet, als die Skizze errathen läßt. Keines Lobes bedarf die treffliche, fließende, geglättete und doch leidenschaftliche Sprache, die meisterhaften Schilderungen der Scenen und der Zustände. In ihrer Beschreibung der Aeußerlichkeiten und des Kostüms, so scharf und so characteristisch sie oft ist, nähert sich die Verfasserin nie denjenigen Schriftstellern, welche bei Schneidern und Modehändlern Unterricht genommen zu haben scheinen. Die psycho-

logischen Interessen überwiegen bei weitem die sonst oft mit so großer Vorliebe behandelten dé-hors. Der Zusammenhang, die Fabel ist einfach und leicht übersehbar, auch darüber, daß der bei weitem größere Inhalt des Buchs einer Person als Erzählung Einer Nacht in den Mund gelegt ist, wollen wir nicht mit der Verfasserin rechten. Treten wir an die Charaktere hinan, so muß man zugeben, daß der Charakter Juliettens, der freilich mit dem Leoni's unauflöslich verschmolzen ist, trefflich gezeichnet und die Entwicklung vom jugendlichen Leichtsinn bis zum Heroismus des Unglücks und dem willenlosen Wahnsinn der Leidenschaft in einer meisterhaften Steigerung durchgeführt ist. Unbegründet würde die Bedenklichkeit sein: woher dem leichtsinnigen Mädchen solche Kraft und Stärke kommen solle in solcher Lage? Die verborgenen Tiefen der Seele, die noch nie das Senkblei der Psychologen ergründet und gemessen hat, öffnen sich gerade am weitesten, wenn das Ungewöhnliche und Ungeheure hereinbricht, und sicherlich behauptet in Julietten neben den gewaltigsten Kraftäußerungen auch die weibliche Schwäche genugsam ihr Recht. Schwieriger ist der Charakter Leoni's zu fassen und zu beurtheilen. Ist er ein Betrüger, ein falscher Spieler mit Seelen wie mit Karten, oder ist alles an ihm falsch, treulos und frevelhaft; nur seine Liebe nicht? Uebt er eine bewußte willkührliche Macht aus über das Herz des Weibes, oder ist er durch denselben Zauber an sie gekettet, wie sie an ihn? Alles erwogen, kann man nicht umhin, zu glauben, daß es ihm Ernst war mit seiner Liebe, daß die Schönheit und die hingebende Treue seiner Geliebten eine mächtige Gewalt über ihn hatten, aber doch war er mehr der Zauberer, von dem die Kraft ausging, die dann auf ihn selbst zurückwirkte. Fällt aber ein solcher Charakter in die Grenze der Möglichkeit? Im Eugen Aram hat Bulwer versucht, einen durchaus großartigen und edlen Charakter zu schildern, der sich doch aus gemeinen Beweggründen mit einem Mord befleckte; nur wenige können in diesem Charakter Einheit, die Bedingung der Möglichkeit, finden; die Verfasserin des Leoni giebt zwar ihren Helden in jeder anderen Beziehung Preis, aber er soll doch liebend im edelsten Sinne und der Liebe werth bleiben. Geht je das Verbrechen, die systematisch betriebene Niederträchtigkeit wirklich so spurlos über die Stirn und das Auge eines Menschen weg? Kann die Liebe eine einzelne Provinz des Herzens einnehmen, welche in üppig prangender Fülle steht, während in den andern die Pest wüthet? Kann sie eine solche Oase in dem wüsten Sandmeere grünen lassen? Berücksichtigt muß werden, daß wir Leoni nur durch das Auge Juliettens zu sehen bekommen, das von ihm gleichsam bezaubert war, und um seinen Charakter erklärlicher zu finden, erinnere man sich daran, daß der Gegensatz der bewußten Heuchelei und der Unbefangenheit im Leben so gar häufig ununterscheidbar vorschwimmt. So mochte Leoni immerhin seine Liebe zu Zeiten für echt, und für den gesunden, den unverletzten und heiligen Theil seiner Seele halten, und wie er einerseits in der Sünde schwelgte, andererseits noch mit etwas Edlem und Heiligem coquettiren. Daher getrauen wir uns nicht, über diesen Charakter kritisch abzusprechen, zu dem vielleicht der welterfahrenen Dame, die ihre Feder in ihr Herzblut zu tauchen scheint, ein Modell der Wirklichkeit vorschwebte. Auch die sogenannte poetische Gerechtigkeit in dieser Erzählung wird sich als unverletzt nachweisen lassen; denn daß die Hauptpersonen unversehrt von Venedig abreisen, ist keine Bürgschaft ihrer Straflosigkeit und ihres Glücks; in Juliettens letztem Brief sind die schwärzesten Ahnungen der Zukunft ausgesprochen, und ihr Entzücken selbst über den wiedergewonnenen Geliebten hat ungefähr so viel mit der Empfindung des Glücks gemein, als der rasende Tanz eines von der Tarantel Gestochenen mit der Freude eines unschuldigen Mädchens im Ballsaal. Leoni aber ist vorher schon so tief gesunken, daß er keiner nachträglichen Strafe mehr bedarf; das ihm aufgedrückte geistige Brandmal ist unauslöschlich. — So bliebe nur noch übrig, uns über die Idee dieser Erzählung auszusprechen, und hier können wir nicht umhin, etwas länger zu verweilen.

Der Roman enthält in einem gewissen Sinn eine Metaphysik der Liebe — aber in welchem Sinn! Leoni's Reden — im Auszug mitgetheilt — geben die Theorie, und Juliettens Hingebung bewährt sie. Die Liebe ist das einzige wahrhaft Seiende in der Welt, die höchste einzige anzuerkennende Macht des Lebens, das Ursprüngliche und das Letzte; die Liebe verlangt, macht möglich, und vergütet jedes Opfer; ihr Gegenstand ist nur das reinste Selbst des Geliebten, ausgeprägt in der Persönlichkeit, aber unerreichbar jeder Befleckung durch zufällige Umstände und Thaten, immer sich selbst gleich, trotz aller wechselnden Masken. Gleich dem Magnete wirkt sie durch eine Scheidewand hindurch; sie sieht im Dunkel, wie im Tageslicht, sie vernimmt den fast unhörbaren Hauch des Geliebten. Die Dialektik, womit dies Alles ausgeführt ist, wäre einer Stelle in Platons Symposion nicht unwürdig;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Sophistik, womit bewiesen wird, daß bei der Liebe nichts ihr Fremdes, nicht Tugend noch Sünde in Betracht komme, daß sie allein durch und in sich beseligend sei, ist bewundernswerth — aber entsetzlich! entsetzlich wie die dämonische Gewalt, welche sie über die Seele Juliettens erlangt und ausübt. Leicht wird man erinnert an die sonst aufgestellten Lehren von der Alles versöhnenden, Alles ausgleichenden und heiligenden Macht der Liebe — aber von diesen Sätzen ist jene Ansicht so weit entfernt als — wir möchten beinah sagen, die Hölle vom Himmel. Jene erhabenen Attribute kommen der Liebe zu, welche erleuchteter, erwärmter, befreiter Wille ist, nicht derjenigen, in welcher der Wille sich gleichsam versteckt, nicht der Liebe, welche zum blinden, unwiderstehlichen Fatum für das Menschenherz wird. Die Götter der Alten waren menschlichen Leidenschaften und der Nothwendigkeit des Schicksals unterworfen; die heutige Skepsis macht die menschlichen Leidenschaften zu Gottheiten; erhebt sie zum Fatum und die von ihnen Beherrschten werden durch das verklärende Licht der Poesie dargestellt als die eigentlich Gottbeseelten, als höhere, zum tiefsten innersten Geheimniß des Lebens hindurchgedrungene Naturen. Diese magnetisch zwingende, der Freiheit beraubende Liebe, die wie eine Woge, das Herz bald empor schleudert, bald in die Tiefe stürzt, negativ allmächtig, sofern keine Macht etwas über sie vermag, Verächterin des Himmels und der Hölle — ist nur einen Schritt weit entfernt vom Haß; Leoni verräth Juliette, und sie verabscheut ihn, während sie ihn gleich darauf wieder wahnsinnig liebt. Anerkannt wird von ihr selbst der dämonische Zug und Zwang; aber nirgends eine ihm noch überlegende Macht in oder außer ihr geahnt; sehend, aber willenlos eilt sie dem Abgrund zu. Das düstere Gemälde des Fatalismus der Leidenschaft hat keinen heiteren, beruhigendern Hintergrund. Wird er der Triumph der modernen Poesie werden, Alles zurückzudrängen, um den Leidenschaften ganz freiem Raum zu schaffen und dem aus ihnen sich entspinnenden Verhängniß alle Ideen von Vorsehung und sittlicher Weltordnung zum Opfer zu bringen? Die Kritik wird hier kaum mitzusprechen haben; es gehört dies vor das Forum der Speculation; aber aufmerksam wird sie darauf machen dürfen, daß es bisher als der Ruhm der christlichen Weltansicht und Poesie galt, das Herbe des alten Fatums, das doch mit der Sittlichkeit in engem Zusammenhange stand, gemildert und verklärt zu haben. — Zur Vergleichung erinnern wir an zwei poetische Behandlungen derselben oder einer ähnlichen Idee: an das Gedicht Tristan und Isole von Gottfried von Straßburg und an Kleist's Käthchen von Heilbronn. Dort ist die Liebe des schönen Paars eine allerdings sündhafte und verderbliche und wird auch als solche behandelt; aber beide waren außer dieser Sünde, edel und tadellos, und sie waren zu dieser verbrecherischen Liebe durch einen unwiderstehlichen Liebestrank entzündet. Läßt sich nun gleich dies symbolisch deuten, so daß dadurch ihre Freiheit und Schuld nicht aufgehoben wird, so gibt doch der ganze Hintergrund eine andere Ansicht von ihrer Liebe, als dies bei Leoni und Juliette der Fall ist; auch schweben die Personen jenes Epos in einem ätherischen Gewölk über der Erde, und man kann sie nicht berühren; dagegen die Personen des Romans auf dem bekannten Boden der Erde wandeln und nur durch ihre Gleichartigkeit und Fremdheit zugleich erschrecken. Im Käthchen hat Heinrich von Kleist die unüberwindliche Macht, den überwältigenden Zug einer treuen, bewußtlos entsprungenen Liebe poetisch dargestellt und gefeiert. Aber diese Liebe, wenn auch befremdend und wunderbarer als die Juliettens, ist in ihrer würdigen Wahl (oder Nöthigung) erfreulich und in ihrem Siege rührend; sie wird mit Schmerzen empfangen, aber zur Lust und Wonne verklärt; die Liebe in Leone Leoni beginnt in Leichtsinn und verschwindet in gräßlicher Nacht.

Der Auctionator. *

(Aus: Les Anglais peints par eux mêmes.)

Die englischen Auctionatoren sind eben sowohl berechtigt, Eigenthum aus freier Hand zu verkaufen, als durch öffentliche Versteigerung; der hier folgende Artikel enthält das witzige und treue Facsimile einer der bombastischen und pomphaften Anzeigen, welche sie in die Journale einrücken lassen.

Master Redbreast, wenn Sie wieder eine wichtige Versteigerung haben ....

— Mein Herr, fällt Mr. Redbreast ein, schiebt seinen Daumen in den Aermelausschnitt seiner Weste und wirft auf den Frager einen Blick voll Majestät, alle meine Versteigerungen sind von Wichtigkeit.

Diese kurze Phrase offenbart und enthüllt die ganze Philosophie des Auctionators. In der That gibt es keinen noch so unerheblichen Gegenstand, der nicht unter seinen industriösen Händen während der Auction im Werthe stiege und dessen Preis er nicht vor dem Zuschlage zu erhöhen verstände.

„Meine Herren," rief ein geschätzter Auctio-

* s. die hierzu gehörige artistische Beilage.

nator bei der Versteigerung der anatomischen Präparate des unlängst verstorbenen Professor Brookes, „ein sehr merkwürdiges, sehr sonderbares und sehr seltenes Specimen einer vom Spleen afficirten Milz. Was meinen wir zu diesem unschätzbaren Artikel? In der That ein höchst seltenes Exemplar, ein köstliches Ding, ein wahres Kleinod für den jungen Studenten! — Dreißig Schillinge! — Danke, mein Herr. Wie, nur dreißig Schillinge für eine solche Seltenheit!? — Fünf und dreißig! — ein solches Kleinod!...— Vierzig! — Danke, mein Herr. Nur vierzig Schillinge für diese unschätzbaren Präparate! Meine Herren, das heißt nicht verkaufen, das heißt, den Spleen gratis geben! bietet Keiner mehr?! Zugeschlagen! folgt die Nummer....."

Und der Auctionator bemüht sich die außerordentlichen Reize eines verknöcherten Herzens, einst das persönliche Eigenthum eines berühmten Advokaten, ins gehörige Licht zu stellen, indem er seinem Auditorium versichert, daß, seitdem Herzen überhaupt schlagen, es nimmer ein so „durch und durch verknöchertes" gegeben hätte.

Ein leichtes Murmeln durchläuft die Versammlung, als der Auctionator mit gedämpfter Stimme, die jedoch in den entferntesten Theilen des Saales vernehmlich ist, die Bemerkung zu machen wagt, daß das Herz schon das Doppelte der dafür notirten Summen werth sei, wenn man nur Schachfiguren oder Tabatieren daraus verfertigen ließe. Diese schlaue Bemerkung versetzt, zum großen Erstaunen ihres Urhebers, das Auditorium plötzlich in fröhliche Stimmung; und da der Auctionator jetzt mit Grund auf höhere Gebote rechnen kann, so strahlt sein kupfriges und fettes Angesicht im Glanze der Selbstzufriedenheit wie ein Karfunkel; mit Blitzesschnelle nimmt er seinen Vortheil wahr und führt seine Manöver mit Meisterschaft aus. Der wahre Auctionator bringt selbst eine der sieben Plagen Israels zur Versteigerung, und versichert mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit, daß dies Heuschrecken der besten Qualität und daß den Liebhabern der Entomologie nimmer wieder eine so günstige Gelegenheit geboten werden könnte.

„Meine Herren," ruft Mr. Redbreast, der im Begriff ist, eine Partie sehr altes und schadhaftes Porcellan zu versteigern; „Meine Herren! betrachten Sie diese prächtige chinesische Vase, die ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfehlen muß."

— Master Redbreast, hm! murmelte halbvertraulich einer der Kauflustigen, die Vase.... hat einen Riß.

„Ich schätze mich glücklich, die Anwesenden benachrichtigen zu können," erwiedert Mr. Redbreast mit erhabener Stimme, „daß die Vase einen Riß hat, das heißt, einen kleinen, unmerklichen Riß. Dieser Umstand ist ein triumphirender Beweis von der Stärke des Porcellans; denn es ist bis zur Evidenz erwiesen, daß der Schlag, den die Vase erlitt, unfehlbar einen Ziegelstein zermalmt hätte, während dies köstliche Gefäß, das ich Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen die Ehre habe, nur einen Riß, oder vielmehr eine leichte Schramme erhalten hat."

Tief und allumfassend ist das Wissen des Auctionators, oder, wenn dies nicht der Fall, was zuweilen vorkommt, so besitzt derselbe einen bewundernswerthen Tact, seine Unwissenheit mit Erfolg zu bemänteln; ohne Zweifel das nützlichste aller Talente, das mehr Leute in die Höhe gebracht, als gründliche Gelehrsamkeit. Der Auctionator ist ein Naturwunder, eine lebende Bibliothek. Er ist im Stande, zu allen Zeiten und über den ersten besten ihm vorkommenden Gegenstand eine Rede zu halten, lang genug, um eine Zeitungscolumne zu füllen. Bei gewissen romantischen Gelegenheiten wird seine Rede rührend, pathetisch, er geräth sogar in Enthusiasmus, sei es nun, daß er den Preis der Autographa eines berühmten Staatsmannes oder eines vor Hunger gestorbenen Schriftstellers, die Gemälde-Gallerie eines königlichen Präsidenten der Maler-Akademie oder die Flittergarderobe eines verstorbenen oder zurückgekommenen Mimen in die Höhe treiben will.

Wir waren bei der Versteigerung des verstorbenen *** gegenwärtig, und versichern unsere Leser auf Pflicht und Gewissen, daß Mr. Redbreast die Perrücken des Sir Giles Overreach und des Herzogs von Glocester mit unerheuchelten Thränen tränkte. Die klaren Perlen seines Mitgefühls glänzten auf den falschen Haaren der häuslichen und königlichen Tyrannen, wie Morgenthau auf dem Rasen; und nimmer, nimmer werden wir den Ausbruch des gewaltigsten Schmerzes vergessen, womit der Auctionator den Stoßdegen des Prinzen von Dänemark... zu vierzehn Schillingen ihnen beilegte! Seiner Miene und seinen Gebärden nach hätte man es als eine Erleichterung für den armen Mr. Redbreast halten müssen, wenn in diesem Augenblicke das Dach des Hauses über ihm zusammengestürzt, oder der Erdboden zu seinen Füßen sich geöffnet hätte, als er, plötzlich getröstet, zu den folgenden Artikeln — dem Messer und der Kappe Shylocks — überging.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wir waren so glücklich, die Copie einer öffentlichen Anzeige zu erhalten, worin dieser Auctionator seine literarischen Talente glänzend entwickelt hat; sie ist im klassischen Styl geschrieben und gibt ein unwiderlegliches Zeugniß von der Allgewalt seines Genius. — Wir lassen sie hier folgen.

Dem Adel, der Fashion und allen Freunden der schönen Künste!

Mr. George Redbreast

hat die Ehre anzuzeigen, daß er mit dem definitiven Verkauf einer

Actie

von

Funfzig Pfund

zu dem prächtigsten, classischsten und besuchtesten Etablissement der drei Königreiche, bekannt unter dem Namen

Königliches Theater von Drury-Lane

beauftragt ist.

Diese Actie — es gereicht Mr. Redbreast zum unsäglichen Vergnügen die Thatsache bestätigen zu können — verschafft ihrem glücklichen Eigenthümer das unveräußerliche Recht eines

freien Entrees,

ein Privilegium, das in keiner Weise von der Laune eines etwaigen neuen Entrepreneurs angetastet werden kann, und das dem Actionär in eben der Art zugehört und sicher gestellt ist, als das Eigenthum des Theaters selbst

Seiner Gnaden dem Herzoge von Bedfort!

Mr. Redbreast, um den Ruf seiner unerschütterlichen Rechtlichkeit, die sein größter Stolz ist, zu rechtfertigen, und die von den ausgezeichnetsten Männern Großbritanniens, von denen er nur

Seine Königliche Hoheit, den verstorbenen Herzog von York

zu nennen sich erlaubt, anerkannt worden, glaubt schlechterdings bemerken zu müssen, daß mit dem Ankauf der obenerwähnten Actie das Recht eines

Wählers von Westminster

nicht verknüpft ist!

Dieser Umstand allein sollte schon dem Käufer zur besonderen Genugthuung gereichen, da er ihn vor dem unbehaglichen Tumult politischer Discussionen bewahrt, und ihm gestattet, sich ganz den erhabenen und wechselnden Eindrücken hinzugeben, welche die

entzückenden Schönheiten Shakespeare's

in ihm hervorgerufen, dessen Statue den prächtigen Porticus des Nationaltheaters schmückt und dessen Dramen zuweilen auf derselben Scene dargestellt werden, wo der Besucher im Geiste noch

die Schatten Kemble's, Mrs. Siddons und Kean's

eben so schrecklich, so zärtlich und so genial als ehemals

wandeln sieht!

Mr. Redbreast hält sich außerdem durchaus von der Nothwendigkeit überzeugt,

alle Liebhaber der höheren Reitkunst

auf diesen Verkauf aufmerksam zu machen, da der zeitige aufgeklärte und geschmackvolle Entrepreneur ihnen einen Genuß bereiten wird, wie kein anderer Schauspiel-Director, indem er die grooms und jockeys des corps dramatique zu ihrer Disposition stellen wird, und die, stets in hinreichender Zahl anwesend, alle Fragen der

Patrone des classischen Drama's

zu beantworten bereit sein werden!

Mr. Redbreast, durchdrungen von den Obliegenheiten des ihm gewordenen wichtigen Auftrags, wird es versuchen, selbst auf die Gefahr, seine Leser zu fatiguiren, die tausendfachen moralischen Vortheile aufzuzählen, — von den pecuniären zu geschweigen — welche den Actionärs

des berühmtesten Theaters in Europa

geboten werden!

Wenn man sich in's Gedächtniß zurückruft, daß der erste Moralist und Lexicograph Englands,

der gelehrte und fromme Doctor Johnson,

ein Freund Garrick's war und selbst für das Theater geschrieben hat; wenn man überdies weiß, daß er sich oft selbst in einer Prosceniums-Loge in goldgesticktem Rock und gallonirtem Hute zeigte;

Wenn es ferner ein historisches Factum ist, dessen Authenticität die Ränke der Sophisten vergeblich umzustoßen sich bemühen, daß der Doctor Young, der unsterbliche Autor

der unsterblichen Nachtgedanken

eine Tragödie geschrieben hat, und daß, um dem Leser ein Beispiel aus einer ferneren Zeit anzuführen

der große Milton

sich mit Abfassung eines Dramas beschäftigt hat; wenn

diese unbesiegliche Phalanx, diese Plejade der Moralisten

mit Erfolg zu Gunsten der Unschädlichkeit, ja der Nützlichkeit der Schauspiele citirt werden kann, glaubt Mr. Redbreast, noch auf andere Autoritäten gestützt, den Schluß ziehen zu dürfen, daß

der strengste Methodist

nicht anstehen wird,

diese einzige Actie

zu erstehen, die so fromme, so ehrenvolle und würdige Lobredner gefunden.

Die Vortheile, welche diese Actie begleiten und von ihr ausgehen, sind zu vielseitig, als daß sie in die engen Grenzen einer Zeitungsannonce gezwängt werden könnten. Doch, nachdem er die Moralität des Gegenstandes, in seiner ganzen hohen und ernsten Bedeutung dargelegt, wird Mr. Redbreast sich begnügen die anderen vielfachen Vortheile, welche an den Besitz dieser Actie, die, wie voraus zu sehen ist, bald

ein heiß bestrittener Schatz

sein wird, sich knüpfen, nur leise anzudeuten.

Das Theater Drury-Lane ist so glücklich gelegen, daß, in welchem Theile der Metropolis der Actionär auch wohnen mag, es ihm unmöglich sein wird

dies Sanctuarium des Genies

zu besuchen, ohne daß vor seinen theilnehmenden Blicken sich die bunten und wechselnden Scenen bewegten Lebens entrollen. Sei es nun, wie Mr. Redbreast sich anzunehmen erlaubt, daß der Käufer in den Vorstädten, in der Nähe

des Blattern-Hospitals,

dieses Monuments der Philanthropie, wohnt, so wird sein Geist sich stets durch die Betrachtung erhoben fühlen, daß er auf dem klassischen Boden wandelt,

wo Sotonius die Königin Bunadicea bekämpfte;

oder sei es, er hätte seinen Wohnsitz in der so malerisch gelegenen

Torthill-Street,

so kann er in feierlicher Mitternachtsstunde (denn er wird nie verfehlen, das Ende des letzten Stükkes abzuwarten) sich nie zur Ruhe begeben, ohne vom Anblick

der Abtei und ihrer berühmten Todten

zu Staunen und Bewunderung hingerissen zu sein.

Sei es ferner, daß der Actionär das Glück hat

in Athen-Brompton

zu residiren, wird er, wie jeder echte Britte, der Aspley-House passirt, es unterlassen können

den Sieger von Waterloo

dankbar zu begrüßen?

Nimmt man an, daß der Actionär in Cheapside wohnt, wird er sich an seinen häuslichen Heerd zurückbegeben können, ohne

Wrens erhabenem Genius

eine Huldigung, eine Huldigung, die ihn selber adelt, darzubringen?

Oder wenn er ein Bürger von Walworth ist, muß er nicht, bei der wohlbekannten Schenke

zum Elephanten und zum Thurm

vorüberwandelnd, an altenglische Gastfreundschaft denken!

Ist endlich der Actionär nur ein simpler Fußgänger oder fährt er mit einem Viergespann ins Theater, er kann nimmer diesen Tempel der Musen betreten, ohne sich an

historischen Erinnerungen

zu laben!

Mr. Redbreast schmeichelt sich, die kleinen lokalen Vortheile, die dem Actionär erwachsen, auf zureichende und angemessene Weise hervorgehoben zu haben, glaubt jedoch den angenehmsten Theil seiner Pflichten zu vernachlässigen, wenn er die Aufmerksamkeit des Käufers nicht auf die vielfachen Schönheiten

des Theaters selbst

lenken wollte!

Schon der Eingang für die Actionärs verdient das Epitheton „entzückend schön." Es ist in der That ein Kleinod, eine von

einem menschenfreundlichen Entrepreneur

erbaute bescheidene Winkelhalle zur Bequemlichkeit derjenigen gentlemen und ladies, welche freie Entreen genießen, wofern diese nämlich gültig sind. Wenn der Actionär aus dieser anmuthigen Schlucht tritt, befindet er sich

in einer prächtigen Vorhalle,

und hier erlaubt sich Mr. Redbreast, die aus dem schönsten parischen Marmor von Carew gemeißelte Statue von

Edmund Kean, in der Rolle des Hamlet, den Schädel Yorick's haltend

seiner besonderen Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Mit dem gediegensten Geschmack gewählte und aufgestellte Kunstwerke werden den Geist des Zuschauers angenehm beschäftigen, bevor der Liebhaber des Dramas

die wahrhaft majestätische Treppe

hinansteigt, die ihn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu allen Logenrängen führt.

Mr. Redbreast, aufs Innigste überzeugt, daß er kein Ende finden könnte, wenn er von der Eleganz des Innern, der klassischen Schönheit des Prosceniums, der Räumlichkeit des Orchesters, der Artigkeit der Logenschließerinnen und en passant

von der Bequemlichkeit des Foyers

sprechen wollte, sieht sich gezwungen, ein so reiches Feld zu verlassen und sich mit der angenehmen Ueberzeugung zu begnügen, daß

der Geist der Loyalität,

der auf unserer vom Himmel begünstigten Insel herrscht, ein Geist, dessen Reinheit und Glanz,

alle bei trübem Fackelscheine gehaltenen Meetings

verdunkelt, die großherzigen Söhne Albions anfeuern wird, sich um jeden Preis in den Besitz der in Rede stehenden Actie zu setzen, wenn sie unter dem Siegel des Geheimnisses erfahren werden, daß

unsere liebenswürdige und jungfräuliche Königin

in diesem Nationaltheater und zum Ruhme des nationalen Drama's eine in einfacher, aber charakteristischer Eleganz verzierte

königliche Loge

hat, die sie nie besucht, ohne die Neigung für das Theater und die Hoffnung für das

Wiederaufblühen der dramatischen Kunst

wachsen zu sehen.

In diesem imposanten Gebäude kann der Actionär seinen Geist erquicken, seine britische Loyalität cultiviren, sich an van Amburg und seinen Bestien wie

an dem Lächeln Victoria's

ergötzen; und, wenn seine Stimmung nicht allzu ernst, in den Zwischenacten den Glanz und die Strahlen des feenhaften Lüstre mit dem Brillantfeuer

in den Augen der Ehrendamen

vergleichen!

Mr. Redbreast will die Geheimnisse der Coulissen, in Bezug auf die

grosen und interessanten Neuigkeiten,

die man vorbereitet, nicht enthüllen; dennoch kann er sich nicht enthalten, den Käufern im Vertrauen mitzutheilen, daß der geniale Director ein enormes Bassin unter der Scene bauen läßt, und daß diese und andere großartigen Zurüstungen, der Procedirung eines

wunderschönen lebenden Nilpferdes

gelten, des ersten dieser interessanten Thiere, das jemals auf irgend einem Theater Europa's, Asiens, Afrika's und Amerika's producirt worden.

Schließlich, und Mr. Redbreast schließt mit Bedauern, benachrichtigt er achtungsvoll die darauf Reflectirenden, daß man einen sehr detaillirten Bericht über die anderweitigen Vortheile, welche an den Besitz der in Rede stehenden Actie von funfzig Pfund geknüpft sind, ebenso den lithographirten Plan des Theaters, des Foyer's, des Saales ꝛc. zum Preise eines Shillings, eine Woche vor der Versteigerung, die unwiderruflich auf den 1sten Juli 1839 festgesetzt ist, im Büreau des Mr. Redbreast erhalten kann.

Diese Annonce, die, wir hoffen es, die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Nachwelt erregen wird, zeugt von der Schlauheit und Weltklugheit des Auctionators, der die überaus wichtige Kunst versteht, einzig durch die Macht des Wortes, aus Nichts Etwas zu machen. Er kennt die Menschennatur, und weiß, daß es Kauflustigen unmöglich wird, in dem bombastisch-metaphorischem Geschwätz, die Actie von funfzig Pfund von ihrer glänzende Umhüllung zu befreien. Nein, das freie Entree darf nicht in seiner nackten Armseligkeit erkannt werden! Das Talent des Auctionators verschmilzt es so durchaus mit den erhabensten und edelsten Dingen, seine leidenschaftliche Beredsamkeit bringt auf zauberische Weise so endlose Vortheile damit in Verbindung, er amalgamirt so geschickt die Herzöge von Bedfort und York, den Geist Shakespears, die Schatten Kemble's, der Siddons und Keans, Johnson, Joung und Milton mit dem Gegenstande des Verkaufs, daß derjenige gentlemen, der zu der Actie von funfzig Pfund zu dem prächtigsten Etablissement der drei Königreiche Lust verspürt, sich unmöglich ganz von Täuschung losmachen kann. Es waltet eine wunderbare und geheimnißvolle Sympathie zwischen der Actie und den Celebritäten, mit denen der Auctionator blendet. Sie ist mit einem strahlenden Nimbus umgeben, und der Leser, sei es nun, daß er es nicht vermag, oder nicht will, trennt selten Wahrheit vom Schein; er kauft, und Mr. Redbreast hat das Ziel, nachdem er so eifrig gestrebt, erreicht.

Mehr als einmal haben wir uns beim Lesen eines Journals von dem Gemälde menschlichen Elends und Verbrechens, von den Wirrnissen politischer Debatten abgewandt, um die himmlischen Laubengänge, die goldglänzenden Bäche, die arcadischen Haine, die smaragdgrünen Auen, die Mr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Redbreast beständig empfiehlt, aufzusuchen. Mehr als einmal hat er unsere Phantasie durch die Schilderung der „mehr als italienischen" Schönheiten eines Landgutes in Lancashire entzündet! Wie oft haben wir uns nicht Taubenflügel gewünscht, um uns in die kühlen und erfrischenden Schatten und in die Thebaide eines entzückenden Landsitzes in der Grafschaft Kent zu begeben! Wie oft haben wir uns nach der köstlichen Abtei gesehnt, die unweit des Dörfchens liegt, des glücklichen Dörfchens, dessen Bewohner einen so köstlichen und naiven Humor haben, und von so unverdorbenen Sitten sind, daß das Wort „Mordbrenner" ihnen gänzlich unbekannt ist.

Fahre fort, Redbreast! Aufenthaltsorte der Wonne und des Friedens, Tempel der Druidengötter vor den Augen des staunenden Englands hervorzuzaubern! Werde nicht lässig, die Gärten der Hesperiden auszubieten, wo der Käufer noch den Vortheil hat, daß der dazu gehörige Drache, neben seiner poetisch äußerlichen Gestalt auch noch den Scharfsinn, die Gelehrigkeit, den Gehorsam und die Treue des Neufundland Hundes besitzt!

Dem Himmel sei Dank, noch lebt die Phantasie in unserem wuchertreibenden Säculum, ein Factum, das die glänzenden Gebilde unseres Auctionators unwiderleglich bezeugen. Aber würde Mr. Redbreast, dieser kluge Fischer auf den bewegten Wogen des Lebens, so glänzenden Köder auswerfen, wenn er nicht gewiß wäre, daß es noch Goldfische gibt, die daran hängen bleiben!

Der Auctionator bewaffnet sich und siegt mit dem Wort, und sein Erfolg, selbst bei den Lieblingen des Glücks, beweist, daß die Menschennatur in allen Klassen der Gesellschaft dieselbe ist. Der unwissende Bauer, der treuherzige Handwerker werden von dem verschmitzten Hausirer betrogen, der einen Eid ablegt, daß ein kupferner leicht versilberter Bleistift aus massivem Silber besteht. Der Auctionator bedient sich derselben Waffen, und mit dem Sylbenfeuerwerk allein unterwirft er sich den Geist des Millionairs.

(Douglas Jerrold.)

Das Fabrikmädchen. *

(Aus: Les Anglais peints par eux mêmes.)

„Oeffne den Mund, mein kleines Mädchen. Ach! vortrefflich! Sie sind da; alle vier sind sie da."

„Guter Gott, sie ist noch so klein, so sehr klein!"

„Das ist wahr; indeß schauen sie selbst; ein untrügliches Zeichen! Wie gesagt, da sind sie alle vier."

„Ich sehe sie allerdings; aber ... sie ist doch gar zu klein!"

Der Leser wird leicht erachten können, daß die obigen Phrasen Theile einer Unterredung zwischen dem vereideten Chirurgen und dem Inspector einer Baumwollen-Manufactur bilden, denen sich ein bleiches, armselig gekleidetes, ungefähr sieben Jahr altes Mädchen vorgestellt hat, um als Arbeiterin in die Fabrik aufgenommen zu werden. Wir sind gewiß, daß das kleine Mädchen nicht einen Tag über sieben Jahre zählt, dennoch, nachdem sein Mund von dem competenten Chirurgen, Mr. Fnamel untersucht, erkennt ihm dieser das vom Gesetz bedingte Alter von neun Jahren zu, so daß es, kraft der Parlamentsacte, als Arbeiterin in die Manufactur der Herren Brown und Jones aufgenommen werden darf, welche, nach dem Beispiel anderer Fabrikherren, die Zähne als Maßstab für das Alter der Kinder nehmen, ein Maßstab, den Leute vom Fach für untrüglich halten.

„Nun denn, wenn sie denn gewiß sind ..." fuhr der Inspector fort.

„Ob ich dessen gewiß bin!? Urtheilen sie selbst. Oeffne den Mund, Kleine."

Das Kind in seiner Herzensangst, wirft bittende Blicke auf den Chirurg, und öffnet noch einmal den Mund, und Mr. Fnamel hält die Kinnbacken aus einander, und auf die Zähne und das Zahnfleisch deutend, fährt er fort, seine Behauptung zu erweisen, während dem armen kleinen Mädchen vor Schmerz die Thränen über die Wangen rennen.

„Sehen sie, das neunte Jahr, wie ich schon bemerkt, ist vollständig zurückgelegt. In dem neunten Jahre werden die Milchzähne in dem Ober- und Unterkiefer stets durch die Schneidezähne verdrängt. Sie sind ein untrügliches Zeichen für dieses Alter und, da sind sie!"

Und mit selbstgefälliger und triumphirender Miene zeigt Mr. Fnamel auf die Elfenbeinspitzen, die des Kindes Mund schmücken.

„Sie haben Recht, Mr. Fnamel. Ohne Zweifel ist alles nach Vorschrift."

„Dies wäre beseitigt," ruft der Chirurg, „lassen Sie eine andere kommen."

Wir wollen den Chirurg in seinen Untersuchungen fortfahren lassen und uns unmittelbar mit dem kleinen Mädchen beschäftigen, das nach dem Zeugniß ihrer Zähne das neunte Jahr zurückgelegt, jetzt freudig zu seinen Eltern läuft, um diesen ihr gutes Glück zu verkünden. Sie ist an-

* s. die hierzu gehörige artistische Beilage.

AUCTIONATOR.

Lith. Anst. v. F. Silber i. Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genommen, sie wird Lohn erhalten! sie hat ja Schneidezähne!

Das Kind des Reichen wird zu dem Modezahnarzt gebracht, damit dieser den Gang der Natur beobachte und erleichtere. Der theure Patient, der sich gewöhnlich rebellisch zeigt, wird entweder durch die schmeichelhafte Verheißung besänftigt, daß er sich zweier Perlenreihen erfreuen wird, oder durch die Drohung nachgiebig gemacht, daß er Stümpfe statt der Zähne bekommt, die ihn zum Ungethüm gestalten müssen. Er leidet geduldig unter den Händen des Operateurs, und bringt demjenigen, was man in der Welt als etwas sehr Wesentliches betrachtet, dem äußern Schein, das erste Opfer. Für dieses Kind ist der Zahnarzt, ungeachtet des Schreckens, mit dem er sich umgiebt, der Diener des Reichthums, der von den Eltern ansehnlich honorirt wird, die Schönheit ihrer Sprößlinge zu wahren, und dessen geschickte Hand stets geschäftig ist, ihre Reize zu erhöhen oder ihre Gebrechen zu heilen.

Anders aber ist es mit dem Kinde des Armen; da ist der Zahnarzt nur der Schiedsrichter für ihre Arbeitsfähigkeit. Wenn er den Mund des reich und hochgebornen Kindes behutsam prüft, ruft er: „Köstliche Zähne, sie werden Neid erregen!" Auf das Zahnfleisch des Armen aber wirft er nur einen flüchtigen Blick und sagt kalt: „Du hast Deine Schneidezähne, arbeite!"

Unser kleines Fabrikmädchen hat also das arbeitsfähige Alter erreicht; aber von diesem Augenblicke an ist es kein Kind mehr, es ist das Diminutiv einer Frau. Es hat seine Kinderjahre in Mangel und Noth verlebt. Seit dem zartesten Alter den ganz Tag allein gelassen, ohne Aufsicht, ohne Pflege, hat es nie die Süßigkeiten der Mutterliebe empfunden, das Elend hat sie ertödtet, das Elend, das sich auf die Schwelle der Armen lagert und das menschliche Herz erkaltet und versteint. Und mußte die Mutter nicht arbeiten gehen, damit ihr Kind, das sie unter dem Schutze der Engel daheim zurückgelassen, nicht Hungers sterbe? Gott allein weiß, wie sauer ihr der Gang geworden, wie schwer sie sich von ihrem Kinde getrennt! Bald darauf muß sie einem anderen Kinde die wenigen Stunden oder vielmehr Halbstunden zuwenden, die sie der Arbeit abstiehlt; es folgt ein drittes und ein viertes, arme und hülflose Wesen ohne Schutz und ohne Brod; und unser Fabrikmädchen sieht sich in seinem sechsten Jahre schon in eine Ernährerin verwandelt, und wiegt einen halbnackten Bruder auf seinen mageren Armen. Es fehlt ihm die Kraft, ihn zu tragen, und doch schleppt es ihn, unter seiner Bürde keuchend und mit unsicheren Schritten mit sich umher. So sitzt es an den Straßenecken, durchstreift die öffentlichen Plätze oder die engen, versteckt liegenden Gassen, wo das Verbrechen, das Elend und der Schmutz sich um den Vorrang streiten, und wo ihm der Keim des Lasters eingeimpft wird. Es ist ein sehr glücklicher und seltener Fall, wenn es sich rein erhält, wenn es dem bösen Beispiel nicht unterliegt, und dennoch, wenn das Gegentheil eintrifft, staunen später die ehrbaren Leute über seine Verderbtheit.

Und so verlebt das arme Mädchen seine ersten neun Jahre. Ach, welche Kindheit! Welk, hager, niedergedrückt von frühzeitigem Kummer, blaß und entmuthet von dem Anblicke des grenzenlosen Elends seiner Umgebungen, scheint es nie jung gewesen zu sein. Kaum glaubt man, daß die Jahre ihm ein noch älteres Ansehen geben können, so sehr ist seiner kindlichen Gestalt der Stempel einer traurigen Frühreife aufgedrückt. Ihm, dem die zartesten Regungen des Herzens, der Friede und die Lust fremd; ihm war das Leben stets freudeleer, ohne Hoffnung, ohne Brod. Seine Heimath war die der Nacktheit, wo der Mensch, der Herr der Schöpfung, sich als Sklave der niedrigsten Bedürfnisse zeigte und wo er sein Elend nicht immer stumm ertrug. Wie oft ist die Rohheit des Gatten, die Gefühllosigkeit des Vaters nichts als eine Folge des Elends! Wie oft ist Jähzorn und Wuth, womit die Armen sich untereinander begegnen, nichts als ein wilder Ausbruch unerträglicher Marter! — Und unser armes Mädchen hat alles dies mit angesehen und der dunkle Schatten des Bösen zog über sein Antlitz.

Folgen wir dem Kinde in die Fabrik. Welche rauhe Witterung! Es heult der Sturm, es strömt der kalte Regen unaufhörlich nieder; die Straße ist mit dickem Eise belegt, die Luft sticht wie mit Nadeln und Schneewolken verdunkeln das Tageslicht. Es ist fünf Uhr Morgens; das Mädchen steht auf, und kaum hat es sich mit seinen kümmerlichen Lumpen bedeckt, so verläßt es, vor Kälte zitternd, das Haus. Arme Kleine! Bis in die Nägel ist ihr Blut erstarrt, ihre Schuhe, die öfter geflickt worden sind als sie es vertragen konnten, klaffen zollweit auseinander, ihre Füße sind mit Frostbeulen wie besäet, und mühsam nur schleppt sie sich vorwärts. Ihr Vater, der in derselben Fabrik arbeitet, nimmt sie dann wohl auf den Arm und setzt seinen Weg, um nicht zu fluchen, murrend fort. Das Mädchen ist neun Jahr alt und darum schleppt man es in der Kälte und Finsterniß eines grimmigen Januar-Morgens an die Arbeit!

TUTTI FRUTTI. 12

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jetzt ist die Kleine in der Fabrik. Von diesem Augenblick an hat ihre Kindheit vollständig aufgehört; sie ist ein Weib, allen Plagen des reifen Alters Preis gegeben. Täglich neun Stunden Arbeit, und der Rest der vier und zwanzig Stunden wird benutzt — wozu? Etwa zu jugendlichen Belustigungen, zu den glücklich-unschuldigen Erholungen der Kindheit? — Anderthalb Stunden sind zum Frühstück und Mittagbrod bewilligt; und wenn wir den hohen Preis des Brotes einer-, und das Lohn des Fabrikmädchens andererseits erwägen, so sind wahrlich anderthalb Stunden mehr als hinreichend für zwei Mahlzeiten, welche füglich in eben so viel Minuten beendet sein können.

Aber was geschieht in den übrigen Stunden? Unterrichtet man etwa das Kind in den einfachsten Elementen? Ach, welche Schwungkraft bleibt dem Geiste nach neun Stunden unausgesetzter Arbeit in einer Baumwollen-Fabrik! Welche Fähigkeit zu lernen! Wie viel Kraft in einem Buche zu blättern! Wie soll da der Geist für Eindrücke empfänglich bleiben, die den Menschen vielleicht eine Stufe über das zur Schlachtbank bestimmte Thier erheben! — Das Fabrikmädchen kommt nach Haus und was anderes kann es thun als schlafen, als zu vergessen suchen den Lärmen der Maschinen und die Höllentöne, unter deren Einfluß es den Tag über gelitten hat? Wer möchte ihm den Schlaf nicht gönnen, den Schlaf, der ihm vielleicht seelige Träume oder einen Schimmer des Glücks bringen könnte? Wer möchte ihm zumuthen zu lesen oder zu schreiben? Raubt ihm nicht seine einzige Lust, — das Vergessen!

Noch einmal müssen wir in die Fabrik zurückkehren. Das Mädchen ist in einen Saal getreten und zu dem übrigen Haufen blasser Kinder, der schon in voller Arbeit ist. Man könnte uns einwenden, daß ja alle Menschen zur Arbeit verdammt seien und daß es unstatthaft sei, Mitgefühl für die Leidenden zu erwecken. Immerhin! Aber wenn jemals die Engel weinen, so geschieht es dann, wenn sie auf die Verderbniß, den Betrug, die Niedrigkeit, die Gleißnerei und die Grausamkeit schauen, die die Erde beherrscht, und ihre Blicke werfen auf die kindlichen Tagelöhner, auf die Kinder ohne Kindheit, auf die jugendlichen Sünder, die im Schweiße ihres Angesichtes ein durch Korngesetze verkümmertes Brot erwerben.

Das Mädchen ist also in der Fabrik; man weiset ihm das Tagewerk an: Ach und welches Tagewerk! Sie, ein Kind, wird überantwortet der Maschine einem riesenhaften Wesen, einem fürchterlichen, gleichsam lebenden Geschöpfe, welches an die Größe und Kraft der vorsündfluthlichen Thiere erinnert und welches, wie durch lebendigen Instinct getrieben, mit unermüdlicher Beharrlichkeit fortarbeitet: ein Ungeheuer von Eisen, dessen Puls der Dampf ist.

Es ist ein eigenes Schicksal, welches die Menschen, gleichzeitig mit den Maschinen, zur Arbeit zwingt. Ihr, die ihr über den Opfern der Werkstatt stehet, die ihr euch an der heiteren Stirn, an dem rosigen Munde und an den lachenden Augen eurer Kinder erfreuet, regt sich nichts in eurem Herzen für die armen Geschöpfe, die an das schnaubende Ungethüm, Maschine genannt, gefesselt, den Bewegungen derselben mit mathematischer Genauigkeit folgen müssen, und deren fleischlose Arme und zarte Muskeln mit dem gewaltigen Triebwerk in so grellem Widerspruche stehen; wenn ihr sehet, wie des Kindes Herz angstvoll neben dem eisernen Pumpstock schlägt!!

Das monotone Geräusch der Maschine, eine erstickende, häufig auf 98° Fahrenheit steigende Hitze, die Nothwendigkeit eines unausgesetzten Fleißes von Seiten der Arbeiter, machen den Ort, wie das Handwerk gleich unerträglich. Wenn man die wahrhaft sociale Ungerechtigkeit erwägt, welche Kinder zur Maschine verdammt, wiederholt man unwillkührlich beim Anblick eines Baumwollenstoffes die Worte aus jener Ode Gray's

Und das Gespinnst, klar wie die Sonnen,
Des Menschen Herzblut hat's gesponnen.

Bleibt denn den Fabrikkindern gar keine Erholung übrig? Verschafft man ihnen denn gar keine Mittel, die Einförmigkeit ihres Geschäfs zu versüßen? Gibt es gar keinen Zeitvertreib, der sie auf Augenblicke über das Elend ihres Standes erhebe? Dem Leser, der diese Fragen aufwirft, berichten wir, daß in einigen Fabriken die Kinder die Erlaubniß haben zu singen; sie dürfen ihre Stimmen zum Gebete vereinigen. Wenn wir uns des Wortes Gebet bedienen, so wollen wir damit sagen, daß profane Gesänge ihnen streng untersagt sind und daß die Kinder sich einzig und allein auf Hymnen beschränken müssen; und so singen sie denn, als ob sie das Geprassel der tyrannischen Maschine übertönen wollten, mit wahrhaft rührender Innigkeit, welche gewisse Leute überaus lieblich finden, ohne in den abgesungenen Worten irgend einen Vorwurf, irgend eine planmäßige Satire auch nur zu ahnen.

Aber es gibt Leute, welche, wenn sie diese halbnackte Kinder, zu neunstündiger, täglicher Arbeit verdammt, wöchentlich wenige Groschen verdienend, die glühendsten Dank-Hymnen anstimmen hören, gezwungen sind, den Contrast zwischen den Verhältnissen der Sänger und den Liedern,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

welche sie singen, auf's Lebhafteste zu empfinden. Es ist unmöglich, daß einen Menschen, ich meine einen reichen, sehr reichen Menschen, nicht plötzliches Herzweh befallen sollte, wenn er bei seinem Eintritt in die Fabrik die Kinder mit durchdringenden Tönen singen, nein! schreien hört:

O erwache,
Gott der Rache!
Diese sünd'ge Welt zu richten,
Alle Bösen zu vernichten.
Schmettre unsere Feinde nieder,
Sei der Armen Vater wieder!
O erwache,
Gott der Rache!

Oefter noch hört man sie salomonische Psalmen singen, diese glänzenden und die Phantasie entzündenden Schilderungen üppiger Paläste, üppiger Gärten und üppiger Frauen. Welch ein Contrast! Sind diese Worte, die von den bleichen Lippen dieser halbverhungerten, in Lumpen einhergehenden, hohlwangigen und todtmüden Kinder rollen, nicht ein zum Himmel schreiender Vorwurf! Und diese wollüstigen Lieder, impfen sie nicht das Schrecklichste der Gifte in die Herzen der jungen Sänger?! Wie muß nicht der Teufel über die Fühllosigkeit, Albernheit und Gleißnerei derjenigen lachen, die zum Singen der Psalmen und Hymnen, dieser Ironie des Elends, dieser bittern Kritik der Nacktheit und der Sünde, anregen!

Verfolgen wir das Schicksal unseres Fabrikmädchens, das mit dem Alter, wo die Kindheit erwacht, aufhört ein Kind zu sein und mit wenig mehr als sechzehn Jahren sich schon an einen Mann verheirathet, der kaum älter ist als sie. Dann wiederholt sich die Geschichte des Elends ihrer Eltern; sie erzeugen eben so bleiche und verkrüppelte Kinder, und bringen sie der Maschine, diesem Moloch, zum Opfer; es folgen derselbe Mangel, dieselbe Trostlosigkeit, dieselbe Verzweiflung; dieselbe frühe Verheirathung, und dieselben bleichen und schwächlichen Sprößlinge.

Gibt es denn kein Heilmittel für diesen Zustand der Dinge? Sind die Triumphe menschlicher Intelligenz, welche die Elemente bezwungen und sich unterwürfig gemacht, nur zum Nutzen einiger Wenigen und zum Verderben der Masse errungen? Ist der Dampf nur ein ungezähmter Riese, nur da, die Knochen der Unglücklichen zu verstümmeln, oder ist es ein wohlthätiges Wesen, das zum Nutzen des Menschengeschlechts geschaffen, ihm Muße geben soll, sich zu vervollkommnen und den Zweck seines Daseins zu erfüllen? Es ist uns, als hörten wir bei dieser, eines utopischen Collegiums würdigen Aufgabe, das Hohnlachen der Weltleute, als sähen wir bei dieser dummen Frage, die nur bei einem Bewohner von Bedlam nicht auffallen kann, die Verachtung ihre Lippen kräuseln.

„Und wird dies immer so bleiben?" fragten wir, als wir einige Fabrikäle in dem düsteren Manchester durchwandelten, und diese elenden Männer und Weiber sahen, und die noch elenderen Kinder, wie sie müde und kranken Herzens sich aus den Arbeitssälen in ihre schmutzigen Hütten begaben.

„Und wird dies immer so bleiben, oder ist die gegenwärtige Generation bestimmt, das Ende dieser Crisis und das Morgenroth eines schönern Tages für die Armen anbrechen zu sehen? Ist die arbeitende Klasse allein verdammt, in seiner Erniedrigung zu bleiben und den Hunger zum steten Begleiter zu haben, und soll das gelobte Land erst das Erbtheil einer späteren Generation werden? Werden die Enkel der heutigen Menschen die Milch und den Honig fließen sehen, während unsere Epoche von den Plagen heim gesucht wird? Und darf dies immer so bleiben?" fragen wir noch einmal.

Wir waren in unseren Gasthof zurückgekehrt, und saßen am Kamin mit geschlossenen Augen, mit auf die Brust gesenktem Kopfe in einer Art von Halbschlummer, als plötzlich ein großes Ereigniß sich begab: alle und jede Menschenarbeit ward durch den Dampf verrichtet. Es gab keine Beschäftigung mehr für die arbeitende Klasse, die Maschinen waren das Eigenthum einiger Wenigen, die, da sie die Quellen aller Genüsse besaßen, auch die Herren der Welt waren. Manchester war wie eine von der Pest verheerte Stadt. Seine Einwohner glichen wilden Thieren; Gras wuchs auf den Schwellen der Fabriken und Eulen erfüllten die Marktplätze mit ihrem Geschrei. Trostlosigkeit herrschte aller Orten, und dennoch verkündete sie den Menschen, daß die Wissenschaft ihren edelsten Sieg und menschlicher Scharfsinn seinen größten Triumph errungen. Die Menschen aber wandelten düsterblickend und schweigend umher, oder lachten stumpfsinnig. Sie wiesen auf die hohlen Wangen ihrer Kinder, auf die bleichen Gesichter ihrer Frauen, auf die Säuglinge, die an den ausgetrockneten Brüsten ihrer Mütter wimmerten.

Nichtsdestoweniger waren Leute da, welche die trostlose Menge zu beschwichtigen suchten, ihr das Nahen einer besseren Zeit predigten und das Erscheinen eines Wesens verhießen, das, wenngleich scheußlich in seiner äußeren Gestalt und von grausamem Thun, dennoch ein Vorkämpfer sein

würde für die Rechte der Menschheit, der wohlthätige Spender von Früchten der Erde und aller der Segnungen, welche das Menschengeschlecht beglücken können. Allein die Menge, ungeachtet dieser goldenen Verheißung, verfluchte dieses Wesen und nannte es ein Ungeheuer, einen Dämon, einen bösen Genius, der bei dem Hunger der Armen lacht und bei ihren Klagen und Seufzern ruhig schläft, der tausend Unglücklichen das Brod genommen, um einige Privilegirte zu mästen. So riefen die hungernden Menschen.

Endlich aber ließ dies mit Flüchen überhäufte Wesen seine schreckliche Hülle sinken und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Wie anmuthig war plötzlich seine Erscheinung! Wie flossen die Worte süß und melodisch von seinen Lippen! Es war die Wissenschaft, sie sprach, und die wilden Herzen der Sterblichen wurden besänftigt, ihre Augen glänzten wieder; neues Leben rann durch ihre Adern; ihr Leid verstummte, ihre Angst schwand; und die Menge, in Demuth und Liebe, lauschte knieend seinen Worten.

„Die Uebel," sprach die Wissenschaft, „die Leiden, welche die Menschheit getroffen, waren unvermeidlich und sind aus dem Zustande hervorgegangen, in dem ich mich befinde. Die Menschen haben sich meiner Kindheit aufgeopfert, darum ist es es billig, daß sie jetzt, wo meine Kraft ihre Reife erlangt, die Früchte meines Wohlwollens ernten. Anscheinend wirkte ich nur für das Glück einiger Wenigen und ließ die Uebrigen in Verzweiflung, und durch ein unbezwingliches Verhängniß schwelgten wirklich eine Zeit lang diese Wenigen im Ueberfluß, während die Menge hungerte. Jetzt, wo die Wissenschaft im Zenith ihrer Macht steht, wird sie jegliche Arbeit verrichten, aber nicht von einer kleinen Anzahl Wucherer sich beherrschen lassen, für das ganze Menschengeschlecht wird sie thätig sein. Armuth, Mühe und Ungerechtigkeit werden von der Erde verschwinden; und Aufklärung, Ordnung und Friede, Früchte einer segensreichen Muße, werden dem Ebenbilde Gottes Adel und Wonne verleihen.

Da erweckte mich eine polternde Stimme, und die Illusion verschwand. Es war ein Handlungsreisender, der, wie er mußte, ein sechtes Glas Grog forderte.

„Mein Herr," wandte er sich zu mir, „ich ersehe aus dem Journal, daß man sich noch immer mit dem Zustand der Fabrikkinder beschäftigt. Ich frage: wozu? man sollte die Dinge lassen, wie sie sind."

Und der Handlungsreisende begann seine Westentaschen-Philosophie auszukramen, die Philosophie aller der ehrlichen Leute, die noch niemals gemeuchelmordet und noch niemals einen Wechsel protestiren lassen.

Aber die Dinge werden nicht immer so bleiben; und wenn es der Wissenschaft auch unmöglich ist, das Viertel **Seven-Dias** in den Garten der Hesperiden umzuwandeln oder Milch und Honig in der Holywell-Straße fließen zu lassen, so ist doch die Zeit nicht mehr fern, wo man die Uebel, die wie eiternde Geschwüre an dem socialen Körper nagen, unter die Zahl der Grausamkeiten früherer Jahrhunderte setzen wird. Noch eine Generation, und man wird diejenigen, die sich so hartnäckig der Verbesserung des Zustandes der Fabrikkinder widersetzen, an die Seite der Bewunderer der Tortur und der Widersacher der Kornbill stellen.

Douglas Jerrold.

Macht der Gewohnheit.

Die Gewohnheit ist die andere Natur; eine Wahrheit, die alle Philosophen, die alten wie die modernen, anerkannt haben; und wenn ihr zufällig, bei einer politischen Dicussion oder wenn ihr mit euren Freunden schwatzt, dieses Maxim ausspricht, könnt ihr euch überzeugen, daß es Niemanden im Entferntesten einfallen wird, es zu bestreiten.

Man behauptet, die Meinung beherrsche die Welt, aber die Gewohnheit beherrscht sie noch weit mehr. Sie präsidirt bei allen Handlungen unseres Lebens, bei den wichtigsten wie bei den unbedeutendsten, und verläßt uns erst im Grabe. Sie begleitet uns auf jedem Schritt bei Tage und setzt sich Nachts auf unser Pfühl. Sie gibt die Stunde an, wenn wir aufstehen und uns zur Ruhe begeben müssen. Sie bestimmt die Zeit und Dauer unseres Mahls und regelt unseren Appetit. Sie kleidet uns an und aus, läßt uns ausgehen und heimkehren, führt uns durch diese Straße mehr als durch eine andere, mehr durch die Tuillerien als durch das Luxembourg, mehr über die Boulevards als über die Elyseischen Felder, mehr in das Theater Français als in die Porte St. Martin. Sie ist es, die noch immer den Puder auf den Häuptern der Pairs von Frankreich, den Poeten des Kaiserreichs die weiße Cravatte erhalten und die Havanna-Cigarre den gelb behandschuhten Dandys unentbehrlich gemacht hat.

Dionys, der Tyrann von Syracus, wurde Schulmeister in Corinth, aus Gewohnheit, zu befehlen. Die Gewohnheit zu siegen hat Napoleon

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ins Verderben gestürzt. Ohne sie würde er keinen russischen Feldzug, keine Schlacht von Waterloo, keinen Felsen von St. Helena gekannt haben.

Ich kenne einen alten General, der morgens nicht eher sein Bett verläßt, als bis sein Bedienter den Reveil geschlagen hat. Eine Gewohnheit, die sich aus der Militärschule datirt.

Wie oft sind wir nicht, nach einem Umzuge, in unsere ehemalige Wohnung zurückgekehrt, die Treppe hinangestiegen und hatten an unsere ehemalige Thür gepocht. Unzählige Beispiele könnten wir noch anführen, um die große Wahrheit zu beweisen: die Gewohnheit ist die andere Natur.

Die folgende Geschichte ist, dünkt mich, würdig, eine Stelle in der Gallerie der Gewohnheiten einzunehmen. Urtheilt selbst.

Vor einiger Zeit spazierte ich in dem Garten des Palais Royal, in dem ich, beiläufig bemerkt, oft spaziere, weil ich die mit Stricken garnirten Alleen und die ewigen Holzgitter nicht leiden mag, als mich Jemand vertraulich auf die Schulter klopfte. Ich wende mich um, und erblicke Herrn Dumarais, eine alte Bekanntschaft.

„Ach! Sie sind es, Herr Dumarais... Wie geht es?"

„Schlecht, mein Freund, schlecht... Ich bin sehr leidend, sehr niedergeschlagen."

„Ich finde Sie in der That verändert... was ist Ihnen denn begegnet?..."

„Viel! sehr viel!"

Und Herr Dumarais ließ einen Seufzer hören, daß ich fürchtete, die Gallerie Montpensier einstürzen zu sehen. Ich lud ihn ein, sich auf einen Stuhl neben mich zu setzen und mir den Grund seiner Betrübniß mitzutheilen; das that er denn auch, nachdem er drei große Prisen Taback in seine Nase spedirt.

„Sie wissen, mein theurer Freund," begann er, „daß ich nicht seit gestern in der Journalistik bin, sondern seitdem ich in Paris lebe, also vom Januar 1787, wo ich durch die Protection von Monseigneur, dem Bischof von Chartres, dessen Privatsecretär mein Bruder war, eine Stelle bei der **Gazette de France** erhielt. Später ging ich zum **Moniteur** über, dann zum **Journal de l'Empire**, bei dem ich mehrere Jahre blieb, dann zur **Gazette**, die ich für den **Courrier de l'Europe** verließ... Ach! als dieses Journal starb, nahm mich ein andres auf. So ging es fort von Journal zu Journal, und bis jetzt, wo ich siebenzig Jahre zähle, habe ich von dem kleinen Gehalt, das man mir bewilligte, anständig gelebt. Ich habe zwar nichts gespart, das ist wahr, aber ich schulde auch nicht einen Sou."

Ich gab ihm durch ein Kopfnicken meinen Beifall zu erkennen. Er fuhr fort.

„Ehemals machte es mir unendliches Vergnügen an einem Journale zu arbeiten! Ihr könnt euch keine Idee davon machen, ihr Anderen. Man ward mit so viel Achtung, mit so viel Rücksichten von dem Redacteur en chef behandelt. Man war in steter Verbindung mit den ausgezeichnetsten Schriftstellern und großen Herren, die so liebenswürdige Manieren hatten und stets etwas Verbindliches und Geistreiches zu sagen wußten. Selbst unter dem Kaiserreich war doch der Stand eines Journalisten in einem gewissen Ansehen. Man erwarb sich Ruhm und die öffentliche Achtung. Heutzutage denkt man an nichts, als an das Geld. Von dem Augenblicke an, wo man der bezahlten Annonce die vierte Columne einräumte, habe ich es vorhergesagt, wie es kommen würde. Jetzt ist ein Journal nichts als ein Kramladen, wo man Waaren zu allen Preisen ausbietet."

„O! Herr Dumarais, rief ich, sie sind ein wenig zu streng!..."

„Ich bin wahr, das ist die Sache. Vor der Revolution würde man große Augen gemacht haben, wenn sich ein Mann ohne einigen literarischen Ruf an die Spitze eines Journals gestellt hätte. Jetzt aber übernimmt der erste beste Krämer, der sich an dem Verkauf von Zimmt und Syrup bereichert hat, kühn die Redaction eines politischen Journals; ein Apotheker, der eine neue Pommade oder ein Fleckwasser fabricirt und sich dadurch emporgeschwungen hat, hält sich fähig, eine Literaturzeitung herauszugeben. Es ist zum Erbarmen, auf mein Ehrenwort! Und was für eine Arroganz besitzen diese Leute nicht!... Sie reden aus einem Ton!... Sie glauben, zum Beispiel, sie haben eine feste Anstellung?... Ja!... Am Ende des Monats entläßt man sie, und gönnt ihnen nicht einmal, wie doch dem lumpigsten Lakaien, acht Tage, sich ein anderes Unterkommen zu suchen."

„Ach!... jetzt ist mir ihre Entrüstung erklärlich... Sie arbeiten nicht mehr an dem.."

„Nein! nein... man hat mich auf die empörendste Weise verabschiedet... Ich könnte ihnen ein Langes darüber erzählen... daran ist nur dieser Geldteufel Schuld... diese lächerliche Manie, aller Orten Ersparnisse zu machen... Sie hatten überdies mein Honorar auf sechzig Francs reducirt... und ich hätte mich mit einem noch geringerem begnügt."

„Das ist allerdings eine bescheidene Forderung für einen Mann wie sie, der mit der Journalistik so vertraut ist."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nicht!? und dennoch gaben sie mir meine Stelle nicht wieder und nahmen einen Redacteur für dreihundert Francs den Monat. Es gehören viele Jahre dazu, ein guter Journalist zu werden. Mein Fach ist ein ganz besonderes, ich beschäftige mich hauptsächlich mit den „vermischten Nachrichten", und ohne mich zu rühmen, kann ich dreist behaupten, daß Keiner so wie ich, interessante Neuigkeiten aufzufinden und die Kunst sie gehörig und hervorspringend zu ordnen, versteht. Sie müssen wissen, daß Tact und ein besonderes Studium dazu gehören! Allgemein betrachtet man dies als etwas Leichtes und glaubt, daß man nur die Scheere handzuhaben brauche... Man sagt: das darf ja nur herausgeschnitten werden!... Das ist wahr, aber es versteht nicht Jeder herauszuschneiden, wer da will..."

Herr Dumarais steckte die Hand in die Seitentasche seines Oberrocks und zog eine gewaltige Scheere hervor; dann sagte er mit vor Schmerz bewegter Stimme:

„Da ist sie, meine Scheere!... Seit funfzig Jahren hat sie mich nie verlassen! Sie können bemerken, daß sie nicht unthätig in meinen Händen blieb. Man kann ihr die lange Dienstzeit ansehen. Arme Freundin! und ich sollte mich von dir trennen!... Nein, nimmer!... Du, meine Ehrenwaffe, sollst mit mir begraben werden!..."

Diese schöne oratorische Bewegung hatte die Aufmerksamkeit einiger Vorübergehenden erregt, ich sah, wie man sich bereits anschickte, einen Kreis um uns zu schließen. Schnell ergriff ich Herrn Dumarais Arm und schleppte ihn eine Strecke mit mir fort.

„Auf diese Weise, sagte ich zu ihm, haben Sie also jetzt gar keine Beschäftigung!..."

„Ach! mein theurer Freund, womit sollte ich mich denn beschäftigen? Wenn man Journalist gewesen ist, kann man nichts Anderes mehr werden. Das ist ein Stand, der die ganze Existenz eines Menschen ausschließlich in Anspruch nimmt. Ein Romanschreiber kann Minister, ein Vaudevillen-Fabrikant Präfect werden; aber ein Journalist kann nur ein Journalist bleiben. Was meinen sie... seitdem ich frei bin, kenne ich mich selbst nicht mehr. Abends habe ich die größte Mühe, mich in den Schlaf zu bringen. Bei dem geringsten Geräusch, däucht es mir, den Ruf zu hören: Herr Dumarais, es fehlt noch eine Columne! Des Morgens kleide ich mich hastig an, eile, stürze die fünf Treppen herunter und dann fällt mir erst ein, daß man mir meine Beschäftigung entzogen hat, und mich die Ausgabe meines Journals für die Provinz nicht mehr kümmern darf. Meine ganze Lebensordnung ist dadurch gestört. Mittags, während ich promenire, arbeitet mein Geist... um fünf Uhr rinnt das Blut heftiger in meinen Adern... Ich weiß, daß dies der Moment ist, Feuer zu geben, wie wir das so nennen... Ich sehe sie gekrümmt an dem grünen Tisch sitzen und schreiben... Und ich darf nicht mehr dabei sein... ich darf nicht mehr dabei sein!"

Herr Dumarais vergoß zwei große Thränen. Ich selbst war bewegt.

„Beruhigen Sie sich", sagte ich zu ihm, seine Hand ergreifend, „lassen Sie sich durch die Philosophie trösten. Ich verspreche Ihnen, nichts zu vernachlässigen, um ihren Kummer zu beschwichtigen. Ich werde diejenigen meiner Freunde aufsuchen, die Einfluß auf die Journale haben, und ich glaube, Ihnen mit ziemlicher Gewißheit versprechen zu dürfen..."

„Ach! wie werden Sie mich verbinden!"

„Lassen wir das... Indeß suchen Sie sich auf die bestmögliche Weise zu beschäftigen... Verscheuchen Sie diese schwarzen Gedanken... Gehen Sie auf die Börse... in den Justizpalast... in die Morgue... zerstreuen Sie sich durch das Lesen der Journale..."

„O, das erneuet meinen Schmerz... Ich muß mir jetzt das Journal kaufen, das ich lesen will... ich muß einen Sou dafür zahlen... wie ich mich auch sträube, muß ich doch diese Ausgabe machen... denken Sie sich, man hat die Infamie gehabt, mir sogar das „Aushängeexemplar" zu verweigern!"

„Nun, Sie können das meinige jeden Morgen lesen... es ist zu Ihrer Disposition."

„Wirklich?... O! tausend, tausend Dank!... Ich werde mich jeden Morgen pünktlich einfinden."

„Leben Sie wohl." Ich verließ Herrn Dumarais.

Den Morgen darauf, — es war kaum acht Uhr und ich lag noch in tiefem Schlaf, da ich erst spät mich niedergelegt, — öffnete sich plötzlich meine Zimmerthür. Bestürzt richte ich mich auf und erblicke Herrn Dumarais an meinem Bette, der mein ganz entfaltetes Journal in der Hand hält.

„Wie! rief er, sie schlafen noch und ihr Journal ist da!?"

„Das ist möglich", rief ich gähnend und wünschte aus ganzem Herzen den Lästigen zu allen Teufeln, „aber ich stehe nie vor zehn Uhr auf... überdies bin ich krank und der Ruhe benöthigt..."

„O! geniren Sie sich nicht... schlafen Sie, schlafen Sie... ich werde mich an ihr Büreau sez-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zen und alles Bemerkenswerthe schwarz unterstreichen; das wird ihnen später die Uebersicht erleichtern...

„Thun sie, was sie wollen..."

Ich hüllte mich in die Kissen und versuchte wieder einzuschlafen, aber vergeblich! Herr Dumarais las das Journal und jeden Augenblick hörte ich ihn murmeln: „Wetter!... das ist wichtig!... O! ein wundervoller Artikel!..."

Dann war mir wieder, als hörte ich das Klirren von sich kreuzenden Degenklingen... Ich glaubte zu träumen... Schnell erhob ich mich, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, wie Herr Dumarais, die Scheere in der Hand, mein Journal in tausend Fetzen schnitt.

„Halten Sie ein," rief ich schon halb aus dem Bette, „Herr Dumarais, halten Sie doch ein!... Was soll das heißen?"

„Wie? was das heißen soll?" erwiederte Herr Dumarais mit verwunderter Miene. „Sie sehen es ja! Ich ordne meine „vermischten Nachrichten" für die morgende Nummer!..."

„Was für Nachrichten?... Was für eine Nummer?... Haben Sie den Verstand verloren?..."

„Ach! Verzeihung! Verzeihung!... Es ist ja wahr!... Ich dachte nicht mehr daran... Verdammte Gewohnheit!..." Und Herr Dumarais schob seine Scheere in die Tasche und erschöpfte sich in Entschuldigungen.

„Mein Gott, was ich zerstreut bin," sagte er. „Ich habe gefehlt, aber ohne Absicht!... Und ein „Aushängeexemplar" wie dies da!... Papier, Typen, alles war so zierlich! Sie sehen, die Gewohnheit war stärker, als ich... die verteufelte Scheere!..."

„Was ist zu thun, Herr Dumarais?... Indeß, der Verlust ist leicht zu ersetzen... ich werde mir eine andere Nummer holen lassen."

„Das ist wahr... dennoch bin ich nicht wenig wider mich aufgebracht... es soll gewiß, ich schwöre es, das letzte Mal sein!... Aber sie werden mir zürnen?"

„Nein, nicht im geringsten...."

„Und darf ich morgen wiederkommen?"

„Ohne Zweifel... aber kommen sie später... oder besser, lassen Sie sich mein Journal vom Portier aushändigen... ich autorisire Sie dazu... und gegen Mittag schicken Sie es mir zurück."

„Ich werde es Ihnen selbst überbringen... Nicht? Adieu, mein theurer Freund, nochmals bitte ich tausendmal um Entschuldigung... und vergessen Sie nicht, warum ich Sie bat... legen Sie ein gutes Wort bei Ihren Bekannten für mich ein."

Ich versicherte ihm, daß ich mich seiner thätig annehmen würde, schrieb, nachdem ich mich angekleidet, mehrere Briefe in seiner Angelegenheit und bat zugleich dringend um schleunige Beantwortung.

Denselben Abend noch mußte ich eine Reise nach Evreux unternehmen und kehrte erst nach sechs Tagen zurück. Unter den für mich eingelaufenen Briefen befand sich auch ein, meinem Gesuch in Bezug auf Herrn Dumarais günstiger. Man benachrichtigte mich, daß er sich nur im Bureau des **Journal de Paris** präsentiren dürfe, um Beschäftigung zu erhalten.

Ich forderte meine Journale. Der Portier schlug ein homerisches Gelächter auf.

„Ach," rief er, „ihre Journale sind in schönem Zustande! Sehen sie selbst!... Der alte Herr, Ihre Bekanntschaft, hat sich dies Vergnügen gemacht.... Nicht eine einzige Nummer ist unversehrt...."

In der That hatte Herr Dumarais, wie gewöhnlich, seine „vermischte Nachrichten" fabricirt. Ich sah nun wohl ein, daß nicht ein Augenblick zu verlieren war. Ich lief spornstreichs nach der Rue Thévenot, Nummer 18, und stieg bis in die fünfte Etage zu meinem halbtollen Journalisten. Er war ausgegangen. Indeß fand ich seine Aufwärterin, die mir sagte, daß er den Weg nach dem Palais royal genommen. Ich eilte also in dieser Richtung fort. In dem Moment, wo ich von der Seite der Rotunde in den Garten trat, bemerkte ich vor dem Pavillon zur Rechten, wo die Journale ausliegen, einen Zusammenlauf. Eine Ahnung zog mich dorthin. In der Mitte der Gruppe wehrte sich ein Mann gegen zwei Stadtsergeanten, während der Gartenaufseher ihn am Rocke festhielt und die Dame des Pavillons, heftig gestikulirend, auf einige ganz in Fetzen zerschnittene Journale wies. Das Publikum, nach seiner edlen und liebenswürdigen Gewohnheit, nahm Partei für den Schuldigen. Herr Dumarais (denn wer konnte es anders sein) bemühte sich vergebens, sich zu rechtfertigen. Man hörte ihn nicht an und führte ihn in die Wache, wohin ich ihm folgte. Nicht ohne Mühe gelang es mir da, zu beweisen, indem ich meine eigenen Journale, die ich glücklicherweise zu mir gesteckt, vorlegte, daß Herr Dumarais durchaus nicht die Absicht gehabt, der Industrie der Dame des Pavillons zu schaden und daß einzig und allein die Macht der Gewohnheit ihn zu diesem Attentat veranlaßt. Ich zahlte dem Offizier des Postens den doppelten Werth der Journale und befreite endlich den armen Herrn Dumarais, der mehr todt als lebendig war, und nicht eher frischten sich seine Lebensgeister wieder auf, als bis ich ihm meine angenehme Neuigkeit mitgetheilt. Gemeinschaftlich begaben wir uns dann in das Büreau des **Journal de Paris**, und jetzt zerschneidet und decimirt er mit Wollust die Journale, um seine „vermischte Nachrichten" zu präpariren, ohne die Journale seiner Bekannten nöthig zu haben oder die Stadtsergeanten fürchten zu dürfen.

Gibt es wohl ein stärkeres Beispiel von der Macht der Gewohnheit?

A. de Berruyer.
(Europe Monarchique.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt.

	Seite
Die Musik in Spanien. (A. Gueroult.)	5
Die fünf Schwestern von York. (Boz-Dickens.)	10
Hylas. (Nach dem Englischen)	18
Die Vendeer-Hochzeit. (J. Janin.)	19
Die Tröster. (United Service Journal.)	29
Scenen aus Afrika. (L' Afrique française.)	38
Erinnerungen aus Spanien (A. Gueroult.)	46
Verbrechen und Reue (Merville.)	56
Hadjee Meer Meerza, das Lamm mit dem Löwenherzen. (Frankf. Conv.-Bl.)	71
Achilles le Deuc. (Journal de la Marine.)	86
Der Pfarrer Bonaparte. (Courrier français.)	92
Der Freund des Armen. (Voleur.)	99
Abenteuer eines Banianen. (Le Corsaire.)	101
Die letzten Augenblicke des Fürsten von Talleyrand. (Revue Britannique.)	114
Gil Blas	123
Die Londoner fashionable Gesellschaft. (Lady Blessington.)	132
Leone Leoni. (G. Sand.)	145
Der Auctionator (Douglas Jerrold.)	166
Das Fabrikmädchen (Douglas Jerrold.)	175
Macht der Gewohnheit. (A. de Berruyer.)	184

Artistische Beilagen.

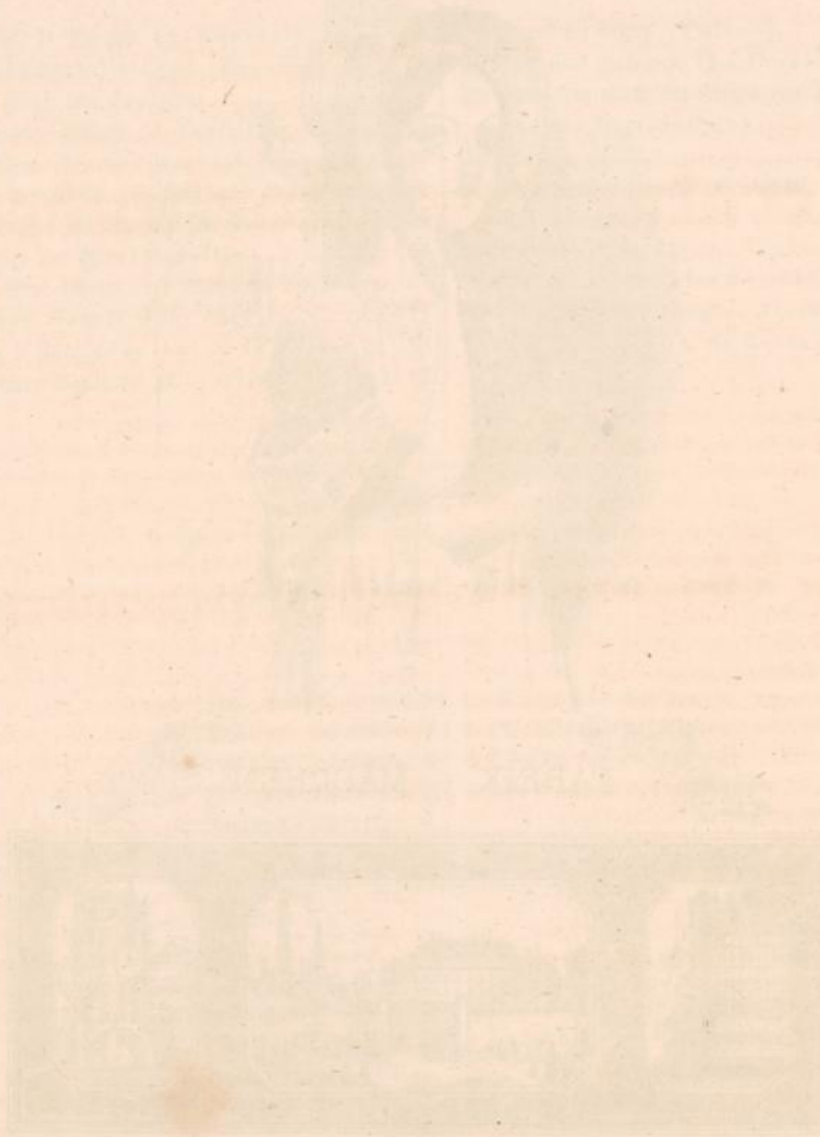
1. Licht- und Schattenseite Nr. 1. (Ritter und Reiter).
2. Licht- und Schattenseite Nr. 2. (Wohlthat und Härte).
3. Licht- und Schattenseite Nr. 3. (Schön und Häßlich).
4. Licht- und Schattenseite Nr. 4. (Roß und Gaul).
5. Jagdnoth. Colorirt.
6. Heirathsantrag. Colorirt.
7. Indirekte Steuer. Colorirt.
8. Gil Blas. Nr. 1.
9. Gil Blas. Nr. 2.
10. Diät-Freunde. Colorirt.
11. Auctionator.
12. Fabrik-Mädchen.

Gedruckt bei J. Petsch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FABRIK - MÄDCHEN.

Lith. Anst. v. F. Silber in Berlin.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf